Das Weib im Leben der Völker

Herausgegeben von
Albert Friedenthal

Berlin
Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst

Das Weib im Leben der Völker

Das Weib im Leben der Völker

von

Albert Friedenthal

Mit 1084 Abbildungen im Text, 48 farbigen Beilagen und einer ethnographischen Karte

Erster Band

Erschienen bei der Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst in Berlin.

Das farbige Deckelbild iſt gemalt von Kunſtmaler Schulz-Wettel in Friedenau, den Titel zeichnete Bernhard Lorenz in Dresden. Der Satz und Druck des geſamten Werkes wurde ausgeführt von der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig.

Vorwort.

Mit dem vorliegenden Werk hatte ich die Absicht, über die Frauen aller Völker zu schreiben, und zwar mit besonderer Berücksichtigung ihrer körperlichen, geistigen und seelischen Eigenschaften. Was ich darüber zu sagen weiß, beruht auf Kenntnissen, die ich aus unmittelbarer Anschauung während einer 25jährigen Wanderfahrt über die meisten Länder des Erdballs gesammelt und auf Grund jahrelang getriebener anthropologischer und ethnologischer Studien gesichtet habe. Wo meine praktischen Erfahrungen nicht ausreichten — und das ist bei einem in einen so weiten Rahmen gespannten Werk begreiflicherweise oft der Fall —, suchte ich die Belehrung aus der einschlägigen Literatur, über die ich (mit gelegentlicher Ausnahme von solchen Werken, die bereits im Text genannt werden) ein besonderes Verzeichnis (s. Seite XIII) aufgestellt habe.

Die über das Thema „Weib" im allgemeinen so reiche Literatur ist auf dem Sondergebiet, über das ich mich in diesem Buche ausgebreitet habe, bisher noch recht lückenhaft geblieben. Die bekannten Werke von Ploß, Stratz, Krauß, Schweiger-Lerchenfeld, Joyce und Thomas, Perrier und Vignola (s. die Titel ihrer Werke im genannten Literaturverzeichnis) verfolgen entweder ganz andere Ziele, oder aber sie sind fern von der Ausführlichkeit, die der Titel verheißt.

Das vorliegende Buch enthält eine Schilderung der Frauen von nahe an vierhundert Volksstämmen und Zweigen aus den eingangs erwähnten Gesichtspunkten, die in der Einleitung zu dem Werk noch näher beleuchtet werden.

Die Abbildungen entstammen teils meiner eigenen Sammlung, teils der Opferwilligkeit freundlicher Sammler, teils sind sie vorhandenen Werken entlehnt, wie besonders dem englischen „Women of all Nations" von T. A. Joyce und N. W. Thomas.

Die Bezeichnungen der Bilder sind nach sorgfältigster Prüfung der Typen erfolgt. Daß dennoch hier und da Irrtümer untergelaufen sein mögen, will ich in Anbetracht der großen Schwierigkeit, einen Typus ethnologisch mit völliger Sicherheit zu bestimmen, nicht bezweifeln.

Die Bilder unmittelbar im Zusammenhang mit dem Text zu bringen, war technisch nicht ausführbar. Die am besten übersichtliche Zusammenstellung von Text und Bildern findet der Leser im Inhaltsverzeichnis.

Es war natürlich beabsichtigt, dem Beschauer in den Abbildungen das für die Vertreterin des Volksstammes Charakteristische, das wirklich „Typische" zu bieten. Leider ließ sich diese Absicht nicht immer ausführen, und so wolle sich der Leser begnügen, durch unsere Abbildungen zwar die Angehörigen bestimmter Volksstämme kennen zu lernen, aber unter Verzicht darauf, daß sich zwischen den Zügen der Dargestellten oder ihrer Bekleidung in jedem einzelnen Falle eine Übereinstimmung mit der Schilderung in dem zugehörigen Artikel findet.

Allen Personen, die mich durch gütige Übersendung von Bildermaterial unterstützten, sei hiermit mein Dank abgestattet. Jede weitere aus dem Leserkreise erfolgende Zusendung von ergänzenden Informationen für den Text wie von Photographien, die einer bereits ins Auge gefaßten Neuauflage zugute kämen, werden dankbar begrüßt werden.

Berlin, im Herbst 1910.

Albert Friedenthal.

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/dasweibimlebende01frie

Inhaltsverzeichnis.

Erster Band.

Vorwort V
Inhaltsverzeichnis VII
Verzeichnis der Beilagen XI
Literaturverzeichnis XIII
Einleitung XVII

Australien und Ozeanien (Abb. 1—84) 1

Die Frauen der eingeborenen Australier (Abb. 1—9, 11, 14, 72) 3
Melanesien und seine Frauen (Abb. 10, 12, 13, 15—37) 11
Die Frauen der Papuas (Abb. 10, 12, 13, 15—21) 13
Die Frauen der Salomoinseln (Abb. 22, 23, 25—27) 18
Die Frauen der neuen Hebriden und Santa-Cruz-Inseln 19
Die Neukaledonierinnen und Loyalty-Insulanerinnen (Abb. 24, 28, 29) . . 22
Die Fidschi-Insulanerinnen (Abb. 30—37) 23
Mikronesien (Abb. 38—49) 26
Die Frauen der Marianen- (Ladronen-) Inseln 26
Die Frauen der Karolineninseln (Abb. 38—42, 48) 27
Die Frauen der Palauinseln (Abb. 38, 43, 48) 29
Die Frauen der Marschall- und Gilbertinseln (Abb. 44—47, 49) 30
Die Frauen Polynesiens (Abb. 50—82) 34
Die Tonganerin (Abb. 59, 60, 63—69) 36
Die Samoanerin (Abb. 50—58, 61, 62) 36
Die Frauen der Elliceinseln 40
Die Frauen der Maori (Abb. 70, 71, 73, 74) 40
Die Frauen der Rarotonganer 43
Die Frauen im Tahiti-Archipel (Abb. 75, 76) 44
Die Frauen der Markesasinseln (Abb. 79—81) 47
Die Frauen des Paumotu-Archipels 50
Die Kanakinnen (Frauen von Hawaii) (Abb. 77, 78, 82) 50
Die „Colonial" oder weiße Australierin (Abb. 83, 84) 52

Amerika (Abb. 85—316) 57

Die Frauen der Eskimos (Abb. 85—101) 59
Die Indianerin (Abb. 102—179, 181—188, 190—227) 64
Die Indianerin im nördlichen Nordamerika (Abb. 102—107, 109) 69
Die Indianerin der Vereinigten Staaten (Abb. 108, 110—149) 76
Die Indianerin Mexikos und Zentralamerikas (Abb. 150—174, 176, 177, 179, 182) 84
Die Karaibin (Abb. 175) 88
Die Indianerin von Venezuela und Guayana (Abb. 178) 89
Die Indianerin im nordwestlichen Südamerika (Abb. 181, 183) 93
Die Indianerin des Kordillerenhochlands (Abb. 186) 94
Die Waldindianerin Brasiliens (Abb. 193—208, 211, 212) 95
Die Indianerin der Plataländer (Abb. 184, 185, 187, 188, 190—192) . . 99
Die Indianerin des südlichen Südamerika (Abb. 209, 210, 213—227) . . . 105

Die Mulattin und ihre Deszendentinnen (Abb. 189, 235—245) 112
Die Mestizin und ihre Deszendentinnen (Abb. 180, 228—234; 246—251) . 117
Die spanische Kreolin (Abb. 252—279, 787) 122
Die Guachinanga (Abb. 252—259) 136
Die Caraqueña (Abb. 261) 139
Die Kreolin von Ecuador (Abb. 264—268) 141
Die Limeña (Abb. 260, 262, 263) 143
Die Chilenin (Abb. 269—273) 146
Die Frauen am Platafluß (Abb. 274) 149
Die Kubanerin und die Portoriqueña (Abb. 275, 276) 150
Die Brasilianerin (Abb. 277—279) 154
Die Nordamerikanerin (Abb. 280—315) 160
Die Kanadierinnen (Abb. 316) 186

Afrika (Abb. 317—481) 189

Die Frauen der Mittelländischen Völker (Abb. 317—356; 357—372) . . . 191
Die Berberin (Abb. 317—323) 191
Die Kabylin (Abb. 324—331) 194
Die Targi 196
Die Maurin (Abb. 332—335, 339—341) 199
Die afrikanische Araberin (Abb. 336—338, 342—345) 202
Die Koptin (Abb. 348) 207
Die Fellachin (Abb. 346, 347) 208
Die Jüdin in Nordafrika (Abb. 349—353, 355, 356) 216
Die Fulba (Abb. 354) 217
Die Frauen der Tibbu 220
Die Nubierin (Abb. 357) 220
Die Abessinierin (Abb. 358) 221
Die Frauen der Galla (Abb. 359—361) 226
Die Somalifrau (Abb. 362, 363) 227
Die Frauen der Massai (Abb. 364—371) 229
Die Dankali (Abb. 372) 230
Die Negerstämme (Abb. 373—424) 231
Die Negerin im Sudan (Abb. 374, 387) 233
Die Negerin Ostafrikas (Abb. 373, 375—386, 388—408, 424) 235
Die Negerin in Westafrika (Abb. 409—417) 248
Die Negerin im Kongogebiet (Abb. 418—423) 255
Die Bantugruppe (Abb. 425—461) 264
Die Frauen der Kaffern (Abb. 425—454) 265
Die Hererofrau (Abb. 455—461) 284
Die Hottentotten und deren Verwandte (Abb. 462—469) 287
Die Hottentottin (Abb. 462, 465) 287
Die Buschmännin (Abb. 463) 292
Die Frauen der Zwergvölker (Abb. 464, 466, 468, 469) 293
Madagaskar (Abb. 470—476) 295
Die Frauen der Bastards (Abb. 467) 300
Die Boerin (Abb. 477, 479—481) 301
Die britische Afrikanderin (Abb. 478) 304

Zweiter Band.

Asien (Abb. 482—788) 305

Die Völker des Kaukasus (Abb. 482—484, 486) 307
Die Georgierin (Abb. 482, 484) 307
Die Tscherkessin (Abb. 483, 486) 312
Die Frauen Syriens (Abb. 487—493) 323
Die Frauen Arabiens (Abb. 494—512) 326
Die turanischen Völker (Abb. 485, 513—516) 336
Die Tatarin (Abb. 513) 336
Die Kirgisin (Abb. 514) 340
Die Turkmenin (Abb. 485, 515, 516) 341
Die iranischen Völker (Abb. 517—543) 346
Die Armenierin (Abb. 517—523) 346
Die Kurdin (Abb. 524—528) 349
Die Frauen von Dardistan und Kafiristan 351
Die Perserin (Abb. 529—543) 352
Die Afghanin 365
Die Frauen Beludschistans 367
Die Frauenwelt Indiens (Abb. 544—617) 368
Die Frauen von Tibet (Abb. 618—625) 409
Die mongolische Völkerfamilie (Abb. 626—706) 413
Mongolinnen (Abb. 626—633).
Burjätinnen (Abb. 635, 637, 639).
Kalmyckinnen (Abb. 634, 636, 638).
Samojedin (Abb. 640).
Tungusinnen (Abb. 641, 642).
Jukagirinnen (Abb. 644).
Giljakinnen (Abb. 645, 646).
Dunganin (Abb. 648).
Mandschus (Abb. 649, 650).
Die Frauen der Ainos (Abb. 643, 647) 428
Die Frauen Chinas (Abb. 650—672) 430
Die Japanerin (Abb. 673—702) 446
Die Koreanerin (Abb. 703—706) 457
Die Frauen auf Formosa 459
Die Indochinesen 460
Die Frauen Birmas (Abb. 707—719) 460
Die Frauen Siams (Abb. 720—730, 732) 470
Die Anamitin (Abb. 731, 733, 734) 474
Die Malaien (Abb. 735—775, 777, 778[?]) 478
Die Hochmalaiin (Abb. 735—740, 745 [741—743]) 478
Die Javanin (Abb. 744, 746, 748, 749, 751, 752) 479
Die Battas (Abb. 747, 750, 753, 754, 755, 756) 482
Sundanesinnen und Madureſinnen (Abb. 757) 484
Die West-Sumatranerinnen (Abb. 758—763) 484
Die Frauen der Dayaks (Abb. 764—770) 486
Die Frauen der Alfuren (Abb. 781) 489

Negritos (Abb. 776, 779, 780, 782, 783) 492
Die Frauen der Philippinen-Inseln (Abb. 771—775, 777) 492
Die Eurasierin (Abb. 784—788) 498

Europa (Abb. 789—1084) 503

Die germanische Frau (Abb. 789—877 [einschließlich der Waliserinnen]; 936, 940) 505
Die deutschen Frauen (Abb. 789—832) 505
Die Holländerin (Abb. 833—840) 518
Die Frauen Skandinaviens (Abb. 841—857) 521
Die Frauen Großbritanniens (Abb. 858—877) 529
Die romanischen Frauen (Abb. 878—935, 937—939, 941—944) 546
Die Französin (Abb. 878—886) 546
Die Italienerin (Abb. 887—908 [909, 910]) 554
Spanierinnen (Abb. 911—929) 563
Die Portugiesin (Abb. 930—935) 572
Die Frauen der Schweiz (Abb. 936—940) 577
Die Frauen Belgiens 582
Die Rumänin (Abb. 941—944) 583
Die Frauen der slawischen Völker (Abb. 945—1025) 589
Die Frauen Rußlands (Abb. 945—963) 589
Die Polinnen (Abb. 964—967) 599
Die Sorbo-Wendin (Abb. 968—973) 606
Die Tschechin (Abb. 974—979) 607
Die Frauen der Slowaken (Abb. 980—982) 609
Die Slowenin (Abb. 985) 610
Die Serbokroatinnen (Abb. 983, 984, 986—1013, 1022—1025) 611
Die Bulgarinnen (Abb. 1014—1021) 617
Die Frauen Litauens (Abb. 1041) 619
Die Finnin (Abb. 1026—1030) 620
Die Ungarin (Abb. 1031—1040) 623
Die Türkinnen (Abb. 1042—1054) 626
Die Levantinerin (Abb. 1052, 1056) 633
Die Griechin (Abb. 1056, 1058—1068) 637
Die Frauen Albaniens (Abb. 1053—1055, 1057) 648
Die Jüdin (Abb. 1069—1076) 650
Die Zigeunerin (Abb. 1077—1084) 654

Sachverzeichnis 657

Verzeichnis der Beilagen.

Erster Band.

Melaneſiſche Frauen von den Rennellinſeln (Farbenbild) 8/9
Papuaweib aus dem Regodiſtrikt (Brit.-Neuguinea) (Farbenbild) 16/17
Fidſchi-Inſulanerin (Tonbild) 24/25
Tonganerin (Tonbild) 40/1
Maorifrau (Neuſeeland) (Farbenbild) 52/3
Indianerin vom Haidaſtamme im nordweſtlichen Amerika (Farbenbild) . . . 80/1
Mädchen vom Stamme der Schwarzfußindianer (Farbenbild) 88/9
Nordamerikaniſche Indianerin vom Navajoſtamme (Farbenbild) 104/5
Flores del Sur (Blumen aus dem Süden) Chileninnen aus Santiago (Tonbild) 152/3
Nordamerikanerin (Tonbild) 168/9
Algeriſche Kabylin (Farbenbild) 192/3
Ägypterin in Haustoilette mit dem „Burko“ (Geſichtsmaske) (Tonbild) . . . 200/1
Ägyptiſche Fellachin (Farbenbild) 208/9
Fellahfrau (Tonbild) 216/7
Tuneſiſche Jüdin (Tonbild) 224/5
Maſſainegerin (Oſtafrika) (Farbenbild) 232/3
Weib vom Stamme der Bari (Negerin vom Sudan) (Tonbild) 240/1
Kongonegerin vom Bambalaſtamme (Farbenbild) 248/9
Vornehme Negerin vom Kabindaſtamme (Weſtafrika) (Farbenbild) 264/5
Jebufrauen von der Lagosküſte (Weſtafrika) (Tonbild) 272/3
M'Koſa-Kafferin (Tonbild) 280/1
Zulukafferin (Tonbild) 288/9
Kaffermädchen vom Pondoſtamme (Farbenbild) 296/7

Zweiter Band.

Druſiſche Braut (Tonbild) 320/1
Perſerin (Farbenbild) 328/9
Vornehme Perſerin (Tonbild) 344/5
Indierin (Farbenbild) 352/3
Hindufamilie (Tonbild) 376/7
Tibetanerin von Lhaſa (Farbenbild) 400/1
Vornehme Singaleſin (Tonbild) 408/9
Oſtjakin (nordöſtl. Sibirien) (Farbenbild) 416/7
Vornehme Chineſin (Farbenbild) 424/5
Japanerinnen (Farbenbild) 448/9
Dajakmädchen vom Stamme der Kenyakayan (Borneo) (Farbenbild) 496/7
Sächſin mit ſlawiſchem (vermutlich tſchechiſchem) Einſchlag (Tonbild) 512/3
Eine deutſche Schönheit von brünettem Typus (Tonbild) 520/1
Holländerin (Farbenbild) 528/9

Norwegische Braut aus der Gegend von Bergen (Tonbild) 536/7
Norwegerin vom Hardanger Fjord (Farbenbild) 544/5
Englische Schönheit (Tonbild) 552/3
Engländerin (Farbenbild) 560/1
Römerin von der Campagna (Tonbild) 568/9
Spanierin (Farbenbild) 576/7
Tessinische Landfrauen vom Lago Maggiore (Tonbild) 584/5
Graubündnerin aus dem Engadin (Tonbild) 592/3
Großrussische Bäuerinnen (Tonbild) 608/9
Ungarisches Landmädchen (Farbenbild) 624/5
Türkische Dame in Straßentoilette (Tonbild) 640/1

Literaturverzeichnis.

de Amicis, Edm.: L'Olanda. Florenz 1885.
Ammdsen, R.: Die Nordweſtpaſſage.
Andree, R.: Zur Volkskunde der Juden. Bielefeld und Leipzig 1881.
Archiv für ſchweizeriſche Volkskunde.

Baeßler, A.: Neue Südſeebilder. Berlin 1900.
Bayer: Die Nation der Baſtards.
Bellew, H. W.: From the Indus to the Tigris. London 1874.
Brandt, M. von: Sittenbilder aus China. Stuttgart 1895.

Caſati, G.: Zehn Jahre in Äquatoria. Bamberg 1891.
Colquhoun, A. R.: Manchuria, Mongolia and Tibet. London 1908.
— China. London 1908.
Conring, A. von: Maroco, das Land und die Leute. Berlin 1884.
Coulevain, Pierre de: L'île inconnue. Paris.
Crawford, E. A.: Ceylon. London 1908.

Darwin, Ch.: Die Abſtammung des Menſchen.
Daumas, General: Moeurs et coutûmes de l'Algérie. Paris.
Deſor, E.: Der Menſch der Wüſte. Baſel 1876.
Diefenbach, L.: Völkerkunde Oſt-Europas. Darmſtadt 1880.
Diercks, G.: Das moderne Geiſtesleben Spaniens. Berlin 1883.
Düring, Joh. von: Der Mädchenbrunnen. 1808.

Ehlers, A. E.: An indiſchen Fürſtenhöfen. Berlin 1894.
— Im Sattel durch Indo-China. Berlin 1894.
Engelhardt, R.: Eine Reiſe durch das Land der Mwele und Eſum.
Erckert, R. von: Der Kaukaſus und ſeine Völker. Leipzig 1887.

Felkin, R. W.: East Africa. London 1908.
Frič, V.: Eine Pilcomayoreiſe in den Chaco Central.
Fritſch, G.: Ein Beſuch auf den Andamanen.
— Eingeborene Süd-Afrikas. Breslau 1892.

Geiſtbeck, M.: Bilder aus der Völkerkunde.
Gennep, A. van: Madagascar.
Globus. Illuſtr. Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.
Grandidier, A.: Les Hova de Madagascar. Paris 1895.
Grant Brown, R.: Burma. London 1908.

Hahn, C. von: Bilder aus dem Kaukaſus. Leipzig 1900.
Hartmann, R.: Die Völker Afrikas. Leipzig 1899.
Hawes, Ch. H.: Im äußerſten Oſten. Berlin 1905.
Heer, J. C.: Die Schweiz. Leipzig 1899.
Hellwald, F. von: Die Welt der Slawen. Berlin 1890.
— Naturgeſchichte des Menſchen. Stuttgart 1882.
— Die Erde und ihre Völker. 1898.

Heſſe-Wartegg, E. von: Tunis, Land und Leute. 1882.
Hingſton, A.: Polynesia. London 1908.
— Melanesia. London 1908.
Holland, C.: North Africa. London 1908.
Hoernes, M.: Bosnien und die Herzegowina. Wien 1889.
Hough, W.: North America. London 1908.
Hughes, A. W.: The country of Balochistan.
Hume, M. A. S.: The Spanish People.
Hunter, W. W.: The Imperial Gazetteer. London 1887.

Judra, K. R.: Südſeefahrten. Berlin 1903.

Jagor, F.: Reiſen in den Philippinen. Berlin 1873.
Jandmarck, J.: Galizien und Ladomerien.
Jarrold: Anthropologia.
Journal des Muſeums Godeffroy.
Joyce, T. A. und Thomas, N. W.: Women of all nations. London 1908.

Keane, A. H.: Man passed and present. Cambridge 1899.
Kloſe, W.: Baſſari in Wort und Bild.
— Induſtrie und Gewerbe in Togo.
— Togo unter deutſcher Flagge. Berlin 1899.
Koch-Grünberg, Th.: Indianertypen aus dem Amazonas-Gebiet. 1906.
— Zwei Jahre unter den Indianern. 1908 und 1910.
Kohler, J.: Zur Urgeſchichte der Ehe. Stuttgart 1897.
Kolberg, J.: Nach Ecuador. Freiburg 1897.
Königswald, G. von: Die Coroados im ſüdlichen Braſilien.
Krauß, F. S.: Kroatien und Slavonien. Wien 1889.
— Die Anmut des Frauenleibes. Leipzig 1906.
— Streifzüge im Reiche der Frauenſchönheit. Leipzig 1903.

von Langsdorff: Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt.
Latino, A.: Gli Armeni e Zeitun. Florenz 1897.
Lemcke, H.: Mexiko, das Land und ſeine Leute. Berlin 1900.
Loti, P.: Die bronzene Raſſe.
von Luſchan: Zur Ethnographie der Matty-Inſel. Leiden 1895.
Lüttke, M.: Ägyptens Neue Zeit. Leipzig 1873.

Maaß, A.: Bei liebenswürdigen Wilden. Berlin 1902.
Maltzan, H. Frhr. von: Reiſe in den Regentſchaften Tunis und Tripolis. Leipzig 1870.
— Sittenbilder aus Tunis und Algerien. Leipzig 1869.
— Drei Jahre im Nordweſten von Afrika. Leipzig 1863.
Mantegazza, P.: India. Mailand 1884.
Martin, K.: Reiſen in den Molukken. Leiden 1894.
von Martius: Zur Ethnographie Amerikas. Leipzig 1867.
Maſon, Otis, T.: North America. London 1908.
Meakin, A. M. B.: Turkeſtan. London 1908.
Meinecke, C. E.: Die Inſeln des Stillen Ozeans. Leipzig 1875, 1876.
— Die Südſeevölker. Prenzlau 1844.

Middendorf, E. W.: Peru. Berlin 1893.
Müller, Fr.: Allgemeine Ethnographie. Wien 1879.
Munzinger, C.: Die Japaner. Berlin 1898.
Mygind, E.: Abessinisches Familienleben.

Nachtigall, G.: Sahara und Sudan. Berlin 1879.
Neelmeyer-Vukassowitsch: Österreich-Ungarn.

Ohle, F.: Die Frauen in Marokko.
Oppert, G.: On the original inhabitants of Bharatavarsa or India. Leipzig 1893.
Osenbrügger, E.: Die Schweizer.

Penny, F. E.: South India. London 1908.
Pepper, G. H.: Die Deckenweberei der Navajo-Indianer.
Perrier, E.: La Femme. Paris 1909.
Peschel, O.: Völkerkunde. Leipzig 1881.
Peter, A.: Das Herzogtum Schlesien.
Petermanns Mitteilungen.
Pfeil, Graf: Studien und Beobachtungen aus der Südsee. Braunschweig 1899.
Platz, B.: Die Völker der Erde. Würzburg und Wien 1891.
Pleyte, C. M.: Die Mentawei-Inseln und ihre Bewohner.
Ploß, H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Leipzig 1899.
Polek, J. E.: Persien. Leipzig 1865.
Poltinger, H.: Travels in Beloochistan.

Ramsay, Lady: Asia Minor. London 1908.
Ranke, J.: Der Mensch. Leipzig 1887.
Ratzel, Fr.: Völkerkunde. Leipzig 1885/86.
Reclus Elisée: Nouvelle Géographie universelle. Paris.
Reißenberger, K.: Siebenbürgen. Wien 1881.
O'Rell, Max: Her Royal Highness Woman. London 1907.
— Between Ourselves. London 1907.
— John Bull et son Ile. Paris 1883.
Retzius, G.: Finland. Berlin 1885.
Revue générale des sciences. Paris.
de Rodt, C.: Voyage d'une Suissesse autour du monde. Neuenburg 1908.
Rosenberg, H. von: Der Malayische Archipel. Leipzig 1878.
Ruge, Sophus: Norwegen. Bielefeld und Leipzig 1899.

Scherr, Joh.: Germania. Stuttgart 1885.
Schlagintweit, E. von: Indien in Wort und Bild. Leipzig 1881.
Schurtz, H.: Katechismus der Völkerkunde. Leipzig 1893.
Schwarz, Bernh.: Algerien. Leipzig 1881.
Schweizer-Lerchenfeld, A. von: Das Frauenleben der Erde. Wien-Budapest 1881.
— Die Frauen des Orients. Wien 1904.
Scott Elliot, G. F.: Chile. London 1909.
Selenka, E.: Sonnige Welten. Wiesbaden 1896.
Sergi, P.: Africa. Antropologia della stirpe camitica. Turin 1897.
Sieroszewski, W.: Korea, Land und Volk. 1909.

Sievers, W.: Australien und Ozeanien. Leipzig und Wien 1895.
— Asien. Leipzig und Wien 1895.
Sievers-Hahn: Afrika. Leipzig und Wien 1901.
Skeat, W. W.: Siam und Cambodia. London 1908.
Sokolowsky, A.: Menschenkunde. 1901.
Steinen, K. von den: Durch Zentral-Brasilien. Leipzig 1886.
— Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens.
Stevenson, R. L.: In the South Seas.
Stieda, L.: Jaworskis anthropologische Skizze der Turkmenen.
Stratilesco, T.: From Carpathian to Pindus. London 1906.
Stratz, C. H.: Die Rassenschönheit des Weibes.
Stuhlmann, Fr.: Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894.
Sykes, E. C.: Persia. London 1908.

Tappenbeck, E.: Deutsch-Neu-Guinea. Berlin 1901.
Thilenius, G.: Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien.
Thomas, Northcote W.: The West Coast of Africa. London 1908.
Tießen, E.: Ein Zwergvolk in Kamerun.
Torday, E.: The Congo Free State. London 1908.

Vignola, A.: Toutes les femmes. Paris 1906.
Vincenz, Fr. von: Ein Ausflug zu den Teppichknüpfern in Kula.
Voeltzkow, A.: Reisen in Madagaskar und Ostafrika. Berlin 1905.

Waitz-Gerland: Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1860/77.
Wallace, A. R.: The Malay Archipelago. London 1869.
Weininger, O.: Geschlecht und Charakter. Wien 1904.
Weise, O.: Die deutschen Volksstämme und Landschaften. 1900.
Werner, A.: South- and Southwest Africa. London 1908.
Werner, W.: Das Kaiserreich Ostindien. Jena 1884.
Wenle, K.: Negerleben in Ostafrika. Leipzig 1908.
White, J.: Sketches from America.
Wilde, Frank: The Kukis and Nagas of the North Cachar Hills, Assam. London 1908.
Winkler, H.: Skizzen aus dem Völkerleben. 1903.
Wlast, P.: Südafrika. Berlin 1900.

Zeitschrift für Ethnologie. Berlin.
— des Vereins für Völkerkunde. Berlin.
Zitelmann, K.: Indien. 1909.

Einleitung.

Allgemeines über die Einteilung des Menschengeschlechts. Nomenklatur.

Der Versuch einer Einteilung des Menschengeschlechts in bestimmte Gruppen ist stets eine Aufgabe der Völkerkunde gewesen. Dieser Bestrebung sind die verschiedensten Gesichtspunkte zugrunde gelegt worden, die bald somatische, d. h. körperliche Merkmale (den Schädelbau, die Hautfarbe, die Behaarung), bald linguistische, bald gemischte, d. h. somatisch-linguistische Merkmale betrafen. Der somatischen Einteilung, und zwar derjenigen, welche den Schädelbau mit besonderer Berücksichtigung des Gesichtsteiles ins Auge faßt, einer Einteilung, welche sich zweifellos in der Gelehrtenwelt der größten Zahl von Anhängern erfreut, schließt sich der Verfasser des vorliegenden Werkes durchaus an.

Die Anthropologie, d. h. die Lehre „vom" Menschen, und die sich ihr unmittelbar anreihende Ethnologie, die Lehre „von den" Menschen, kurz die Völkerkunde, sind Wissenschaften, die infolge unüberwindlicher Schwierigkeiten, welche sich der Forschung entgegenstellen, noch vieler Aufhellung bedürfen. Der Laie kann sich von diesen Schwierigkeiten bereits eine Vorstellung machen, wenn er gewahr wird, daß zahlreiche Fachausdrücke keine feststehende Bedeutung haben. Es schwirrt da herum von Ausdrücken wie Familie, Gruppe, Zweig, Stamm, Rasse usw., so daß man getrost Goethes Spruch: „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein" als Motto vor die Nomenklatur dieser Wissenschaften setzen könnte. Hier ein paar Beispiele:

Was ist ein Volksstamm? Was eine Völkerfamilie? Welche Zusammensetzung darf man Rasse, welche nur einen Zweig nennen? Sind die Uraustralier, wie man anzunehmen berechtigt ist, die reinen, d. h. unvermischten Nachkommen eines Urmenschengeschlechtes, so wäre eine möglichst hoch stehende Bezeichnung für sie am Platze, also etwa „Rasse". Sind sie aber das Endprodukt zahlreicher verschiedenartiger Vorfahren, so könnte ihre Bezeichnung bis zu dem letzten Terminus der Nomenklatur hinabgehen. Dann wären die Uraustralier vielleicht nur ein „Zweig" zu nennen. Da gebrauchte ich übrigens das Wort Rasse, einen Ausdruck, der heute in so schlechtem Rufe steht, daß viele ihn ganz vermeiden. Warum aber ein Wort in Ach und Bann tun, das so lange Zeit das Bürgerrecht besessen hat? Wenn es für etwas gebraucht wurde, das nicht existiert, so ist das kein Grund, es ganz zu verbannen. Man brauche es eben in anderem Sinne und bereichere damit den ohnehin unzulänglichen Wortschatz der Wissenschaft.

Im Anhang dieses Werkes findet der Leser eine Karte, in welcher der Versuch einer Aufstellung der Völker der Erde nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemacht worden ist. Hier hielt ich es allerdings für notwendig, zum besseren Verständnis der Neben- bezw. Unterordnung der Völker den gebräuchlichen Ausdrücken eine feststehende Bedeutung zu geben. So brauche ich zur Bezeichnung der höchsten, möglichst viel umfassenden Abteilung der Menschheit den Ausdruck „Menschengeschlecht". Darauf in unterordnender Folge die Bezeichnungen „Rasse", dann „Völkerfamilie", Volksstamm", „Zweig", „Abzweigung". So nenne ich die Euro-Asiaten als eine der höchsten Abteilungen ein „Menschengeschlecht". Ihnen gegenüber stelle ich die Afro-Australier. Beide stehen in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis zu einander. Dagegen nehme ich zwischen den Euro-Asiaten, d. h. den Bewohnern Europas und Asiens (mit Ausschluß der Negritos) einerseits, und den Afro-Australiern, d. h. den Negervölkern Afrikas, den Negritos und den Australiern andererseits, gewisse verwandtschaftliche Beziehungen an. Meines

Erachtens standen sich die Urvorfahren der Mongolen und die der europäischen Völker weit näher, als es bei ihren Nachkommen heute der Fall ist. Selbst wenn Asien nicht „die" Wiege der Menschheit ist, so ist es es zweifellos eine Wiege gewesen: In nicht allzu weit auseinander liegenden Zeitläufen und Gebieten dürften die Urvorfahren der Euro-Asiaten entstanden sein. Unbekannte Ursachen, vielleicht nicht zuletzt Übervölkerung, trieben sie auseinander, bis sie sich allmählich über beide Weltteile und darüber hinaus ausgebreitet hatten und infolge des veränderten Bodens, des Klimas usw., kurz infolge veränderter Lebensverhältnisse im Laufe der Jahrtausende andere somatische Merkmale annahmen*).

Eine Hauptabteilung der Euro-Asiaten sind die Mittelländer, die also in der Ordnung meiner Nomenklatur als „Rasse" bezeichnet werden. Weiter sind die Germanen eine „Völkerfamilie" der mittelländischen Rasse, die Deutschen ein „Volksstamm" dieser Familie, von dem sich wieder verschiedene „Zweige" und „Abzweigungen" trennen.

In dem Hauptteil des Werkes ließen sich freilich die vorstehenden Bezeichnungen nicht mit gleicher Konsequenz durchführen. Besonders sei darauf hingewiesen, daß ich die Bezeichnungen „Gruppe" und „Volk" nicht im subordinierenden Sinne gebrauche. Das Wort „Gruppe" verwende ich vielmehr bald koordinierend, bald im soziologischen oder geographischen Sinne, auf die Religion bezüglich u. a. So nenne ich z. B. die Jats und die Sikhs zwei „Gruppen" eines und desselben Stammes; die ersteren sind Hindus, die letzteren Mohammedaner. Indo-Iranier und Europäer sind zwei „Gruppen" der gleichen Indo-Europäischen Völkerfamilie, die einen heute in Europa, die anderen in Asien ansässig. Das Wort „Volk" gebrauche ich stets in dem unbestimmten Sinne des englischen „folk", wenn es sich um Menschen handelt, die ethnisch zusammen gehören, deren Rubrizierung noch erfolgen soll, aber im Augenblick von keiner Bedeutung ist. Mit „Volk" können also vorübergehend sowohl eine Rasse, wie eine Völkerfamilie oder noch kleinere Abzweigungen bezeichnet werden.

*) S. die Zeichnungen auf Seite XX und XXI.

Betrachtungen über die Entwickelung der Menschengeschlechter und über besondere Völkergruppen.

Basken, Amerikaner, Negritos.

Die anthropologische Wissenschaft steht heute gefestigt auf dem Standpunkt der Darwinschen Deszendenztheorie, nach der bekanntlich die Abstammung des Menschen von Anthropoiden*) bzw. von Wesen, die für Menschen wie Anthropoiden die gleiche Ahnenreihe bilden, angenommen wird. Da keine Notwendigkeit für ein gleichzeitiges Entstehen der Menschheit auf allen Teilen der Erde vorliegt, so ist das Wahrscheinlichere, daß sich zu sehr verschiedenen Epochen und in weit auseinander liegenden Gebieten aus anthropoiden Vorfahren die ersten Wesen entwickelt haben, die den Namen „Mensch" verdienten. Demnach gibt es Völker, die man folgerichtig als ältere bzw. jüngere bezeichnen kann. So sind wahrscheinlich die entwickelten Kulturvölker älter, als die primitiven sogenannten „wilden", beispielsweise die Australier. (Diese rechnet man von einem anderen Gesichtspunkte wieder zu den ältesten Völkern der Menschheit, nämlich im Hinblick auf die bei ihnen vermutete Rassenreinheit. Nach dem gleichen Standpunkt gehören die Basken zu den ältesten Völkern Europas.)

Der Anthropoide, der für das euro-asiatische Menschengeschlecht in Betracht kommt, ist der in den Wäldern Indonesiens lebende Orang-Utan. (Im Malaiischen bedeutet orang der Mensch, utan der Wald. Die Malaien selbst nennen also den menschenähnlichen Affen einen Waldmenschen.) Für die Negritos kommt der ebenfalls in Indonesien heimische Gibbon, wahrschein-

*) Anthropoiden, Pithekoiden oder Menschenaffen. Zu ihnen gehören heute in Asien der Orang-Utan und der Gibbon, in Afrika der Schimpanse und der Gorilla.

lich Hylobates agilis oder leuciscus, für die Australier vermutlich der große schwarze Gibbon (H. syndactilus), und für die Negervölker Afrikas der Gorilla und der Schimpanse in Betracht. Die Ähnlichkeit der Gesichter des kleinen Hylobates leuciscus und eines Negrito sind in die Augen springend. Ebenso kann man eine frappierende Ähnlichkeit zwischen gewissen Malaien, besonders Frauen, und den Orangs wahrnehmen. Mehr als einmal habe ich beobachtet, wie sundanesische Frauen in aller Ruhe den kleinen Gibbon betrachteten und vergnügt seine flinken Bewegungen verfolgten, wogegen sie sich scheu abwandten und fortliefen, als ihnen ihr getreues Ebenbild, ein Orang-Utan, gezeigt wurde. Zum Beweise der Ähnlichkeit zwischen der Negerrasse und den afrikanischen Anthropoiden findet der Leser ein treffliches Bild in Sokolowskys „Menschenkunde".

Es darf bei dieser Gelegenheit noch ausdrücklich auf einen im Volke weit verbreiteten Irrtum hingewiesen werden, als stamme der Mensch unmittelbar vom Affen, bzw. von den heute noch lebenden Anthropoiden ab. Das ist von der Wissenschaft niemals behauptet worden. Vielmehr wird, wie schon eingangs dieses Artikels gesagt wurde, für Menschen wie für Anthropoiden die gleiche Ahnenreihe angenommen. Diese Ahnen existieren längst nicht mehr. Von ihnen zweigten sich verschiedene Geschlechter ab, aus deren einen sich die heutigen Anthropoiden, aus anderen die Menschen allmählich entwickelten.

Europa und Amerika sind diejenigen Weltteile, in denen man keine Anthropoiden kennt. Für Europa, das wiederholt, in verschiedenen Erdepochen eine tropische Flora getragen hat, darf aber die einstige Existenz eines solchen angenommen werden. Die zahlreichen Skelettfunde von vorgeschichtlichen Menschen, die man in den letzten Jahren gemacht hat, dürften mit einem europäischen Anthropoiden in Zusammenhang stehen. Ob die aus Asien herstammenden Mittelländer, die heute Europa bevölkern, bei ihrem Eintritt in diesen Weltteil noch den homo primogenitus Europas, der vielleicht alle geologischen Umwälzungen der Erde überdauert hat, angetroffen und sich mit ihm vermischt haben, ist eine Frage, die noch der Lösung harrt. Man nimmt aber an, daß die Basken ein solcher autochthoner Europäerstamm sind. Alle Versuche, ihre sehr entwickelte Sprache in die der Indo-Europäer einzureihen, sind bisher gescheitert. Möglich, daß sie in vorgeschichtlicher Zeit einen großen Teil europäischen Bodens eingenommen hatten, um später von den Kelten in jenen südwestlichen Winkel des Weltteils verdrängt zu werden, in dem sie noch heute (in den Pyrenäen und deren Abhängen) ansässig sind. Einige Zweige von ihnen gingen später eine Vermischung mit Kelten ein.

Anders liegt die Frage mit Amerika. Die Flora wie die Fauna dieses Weltteils sind sehr reich entwickelt. In der letzteren findet sich aber kein Anthropoide. Die Funde von vorhistorischen menschlichen Skeletten, die man dort gesammelt hat, haben sich als einer verhältnismäßig jungen Epoche angehörig herausgestellt.

Dagegen zeigen die amerikanischen Völker eine auffallende Ähnlichkeit mit Angehörigen der ural-altaischen Rasse, besonders den Mongolen, nächstdem den Malaien. Die Hautfarbe, das Haar, die mongoloide Augenbildung gleichen sich hüben und drüben so sehr, daß die Typen oft nicht von einander zu unterscheiden sind. Dazu kommen noch die von Baelz zuerst entdeckten blauen Infradorsalflecke bei Neugebornen, kleine blaue Flecke unterhalb des Rückgrats, die bei den Säuglingen von Mongolen, Malaien und Indianern vorhanden sind und erst mit der Zeit verschwinden. Die Ähnlichkeit mit den Asiaten ist am größten bei den Indianerstämmen der Westküste; bei ihnen erinnert die ganze Gestalt, die Schädelbildung und auch die schlecht entwickelte Nase, abgesehen von den schon vorher genannten Vergleichsmerkmalen, an die Bewohner des östlichen Weltteils.

Das Euro-Asiatische Menschengeschlecht.

Versuch einer graphischen Darstellung der Rassenverwandtschaft der Völker Europas und Asiens.

Fig. 1.
Typus einer Germanin.

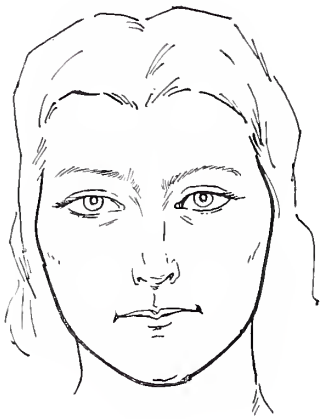


Fig. 2.
Typus einer Norddeutschen von germanisch-slawischer Mischung.

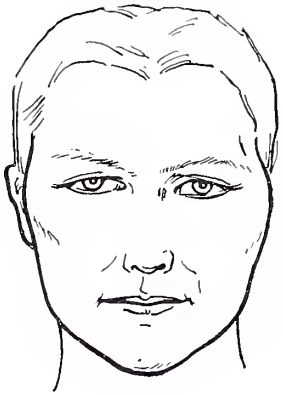


Fig. 3.
Typus einer Südslawin.

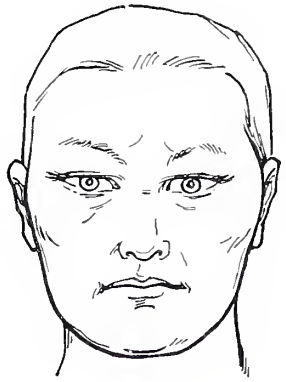


Fig. 4.
Typus einer Zentralasiatin.

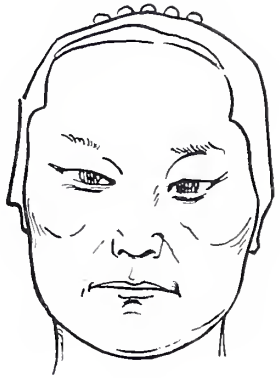


Fig. 5.
Typus einer Mongolin.

Die unmittelbar nebeneinander stehenden Figuren zeigen nur geringe Verschiedenheiten, die in den somatischen Kennzeichen — vergl. besonders die Jochbeine und die Augen — zu suchen sind. Aus Fig. 1 entsteht durch allmähliche Übergänge Fig. 5 — und umgekehrt. Noch vorteilhafter beachtet man die Übergänge von Fig. 3 zu 1, und 3 zu 5.

Zwiſchen den obenſtehenden Figuren — den Euro-Aſiaten — und den untenſtehenden Afro-Auſtraliern iſt keine Ähnlichkeit zu entdecken. Wohl aber zeigen die Afro-Auſtralier gleich den Euro-Aſiaten unter ſich eine gewiſſe Verwandtſchaft der Züge.

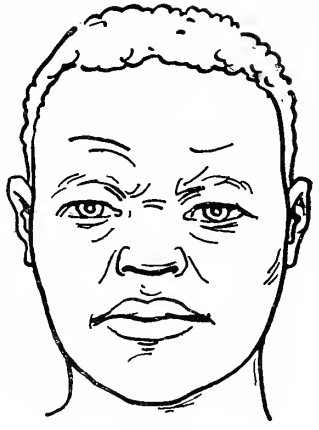


Fig. 1.
Typus einer zentral-afrikaniſchen Negerin.

Fig. 2.
Typus einer Negritofrau.

Fig. 3.
Typus einer Urauſtralierin.

Das Afro-Auſtraliſche Menſchengeſchlecht.

Diese Tatsachen haben bei vielen Forschern zu der Annahme geführt, daß die Urbevölkerung Amerikas ihre Herkunft von den asiatischen Völkern ableitet, einer Annahme, der ich mich völlig anschließe. Es sind also Völker von Asien über das Meer gewandert, haben sich in dem neuen Weltteil angesiedelt und sind allmählich zu dem Volk, das wir heute unter dem Namen Indianer oder Rothäute kennen, geworden. Diese Wanderungen mögen sich über viele Jahrhunderte erstreckt und nicht lange vor der Zeit, als der amerikanische Weltteil entdeckt wurde, aufgehört haben. Meine Beobachtung, daß sich eine unleugbare Ähnlichkeit zwischen den Indianern des südlichen Südamerikas, besonders den Araukanern und Tehueltschen mit polynesischen Stämmen, vornehmlich mit den Maoris, findet, läßt mich vermuten, daß Amerika nicht nur von den Küsten Sibiriens, Chinas und Indonesiens, sondern auch von den Archipelen der Südsee erreicht worden ist. Die Polynesier stehen wahrscheinlich auch in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu den Malaien. Nachdem neuerdings die erwähnten Infradorsalflecke auch bei polynesischen Stämmen (und zwar bei den Samoanern) nachgewiesen worden sind, gewinnt meine Annahme an Wahrscheinlichkeit. Der Umstand, daß die Ähnlichkeit des indianischen Volkes mit den Asiaten abnimmt, je mehr man in Amerika von Westen nach Osten fortschreitet, dürfte damit eine Erklärung finden, daß im Osten die ältesten Ansiedler wohnen, die also mehr Zeit hatten, eine Veränderung ihrer körperlichen Merkmale durchzumachen. Es soll davon gleich mehr gesprochen werden. Die an der Westküste erschienenen asiatischen Nachschübe hatten offenbar die bereits ansässigen Kolonisten gezwungen, ihre Wohnplätze zu verlassen und neue aufzusuchen. Hierzu boten ihnen die reichen Jagdgebiete des östlichen Amerikas die einzige und beste Gelegenheit.

Wem aber die unterschiedlichen Merkmale zwischen den Amerikanern und den genannten asiatischen Völkerfamilien wichtiger erscheinen als die verwandtschaftlichen, der sei auf die Kraft hingewiesen, die der neue Weltteil besitzt, fremde Völker in wenigen Generationen zu verändern. Das kann am einfachsten bewiesen werden an der Veränderung, die Europäer allmählich an ihrem Typus in Amerika erleiden. Quatrefages stellt als solche fest: Veränderung der Kopfform, Vertiefung der Schläfen und der Augen, veränderten Blick, Verlängerung der Knochen, besonders der oberen Gliedmaßen und des Halswirbels usw. Der Leser wolle zur Vervollständigung des vorher Gesagten meinen Aufsatz über die „Nordamerikanerin" S. 160—162 nachlesen.

Wie sehr sich auf einem neuen Boden ein Volksstamm von Grund auf neu zu gestalten pflegt, kann man auch andererots beobachten. Ein interessantes Beispiel dafür gibt uns Nikolas von Chanykow an die Hand. Er erzählt, daß 1860 etliche hundert württembergische Familien nach Transkaukasien gekommen waren und sich unweit Tiflis ansiedelten. Die ersten Kolonisten waren von seltener Häßlichkeit, breiten, viereckigen Gesichtern, mit blondem oder rotem Haar und blauen Augen. Aber schon das nächste Geschlecht schien etwas gehoben; schwarzes Haar und dunkle Augen waren keine Seltenheit. Die dritte Generation dagegen war vollständig verändert; ihre Abkunft war nicht mehr zu erkennen: schwarzes Haar und dunkle Augen waren die Regel, die Gesichter erschienen verlängert, der Körper gleich hoch, aber schlanker und anmutiger. An der Keuschheit der Mütter war nie zu zweifeln; die Heiraten erfolgten nur unter sich.

Über die Stellung der Lappen, Finnen und Ungarn in Europa, die zu der finnisch-ugrischen Abteilung der ural-altaischen Rasse gehören, ebenso über die ihnen rasseverwandten Türken, die eine Abteilung der turanischen Völkerfamilie bilden, findet der Leser Angaben in der Einleitung zu Europa bezw. in den diese Völker behandelnden Artikeln.

Ein besonderes Interesse erregten von jeher die Negritos, die wir als einen

Bestandteil des Menschengeschlechts der südlichen Hemisphäre, der Afro-Australier, hingestellt haben. Sie finden sich nur noch in verhältnismäßig kleinen Gruppen auf asiatischen Archipelen, die aber etliche tausend Meilen von einander abliegen. Es ist durchaus möglich, daß sie ehedem das asiatische Festland, vielleicht sogar Vorderindien bevölkert hatten und allmählich von eindringenden stärkeren Völkern aus ihren Wohnsitzen vertrieben und nach den Archipelen verschlagen wurden. Da man annimmt, daß in einer unbekannten Periode der Erdgeschichte ein gewaltiger Kontinent, Lemuria, einen Teil des Indischen Ozeans ausgefüllt hatte, von dem Madagaskar und Sumatra noch als Reste gelten, stellt sich auch die Möglichkeit dar, daß Negritos die wesentliche Bevölkerung dieses Kontinents bildeten. Gleichzeitig ließe sich annehmen, daß sie von hier aus beim Untergang ihres Weltteils auf die benachbarten nördlichen Archipele, falls diese nicht gar ein Bestandteil Lemurias waren, hatten flüchten müssen. — Ob zwischen den Negritos und den Zwergvölkern Afrikas ein Zusammenhang besteht, ist noch nicht erwiesen.

Die Frau als Mittelpunkt einer ethnographischen Darstellung.

Die Frauen als Mittelpunkt einer ethnographischen Darstellung zu bringen, ist nicht neu. Bereits der namhafte Gelehrte G. Fritsch, dem Stratz in seinen Werken gefolgt ist, behauptet, daß die Rasseneigentümlichkeiten bei der Frau viel klarer zutage treten, als beim Manne.

Insofern sich Fritsch auf die somatischen Rassenmerkmale allein bezieht, hat er sicherlich Recht. Dagegen herrscht kein Zweifel, daß die Frauen in ihrem Wesen, in psychischer Hinsicht, weit weniger Unterschiede zutage treten lassen, als die Männer; denn überall bleibt das Weib ein Kind der Natur, deren Kräfte die gleichen im hohen Norden wie am Äquator, im Osten wie im Westen sind. Zum Unterschied von den Männern, die sich vielleicht vor Urzeiten, vor Anbeginn aller Kultur, in ihrem Wesen geglichen, sich aber im Laufe der Zeiten, im Kampfe ums Dasein stark differenziert haben.

Für die Beurteilung der weiblichen Psyche gibt es zwei Standpunkte. Der eine ist der eben erwähnte, nach dem die Frauen aller Gesellschaftsklassen und aller Völker eine gewisse Seelenverwandtschaft besitzen. Man stelle eine kleine Plebejerin in eine vornehme Umgebung, gebe ihr die entsprechende Erziehung, und sie wird sich als erwachsene Jungfrau durch nichts von der geborenen Aristokratin unterscheiden. Aus Bauernmädchen und Töchtern niederster Herkunft sind schon öfters Königinnen geworden, und den amerikanischen Gattinnen des vornehmsten englischen Adels ist sicher nicht anzumerken, daß ihre Väter in plebejischen Stellungen ihre „Karriere" begonnen hatten. Ein kleines Negermädchen, eine Japanerin, die man von früh auf in Europa erzieht, werden als reife Frauen nicht die geringste Eigentümlichkeit ihres Stammes zeigen. Ich darf hier anmerken, daß ich mich in den letztgenannten Beispielen auf eigene Beobachtungen stütze. Stellt man solche Versuche mit männlichen Individuen an, so werden sie mehr oder weniger fehlschlagen und oft völlig mißlingen.

Der andere Standpunkt aber ist der ethnographische, der neben der gemeinsamen Urpsyche des Weibes doch noch viele Unterschiede bei den Frauen der verschiedenen Völker entdeckt. Von diesem Standpunkt ausgehend ist das vorliegende Werk entstanden.

Die Urpsyche des Weibes enthält verschiedene Eigentümlichkeiten; so kennt der Psychologe das Weib als geborene Lügnerin. Wie Marcel Prévost vortrefflich nachweist, ist die Lüge das natürliche Verteidigungsmittel des Weibes gegenüber der Kultur des Mannes. Die Hörigkeit hat das Weib zur Gewohnheitslügnerin gemacht. Genau so verhält es sich aber mit allen übrigen Eigenschaften des Weibes. Sie sind teils ein Reflex (da wo das Weib sich frei fühlt), teils ein Gegengewicht (in den Fällen, wo

es gebunden ist), gegenüber den Kräften des Mannes. Da nun die Kräfte der Männer bei den verschiedenen Völkern verschieden sind, müssen es in logischer Folgerung aus dem oben Gesagten auch die Eigenschaften der Frauen sein.

Die Unterschiede im Wesen der Menschen sind an und für sich nicht zu verkennen. Um so schwieriger ist es aber, festzustellen, welche von den beobachteten Eigenschaften allein auf das Individuum zu setzen sind, und welche bei der Allgemeinheit (dem Stamme) so häufig wiederkehren, daß man sie als „typische" bezeichnen kann. Nur die letzteren haben ethnographische Bedeutung. Die Tatsache, daß es z. B. unter deutschen Frauen kurze und schlanke, graziöse und plumpe, häßliche und hübsche, dumme und gescheite, artige und unhöfliche usw. gibt, hat für die Wissenschaft nur geringes Interesse. Für diese kommt es nur darauf an, festzustellen, welche der genannten Eigenschaften bei der Mehrheit des Stammes vorhanden sind.

Ich bin mir völlig klar darüber, daß, um die Frauen zu begreifen, auch eine Schilderung ihrer ganzen Umwelt nötig wäre, eine Schilderung des Landes, in dem sie leben, und vor allem eine Schilderung der Männer ihres Stammes, denen sie bei- resp. untergeordnet sind. Da dies aber den Umfang des Werkes weit über den beabsichtigten Rahmen vermehrt hätte, mußte davon Abstand genommen werden. Immerhin ist über die Männer das unmittelbar zum Verständnis Nötige gesagt worden, und wer für besondere Fälle eine vollständigere Belehrung wünscht, findet darüber in zahlreichen ethnographischen Werken, deren Gegenstand nach bisherigem Brauch immer „der Mann" war, das Wünschenswerte.

Somit beschränkte ich mich im wesentlichen mit einer Schilderung des Äußeren (der somatischen Kennzeichen) der Frauen, ihrer Stellung in der Familie und ihres Ansehens beim Volke, ihrer physischen und geistigen Eigenschaften und ihrer Fähigkeiten. Daß mir die Aufgabe nicht im ganzen Umfange gelungen ist, muß ich mit dem Hinweis auf die außerordentliche Schwierigkeit, über jede Einzelheit Material zu erlangen, entschuldigen. Die Bekleidungsfrage, die auch bei den primitivsten Völkern der „Mode" unterworfen ist, behandelte ich, wie sich die Notwendigkeit darstellte, von Fall zu Fall besonders.

Aus eigenen Anschauungen habe ich alle Völker Europas kennen gelernt mit Ausnahme einiger slawischer Abzweigungen, die Kreolen und andere Mischlinge von Amerika und anderer Weltteile, die Indianer in den meisten Teilen Nord- und Zentral-Amerikas, sowie im ganzen westlichen Süd-Amerika und in den Anden-Ländern, verschiedene brasilische Wald-, sowie die Pampa-Indianer, die Patagonier und Feuerländer, die Australier, Papuas, Maoris, Samoaner und Kanaken, die Völker Nord-, Ost- und Südafrikas, einige Zwergstämme Zentral-Afrikas und in Asien die Japaner, Koreaner, Mandschus, Chinesen, Siamesen, Birmanen, Indier in allen Teilen des Kaiserreichs, Singhalesen, die Gebirgsvölker vom Himalaya, von Kaschmir und Tibet, die Bewohner von Afghanistan, Beludschistan, Persien, Armenien, Kurdistan, Arabien, verschiedene Turanier und sibirische Völker, schließlich die Malaien, Javanen, Sumatraner, Alfuren, Tagalen und andere Inselvölker.

In meinem Versuch, das Allgemeine darzustellen, war ich mir wohl bewußt, ein an Klippen reiches Gebiet zu befahren. Diese Klippen liegen in der mit Recht verurteilten Verallgemeinerung, in der Versuchung, die aus einzelnen Fällen gesammelten Erfahrungen auf die Allgemeinheit zu übertragen. Ob ich jedesmal das Richtige getroffen, weiß ich nicht. Ein jeder vermag nur mit seinen eigenen Sinnen wahrzunehmen und nach seinem eignen Verstande zu urteilen.

Für eine Schilderung der körperlichen Eigenschaften pflegt, nach den Erfahrungen der meisten Forscher, ein möglichst kurzer Aufenthalt bei dem zu schildernden

Volksstamm förderlicher zu sein als ein längeres Verweilen. Jede Äußerlichkeit verursacht bekanntlich bei der ersten Bekanntschaft den stärksten Eindruck. Mit der Zeit vermindern und verwischen sich diese Eindrücke. Dagegen ist, um die psychischen Eigenschaften und Fähigkeiten eines Volkes kennen zu lernen, der längste Aufenthalt der zweckdienlichste.

Vom Körper der Frauen. Der Begriff „Schönheit".

Die Rasse- und Stammeszugehörigkeit eines Menschen zeigt sich in seinem Schädel, vornehmlich in seinem Antlitz. Die Wissenschaft, die Rassenmerkmale auch im Rumpf und in den Gliedmaßen erkennen will, von Stratz begründet, bewegt sich noch in den Kinderschuhen. Noch ist niemand imstande, auch nur mit ungefährer Sicherheit die Stammes-, ja selbst nur Rassezugehörigkeit eines Menschen nach dem Rumpf allein zu bestimmen.

Die Züge einer Frau zu beschreiben, ohne von dem Eindruck zu sprechen, den die Gesamtheit dieser Züge auf den Beschauer macht, ist nicht gut möglich. Dabei interessiert uns nicht wenig die ästhetische Wirkung, die von dem zu schildernden Antlitz ausgeht, die Frage: ist es schön oder häßlich. Wir verlassen damit die Wissenschaft und begeben uns in das Gebiet der Kunst.

Nun weiß ein jeder, daß für den Begriff der Schönheit noch keine Norm gefunden ist, sondern daß in ihrer Bestimmung immer nur der Geschmack des jeweiligen Beurteilers zum Ausdruck kommt. Sind aber schon die Geschmacksrichtungen verschieden unter uns nächsten Bekannten, die wir alle eine ähnliche Erziehung gehabt haben und dem gleichen Stamme angehören, um wie viel anders stellt sich das ästhetische Empfinden bei anderen Völkern dar! Man kann sagen, daß der Begriff Schönheit mit jedem Breiten- und Längengrade wechselt.

Was aus dem Vorhergehenden für den Leser hervorgeht, ist, daß er in allen Schilderungen in diesem Werk, in denen ästhetische Werte, wie die Schönheit von Frauen, behandelt werden, zunächst nur die persönliche Ansicht des Verfassers erblicken darf. Ganz besonders liegt noch der Fall, da, wo ich mein Material aus den Werken von Spezialforschern geschöpft habe. Je länger solch ein Forscher bei einem Volke weilte, um so unfähiger wurde er, die Schönheitsfrage bezüglich der Eingeborenen zu behandeln. Hatten sich doch Reisende, die längere Zeit unter den Hottentotten geweilt haben, die man getrost zu den lebenden Vogelscheuchen der Erde rechnen kann, so an dieses Volk gewöhnt, daß sie allmählich Schönheiten unter ihnen entdeckten!! Der Leser wird also solche Wiederberichte öfters mit einem Fragezeichen versehen müssen.

Besonders viel gesündigt wird mit der Bezeichnung „klassische" Schönheit.

Die „klassische" Schönheit beruht auf geraden und feinen Linien, die sich im allgemeinen in kurzen (spitzen) Winkeln schneiden. Die fein geschnittene, ziemlich niedrige Stirn, völlig gerade liegende Augen, die sogenannte griechische, kurzwinklige Nase ohne erheblichen Einschnitt an der Stirn, ein feiner, dünnlippiger Mund sind dafür charakteristisch. Durchaus nicht alle Köpfe, die wir aus der Antike kennen, zeigen diesen Schnitt. Zu den „klassischen" Schönheiten im engeren Sinne des Wortes wird man die meisten Statuen der Hera, der Pallas Athene, der milonischen Venus, des Apoll vom Belvedere rechnen. Abweichend von diesem rein-klassischen Typus erscheinen die Venus von Medici, die Athena Parthenos (im Thermen-Museum), viele Köpfe der Artemis, sowie die meisten Bildnisse der spätattischen Kunstperiode. Diese Statuen bilden gewissermaßen einen Übergang zu dem Typus der meisten unserer heutigen Schönheiten. Ich möchte die hier gemeinte moderne Schönheit im Gegensatz zur klassischen die „lyrische" nennen. Nicht mehr sind die feinen Linien das Charakteristische, sondern die Formen, deren Rundung und Plastik unser Wohlgefallen erregen. Die Stirn ist mehr oder weniger

gewölbt, die Nase setzt merklich ein und ist stets weitwinkliger, der Mund zeigt begehrende, liebeswarme Lippen in geschwungener Form.

Zu den klassischen Schönheiten rechne ich heute die Georgierinnen. Ferner finden sich unter den Britinnen und Nord-Amerikanerinnen öfters klassische Typen und noch öfters wohl unter den südamerikanischen Kreolinnen, ebenso hier und da in Andalusien, Rumänien, in der Levante. Die Kreolinnen zeigen jedoch noch öfters den Übergangstypus. Dagegen sind die meisten Andalusierinnen, Italienerinnen, Romaninnen, Griechinnen, Levantinerinnen, die Jüdinnen von Tunis und wo sonst immer Frauenschönheit uns heute beglücken mag, von der „lyrischen" Art.

Außer dieser auf dem Schnitt der Züge beruhenden Differenzierung lassen sich Frauenschönheiten noch nach dem lebendigen Ausdruck, der aus dem Antlitz sprechenden Psyche scheiden. Die Bezeichnungen, die ich dafür wähle, klingen zwar etwas prosaisch, aber um so leichter dürften sie verständlich sein. Ich unterscheide nämlich: die warme — die kalte — und die apathische (oder indifferente) Schönheit.

Es braucht dem Leser kaum gesagt zu werden, was unter einer warmen Schönheit zu verstehen ist. Ein Reflex des Seelenlebens der Frau, die wir betrachten, leuchtet aus ihren Augen und belebt und beseligt ihr ganzes Antlitz. Im Augenblick sind unsere Sinne und unser Herz gefangen. Die kalte Schönheit dagegen offenbart nichts als ihre schönen Züge. Keinen Augenblick findet ein Rapport von Herz zu Herzen statt. Jeder Versuch des Betrachtenden in ihre Psyche einzudringen, prallt an eine stählerne Mauer. Man sagt sich öfters: wie schön! aber welche eisige Kälte! Man schließt sofort, wenn auch nicht selten mit Unrecht, auf schlechte Eigenschaften, die sich hinter diesem Antlitz verbergen. Es gibt sicher kalte männliche Naturen, die sich von solchen Zügen einnehmen lassen, denen es kein Bedürfnis ist, eine Seele hinter dem Antlitz zu suchen. Aber kein Künstler, kein Dichter, kein warm fühlender Mann möchte für eine Spanne seines Lebens an die Person einer kalten Schönheit gekettet sein. Wieder anders die apathische Schöne. Sie stößt uns nicht ab, aber sie erwärmt auch nicht. Sie mag von vornehmer Gesinnung sein, ein edles Herz mag in ihr schlagen — man merkt nichts davon. Sie versucht auch gar nicht, Eindruck zu machen; frei von Koketterie, scheint sie sich ihrer Schönheit kaum bewußt. Der Ausdruck ihres Antlitzes ist der der Gleichgültigkeit.

Von diesen ausgesprochen apathischen Schönheiten gibt es nicht allzu viele. Nur in einem Lande fand ich die wegen ihrer Schönheit berühmte gesamte Weiblichkeit von dieser Art: im Kaukasus. Die schönen Georgierinnen, die ich vorhin zu den klassischen Schönheiten rechnete, zeigen eine wie die andere den apathischen Typus. Ferner ist hin und wieder unter den Rumäninnen und öfters noch unter den Slawinnen dieser Typus anzutreffen. Kalte Schönheiten sind in der Mehrheit die Levantinerinnen; sie finden sich vielfach unter den Britinnen und Nordamerikanerinnen und zuweilen auch unter den Rumäninnen. Ausgesprochen warme Schönheiten sind die Kreolinnen der spanisch-amerikanischen Länder, die Spanierinnen und Italienerinnen, die Jüdinnen von Nordafrika; meistens sind es auch die Rumäninnen und Griechinnen. In den meisten übrigen Ländern, also in Deutschland, Holland, Skandinavien, in den slawischen Ländern, dürfte die warme Schönheit überwiegen.

Die Eigenschaften der Frauen.

Von den Klippen der Verallgemeinerung, von denen ich im vorigen Kapitel sprach, stellen sich uns die gefährlichsten in den Weg, wenn wir die Eigenschaften der Frauen eines Volkes zu bestimmen uns anschicken. Damit verglichen erscheint die Bestimmung von Schönheit ein leichtes Spiel, bei dem ein gefälliger Kavalier, der gute Geschmack, seine Ansichten kundgibt, ohne jemals oder doch selten Ärger zu erregen. Hier aber handelt es sich um eine

Entscheidung, die an den Urteilsspruch eines Richters erinnert: ob die zu Beurteilende gut oder schlecht, niedrig oder vornehm, tugendhaft oder sündhaft beschaffen ist. Da heißt es höchst vorsichtig sein und — sich bei allem die Nachsicht seiner Leser sichern.

Auch hier liegt die Schwierigkeit darin, Eigenschaften, die vielleicht auf einzelne Individuen zutreffen, von denen der Mehrheit des Stammes zu scheiden, und, wenn es auf einen Vergleich mit anderen Völkern ankommt, das Verhältnis der Mehrheit des einen Volkes zu der des anderen abzuwägen. In Anbetracht dieser Schwierigkeiten war sich der Verfasser durchaus bewußt, nicht immer ein absolut sicheres und endgültiges Urteil abgeben zu können. Das trifft besonders zu, wo von „Superlativen" die Rede ist. Der Superlativ hat aber einen eigenen Reiz, und so bin ich längst gewöhnt, wenn ich von einer Reise zurückkomme, Fragen an mich gerichtet zu hören, wie die: „Wo trafen Sie die ‚nettesten' Menschen?" „Wo ist es am heißesten?" „Wo reist man am besten?" Und nicht zuletzt: „Wo trafen Sie die schönsten Frauen?" Und die sittsamsten, die leichtsinnigsten, die treuesten, die heitersten ... und ich weiß nicht, wie viele mehr —sten. Ich will einmal versuchen, solche auf Frauen bezügliche Superlative zu beantworten, aber diesmal gänzlich — als unverantwortlicher Redakteur.

Wo finden sich die gütigsten und wo die grausamsten aller Frauen? Die erste Frage ist positiv kaum zu entscheiden. Unter den Kulturvölkern halte ich die Romaninnen jedenfalls für gütiger als die Germaninnen und Slawinnen; letztere sind weicher an Gemüt als die Germaninnen, und unter diesen sind die Britinnen und noch mehr die Amerikanerinnen die rücksichtslosesten. Für die grausamsten Frauen unter den Naturvölkern gelten die Apatsche- und Pahni-Indianerinnen Nordamerikas.

Welches sind die eitelsten und welches die schlichtesten aller Frauen? Sich mit Schmuck übermäßig zu behängen liebt die Weiblichkeit fast aller primitiven Völker; den läppischsten Kult mit der eigenen Person aber treiben zweifellos die auf niedriger Kulturstufe stehenden Mischvölker, besonders die Mulattinnen und Zambos. Unter den Kulturvölkern halte ich die Nordamerikanerin für die putzsüchtigste, aber nicht gerade für die eitelste. Dieser zweifelhafte Ruhm gebührt am ehesten der Levantinerin. Außerdem sind die Romaninnen eitler als die Slawinnen, diese ein wenig eitler als germanische Frauen. Zu den verhältnismäßig schlichtesten rechne ich die Deutschen, Däninnen und Norwegerinnen.

Da sich Bescheidenheit wohl immer mit Schlichtheit paart, ist leicht zu ersehen, wo die bescheidensten Frauen zu suchen sind. Nicht aber geht Eitelkeit immer mit Bescheidenheit Hand in Hand. So sind die meisten Romaninnen, wie wir schon feststellten, zwar ein wenig eitel, wozu sie die Schönheit ihres Körpers auch berechtigt; gleichzeitig steht aber ihre Bescheidenheit ebenso außer Zweifel, wie die Unbescheidenheit bei den kecken Töchtern unter dem vielgestreiften Banner jenseits des großen Salzteiches.

Wo sind die treuesten Frauen zu finden? Treu, in den meisten Beziehungen, die von dieser Eigenschaft ausgehen, sind Frauen im allgemeinen überhaupt nicht — von Ausnahmen kann hier nicht gesprochen werden. Am besten entwickelt ist noch die Familientreue, besonders zu den eigenen Kindern und dem angetrauten Gatten. Freilich sucht man die Gattinnentreue, so paradox es klingt, am besten im Gatten; denn das Weib ist ganz ein Produkt der Natur und folgt, wenn es nicht gefesselt ist, stets seinen natürlichen Trieben. Vermag aber das ihr in der Ehe beigeordnete Kulturprodukt, Gatte geheißen, sie mittels einer seiner berühmten Erfindungen, Pflicht genannt, am Zügel zu führen, so erlebt der Beschauer die optische Täuschung einer „treuen Gattin". Molière hat das schon sehr schön ausgedrückt:

„Denn brav als Frau im Ehestand zu bleiben,
Hängt sehr vom Manne ab, den man ihr gibt."

Die Kunst dieser Zügelführung scheint unter den Kulturvölkern am wenigsten von den

Nordamerikanern und Briten verstanden zu werden.

Züchtigkeit und Unsittlichkeit unter Frauen ist ein heikles Thema, das aber nicht umgangen werden kann. Unsittliche Verhältnisse unter der Jugend herrschen im ganzen zentralen und nördlichen Asien. Die größte sexuelle Zügellosigkeit aber findet sich unter verschiedenen Polynesierinnen und ganz besonders auf den Markesas-Inseln in der Südsee. Unter den Kulturvölkern steht die Sittlichkeit der Romaninnen am höchsten. Unter den germanischen Frauen nehmen die Skandinavierinnen die höchste, unter den Deutschen die österreichische Gruppe die niedrigste Stufe ein. Bei den Slawen liegen die Verhältnisse ähnlich wie bei den Germanen. Die größte Ungebundenheit in den Sitten wird aus Kärnten und Steiermark berichtet, und da hier, wie wenig Bildung auch das niedere Volk besitzen mag, gewisse Kulturmaximen in allen Schichten der Bevölkerung bekannt sind, muß man die Moral der Frauen dieser Landesteile als noch tief unter den in andern Lebensanschauungen aufgewachsenen Südsee-Insulanerinnen stehend ansehen.

Loyalität. Ein deutsches Wort, das sich mit diesem Fremdwort völlig deckt, fehlt uns leider. Mit Biederkeit, Anhänglichkeit, Aufrichtigkeit ist es ganz unzulänglich übersetzt. Die Loyalität ist eine besondere Art Treue, bei der weniger die persönliche, alle Hindernisse überwindende Anhänglichkeit eines Menschen zu einem anderen betont wird, als die geistige Zugehörigkeit und bindende Übereinstimmung auf Grund von Gerechtigkeit, Gesetz und Hochschätzung des Charakters. Der hohe Schwung, der in der Loyalität liegt, kann im allgemeinen in Frauen nicht gesucht werden. Sie findet sich verhältnismäßig noch am meisten unter Britinnen und Nordamerikanerinnen. Suchen wir anstatt des geraden Gegensatzes von loyal — illoyal — einen Gegensatz in einer schrägen Linie, so finden wir Klatschsucht und die ihr meistens verbündete Neugier als spezifische Eigenschaften von Frauen, die ihnen wenigstens die Männerwelt aller Völker zuschreibt. Klatsch und Neugier sind bei Kulturvölkern am meisten unter den Germaninnen verbreitet; verhältnismäßig am wenigsten unter den Romaninnen. Vor allem fehlt den Südländerinnen die ätzende Schärfe und spitze Zunge germanischer Frauen. Man ist im Süden stets mehr geneigt, die Fehler der lieben Nächsten in einem milderen Licht zu sehen und zu entschuldigen, als im Norden. Unter den germanischen Frauen nehmen in dem genannten, wenig preisenswerten Sinne die Holländerinnen die Spitze ein, während der loyale Volkscharakter und der Grundsatz: ‚see every thing, but don't talk' die Britinnen als die angenehmsten erscheinen lassen.

Für die aufrichtigsten aller Frauen halte ich die Nordamerikanerinnen. Wo aber die falschesten unter Kulturvölkern ihr Unheil brüten, vermag ich nicht auszusagen. Unter den germanischen Frauen ist vielleicht die Linie Berlin-Dresden-Prag-Wien am wenigsten fest fundiert. Unter den Romaninnen sind die Spanierinnen die aufrichtigsten. Unter den Naturvölkern sind die Malaiinnen berüchtigt wegen ihrer Falschheit. Falsch sind durchgängig auch die Frauen der Rothäute. Wiederum halte ich im Gegensatz zu vielen Reisenden die Negerin nicht für falsch; ist doch auch, beiläufig, persönliche Treue ein wesentlicher Zug der Negervölker. Dagegen sind die Mulattinnen wie überhaupt alle aus heterogenen Elementen zusammengesetzten Produkte für ihre Falschheit bekannt.

Leidenschaft und Temperament — Apathie. Die leidenschaftlichsten Frauen sind unter Kulturvölkern unstreitig die Französinnen und die Südländerinnen. Die geringste Leidenschaft findet sich bei den Slawinnen und den zur Apathie neigenden Frauen im Kaukasus. Die Germaninnen stehen etwa in der Mitte. Von ihnen zeigt die Deutsche die meiste, die Britin verhältnismäßig die geringste Leidenschaftlichkeit. Das regste Temperament haben Spanierinnen und Polinnen. Auch den übrigen Sla-

winnen mangelt es nicht an Temperament, das aber, wie gesagt, nie oder selten die Steigerung bis zur Leidenschaft erfährt.

Intelligent und dumm; intellektuell und ungebildet.

Für die intelligentesten Frauen halte ich die Nordamerikanerinnen, für ihr Gegenteil die Schönen vom Ebrolande. Die intellektuellsten Frauen sind die Deutsche und die Schweizerin, nächst ihr wohl die Dänin und die Norwegerin; die ungebildetste ist zweifellos mit der dümmsten identisch.

Welches sind die *fleißigsten Frauen*? Wenn absolute Arbeitsleistung als Folgeerscheinung sozialer Verhältnisse in Betracht kommt, so ist die Frage für uns ziemlich belanglos. Den Ethnologen kann nur interessieren, welche Frauen den *angeborenen* Schaffenstrieb und die Lust zur Betätigung besitzen. Ich wage nicht zu entscheiden, ob der Französin, der Deutschen, der Britin oder der Nordländerin, die alle unstreitig zu den arbeitsamsten Frauen der Welt gehören, die Palme für Fleiß gebührt. Aber ich glaube, daß die Wage sich zugunsten der Französin neigt. Zu den trägsten Frauen unter den Kulturvölkern darf man die Spanierinnen und die Kreolinnen rechnen.

Die *sauberste* Frau, was den Körper anbelangt, ist die Engländerin; was ihre Umgebung betrifft, die Holländerin. Die *unsaubersten* Frauen sind in den unwirtlichen, wasserarmen Gegenden Zentralasiens zu suchen.

Nun noch einige Eigenschaften ohne Anführung von Gegensätzen. Am meisten Verständnis für *Politik* zeigt die Engländerin; den höchsten *Patriotismus* empfindet die Polin. Die höchste *Eleganz* in der Kleidung entfaltet die Nordamerikanerin, den vollendetsten *Geschmack* die Französin. Auf die feinste *Koketterie* verstehen sich die Töchter der romanischen Völker; sie ist bei den Französinnen wohl am höchsten entwickelt, aber selten frei von Bewußtsein, wogegen sie bei den Kreolinnen durch das Ungewollte den meisten Zauber auf empfängliche Gemüter ausübt. Nicht zu verwechseln mit Koketterie ist eine andere weibliche Kunst, der *Flirt*. Er ist im Grunde nur die Prostitution der Koketterie; eine Dirnenkunst, die sich in Großbritannien und den Vereinigten Staaten am höchsten entwickelt findet. *Grazie* vereinigt sich oft mit Koketterie; doch gibt es genug Frauen, die graziös sind, ohne kokett zu sein, und umgekehrt. Auch die Grazie ist eine wesentliche Eigenschaft der Romaninnen; sie scheint mir zu der schönsten Blüte entfaltet bei den Kreolinnen — den Preis gäbe ich der Limeña.

Am meisten *Aktivität*, d. h. allgemeinen Betätigungssinn, entwickelt die Engländerin. Mit Hinsicht auf *Muskelkraft* stehen die Holländerinnen und Norwegerinnen an erster Stelle. Die meiste *Ausdauer* zeigt die vielgeplagte, arme Montenegrinerin. Die *fruchtbarsten* Frauen der Welt sind die Boerinnen und die französischen Kanadierinnen, die unfruchtbarsten die Nordamerikanerinnen.

Zum Verständnis des vorliegenden Werkes mag hier eine Erklärung von Fachausdrücken folgen, denen der Leser häufig begegnen wird.

Der Ehestand, den wir als den normalen anzusehen pflegen, ist die *Einehe* oder *Monogamie*. *Polygamie* nennt man die Ehe eines Mannes mit mehreren Weibern, *Polyandrie* die Ehe mehrerer Männer mit einem Weib; gewöhnlich sind die Männer in diesem Falle Brüder.

Hetärismus oder *Kommunismus*, auch Promiskuität nennt man den durch keine Ehegesetze geregelten sexuellen Verkehr der Geschlechter in beliebiger Abwechslung; also ähnlich dem Verkehr vieler Tiere. Hetärismus soll sich im Innern Australiens und bei einigen Zweigen der Feuerländer finden.

Gruppenehen nennt man eine Art geregelten Kommunismus. Gewöhnlich sind eine Anzahl von Männern die gemeinsamen Gatten einer Anzahl von Schwestern, oder eine Anzahl von Brüdern haben ihre

(untereinander nicht verwandten) Frauen gemeinsam. Solche Eheverhältnisse bestanden vor noch nicht zu langer Zeit in Hawaii; man vermutet, daß auch die alten Briten in solchen Ehen gelebt haben. Heute findet sich die Gruppenehe nur bei einer kleinen Zahl auf niedriger Kulturstufe stehender Völker.

Unter Endogamie versteht man die Heirat innerhalb des eigenen Stammes; oft auch nur innerhalb einer kleinen Abzweigung des Stammes. In der Exogamie ist umgekehrt der Freier gezwungen, ein Mädchen aus einem anderen Stamm, genau genommen, aus einer anderen Abzweigung des Stammes, gewöhnlich aus dem benachbarten Dorfe, zu nehmen. Wird die Endogamie ins Extrem getrieben, so entsteht Inzest (Inzucht, Blutschande). Da den meisten primitiven Völkern die nachteiligen Folgen des Inzest bekannt sind, wird er streng vermieden. Zahlreiche Völker gehen in ihrer Furcht vor Inzest noch weiter als die Europäer, indem sie selbst Ehen unter sehr weitläufigen Verwandten (vornehmlich mit solchen von mütterlicher Seite) verbieten. Bei Völkern, die nach exogamen Grundsätzen leben, würde selbst eine Ehe mit Nicht-Blutsverwandten, aber innerhalb desselben Stammes (also endogam) geschlossen, als sündhaft gelten und mit dem Tode bestraft werden. Als Exogamie sind auch alle Ehen aufzufassen, die nach dem Gebrauch des Totem (Totemismus) geschlossen werden.

Man versteht darunter die Gliederung eines Stammes in Familien (Clans), die gewöhnlich nach Tieren oder Pflanzen bezeichnet werden. Ihre Abzeichen pflegen über dem Eingang zu den Hütten angebracht zu sein. Niemand darf innerhalb seines Clans heiraten. Da in den meisten Fällen zugleich Mutterrecht herrscht, wird der heiratende Jüngling in das Totem seiner Frau aufgenommen und nimmt deren Namen an.

Mutterrecht (Matriarchat) nennt man ein Gesetz, nach dem die Mutter als das natürliche Haupt der Familie gilt (was aber die äußere Gewalt des Vaters nicht ausschließt); mit dem Mutterrecht steht in engster Verbindung das Erbrecht der weiblichen Linie. (Patriarchat, Vaterrecht, bei den Hirten- und Wandervölkern entstanden, ist das heute in allen zivilisierten Staaten herrschende Familienrecht, in dem der Vater als das Oberhaupt der Familie gilt und von dem Namen und Rechte geerbt werden.)

Gynäkokratie (Weiberherrschaft). Von ihr finden sich hier und da Spuren bei einigen afrikanischen Völkern. Livingstone will eine ausgesprochene Gynäkokratie bei den Banias am Zambesi getroffen haben.

Unter Tribadie oder lesbischer Liebe versteht man den homosexuellen Verkehr der Frauen.

Infibulation nennt man eine Vorrichtung zum Schutz der Keuschheit der Jungfrauen. (Siehe das Nähere in dem Artikel „Die Nubierin".)

Zirkumzision, Exzision, die Beschneidung der Frauen. (Siehe das Nähere in den Artikeln „Die Javanin" und „Die Abessinierin".)

Unter Katamenialzeit versteht man die Periode der monatlichen Reinigung (Menses, Menstruation) des Weibes.

Tabu (eigentlich tapu), d. h. geheiligt und verboten für jede Art Berührung. Tabu wird irgend etwas (ein Gegenstand, ein Lebensmittel, ein Eigenname usw.) nach dem Willen eines Häuptlings. Das Gebot wird von den Stammesangehörigen streng befolgt. Der Gebrauch findet sich hauptsächlich in der Südsee.

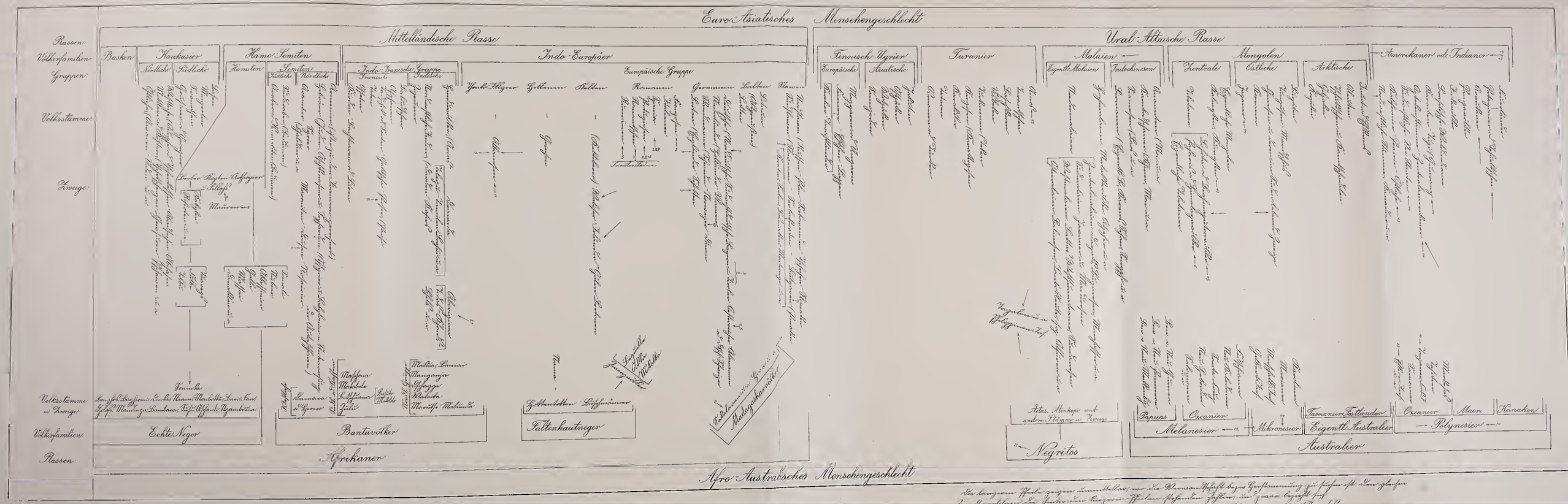
Brachykephal oder kurzköpfig nennt man diejenigen Schädel, bei denen der Breitendurchmesser mindestens 80 Prozent des größten Längendurchmessers beträgt, wenn sich also Breite und Länge des Schädels ziemlich gleichen. Dolichokephal, langköpfig, nennt man die Schädel, deren Länge die Breite bedeutend übertrifft. Unter Prognathismus versteht man die vorstehende Kiefer- bezw. Mundbildung, bei der die Zähne schief übereinander stehen.

Berichtigungen und Ergänzungen.

Als ein besonderes und bedauerliches Erratum stellte sich nach Abdruck des folgenden Teiles Abbildung 278 heraus, als „Brasilianerin" bezeichnet, während sie eine javanische „Njonja" darstellt, die also unter den Eurasierinnen (s. Artikel S. 498) einzureihen wäre. Fügen wir hinzu, daß die Nebenunterschrift hier statt: „Der indianische Einschlag ist unverkennbar" lauten müßte: „Der malaiische Einschlag ist unverkennbar", so gewinnt auch der Leser unerwartet eine Vorstellung, wie leicht zuweilen die indianischen Völker mit den Ostasiaten (hier allerdings nur aus der Vermischung mit europäischem Blut erkennbar) zu verwechseln sind.

Abb. 72 stellt einen weiblichen Typus der Stewartinsel dar. Diese Insel liegt zwar in unmittelbarer Nähe von Neuseeland, doch zeigt ein Blick, daß dieser Typus von dem der benachbarten Maori (s. Abb. 70, 71, 73, 74) völlig abweicht. Zweifellos ist der kleine Volksstamm der Stewartinsulaner, die früher vermutlich auch Neuseeland bewohnten, bis sie die von Norden eindringenden Maori vertrieben, mit den festländischen Australiern bzw. Tasmaniern verwandt.

Von Abb. 298 war zu erfahren, daß beide Eltern der Dargestellten aus Deutschland stammten, wohingegen die Eltern der Dame auf Abb. 297 bereits auf amerikanischem Boden geboren waren.



Die Völker der Erde. Übersichtliche Darstellung von Albert Friedenthal

Auſtralien und Ozeanien.

Mit Auſtralien, dem jüngſten Weltteil, dem an Merkwürdigkeiten für den Naturforſcher ſo reichen Lande, und dem Kranz jener herrlichen Inſelwelt, die man Ozeanien oder öfters noch die Südſeeinſeln nennt, wollen wir unſere Wanderungen beginnen. Die Völker, die Auſtralien und Ozeanien bewohnen, unterſcheiden wir in vier Gruppen: die Eingebornen des Feſtlandes oder Auſtralier, die Melaneſier, die Mikroneſier und die Polyneſier.

Die Frauen der eingeborenen Australier.

Abb. 1. Australierin.

Man nennt wohl die Australier, jenes unglückliche, dem Untergang geweihte Volk, eines der ältesten Menschengeschlechter der Erde. Das ist so zu verstehen, daß kaum ein anderes Volk die primitiven Sitten, in denen es schon vor Tausenden, ja Zehntausenden von Jahren gelebt haben mag, bis auf unsere Zeit bewahrt hat. Bereits gänzlich ausgestorben sind die Tasmanier, ein bedauernswertes, gutmütiges Völkchen, das nie „seinen Tag" gehabt hat. Am Lebensmorgen ihrer Existenz, der, wie wir eben feststellten, durch ganze Zeitalter gedauert haben mag, sind sie dahin gesunken. Nicht der Alkohol oder die Kleidung bringt diese primitiven Völker um — man kann nicht genug auf diesen anscheinend unausrottbaren Irrtum hinweisen. Auch mit der öfters gegebenen Erklärung, daß sie dem Ansturm einer neuen Welt und der damit verbundenen grundveränderten Lebensweise nicht standzuhalten vermochten, läßt sich nicht viel anfangen; denn es gibt vor allem unmittelbare Ursachen, die sich für den Untergang dieser Kinder der Natur anführen lassen, so besonders bei den Australiern: überaus ungeschickte und nachteilige Gebräuche in ihren Lebens- und besonders Familienverhältnissen; das Anwenden von Abortiven, das Töten vieler Neugeburten besonders weiblichen Geschlechts, das langjährige Stillen der Mütter und Fernhaltung ihrer Männer während langer Perioden, rohe Behandlung der Frauen, die dadurch frühzeitig altern, und schließlich unausgesetzte Bruderkriege, die schon zur Ausrottung einzelner Stämme geführt hatten, ehe den Australiern ein Weißer erschienen war.

Das Aussterben der Tasmanier kann freilich noch auf besondere Rechnung der bluthündischen ersten Kolonisten, nämlich britischer Sträflinge, gesetzt werden, die zeitweilig richtige Jagden auf die armen Eingeborenen veranstalteten, um sie mit Flinten niederzuschießen oder mit Knüppeln wie die Känguruhs zu erschlagen. Selbst vergiftetes Brot wurde diesen unschuldigen Ärmsten in den Weg gelegt! Lassen wir aber dieses, eines der schändlichsten Kapitel europäischer Zivilisation, und betrachten wir nunmehr die Frauen des australischen Urbodens.

Die Australierin ist im allgemeinen von mittlerer Größe. Die größten und muskulösesten sollen sich im Innern Queenslands finden; indessen sah ich auch in Südaustralien recht große und fleischige Gestalten. An der Küste Queenslands sind sie kleiner und dünner, im allgemeinen von

C. Günther, Berlin phot.

Abb. 2. Australierin.

kaffeebrauner Hautfarbe, doch mit Nüancen, die einerseits bis auf gelb, andererseits bis auf sammetschwarz gehen.

Anmutige Züge und schöne Figuren finden sich zuweilen unter den jungen Mädchen, aber als Frauen sind sie selten hübsch. Um so öfter begegnet man abschreckend häßlichen Frauentypen, besonders im Alter, das sich bei ihnen infolge Unterernährung und qualvoller Arbeit frühzeitig bemerkbar macht. Sie erreichen auch nicht das ohnehin niedrige Durchschnittsalter ihrer Männer.

Gewöhnlich ist die Australierin mager und knochig, zugleich steht der Bauch hervor. Das Haupthaar ist meistens fein und lang, aber wollig und infolge mangelnder Pflege verfilzt; die Haarfarbe schwankt zwischen tiefbraun und glänzendschwarz. Die Stirn ist schmal, bald fliehend, bald vorspringend und hoch. Die tiefliegenden kleinen Augen haben öfters, besonders im Norden, einen wilden, unstäten Blick; die Iris ist schwarz. Die Nase ist oben eingedrückt, unten breit; öfters findet sich Adlerform. Die Wangen liegen hoch, der Kiefer ist prognath, wobei das Kinn zurückweicht. Der Mund ist groß und unförmig, die Zähne sind weiß und schön; die dicke Oberlippe fällt über die untere. Die Gliedmaßen sind lang.

Dr. Seligmann phot.

Abb. 3. Junges Mädchen von der Cap-York-Halbinsel. In gewöhnlicher Tracht.

Dr. Seligmann phot.

Abb. 4. Junges Mädchen von der Cap-York-Halbinsel. In „Gala".

Exogame Heirat, ähnlich dem in anderen Weltteilen bekannten System des Totem*), war mit Ausnahme des Südens überall im Brauch, hat aber heute nachgelassen. Oft werden sie als Säuglinge schon einander versprochen und mit 11 bis 12 Jahren in die Ehe gegeben. Die Heiratszeremonie könnte schwerlich einfacher sein: der Mann ergreift das begehrte Weib beim Arm und schleppt es mit sich fort. Auch solche, die bereits eine Ehe eingegangen, sind nicht sicher, vielleicht nochmals geraubt zu werden, um einem andern als Frau und Sklavin zu dienen. Alle Arten von Ehe, die irgendwo auf Erden gebräuchlich, finden sich in diesem Weltteil. Bei den ganz unzivilisierten Völkern im Innern, die zu den wenigen Menschen gehören, welche man heute noch als echte „Wilde" bezeichnen kann, soll sich Hetärismus finden; d. h. Alle gehören Allen für den geschlechtlichen Ver-

*) Siehe Einleitung.

Naturhiſtoriſches Muſeum, Paris.

Abb. 5. Auſtralierin.

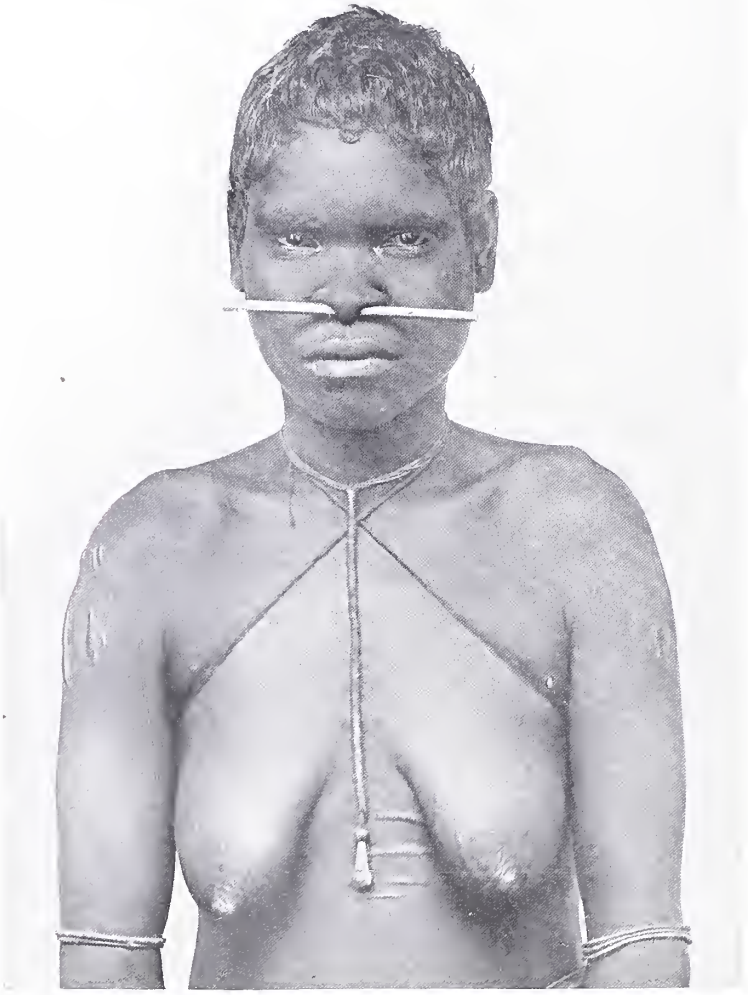
kehr, der also auf der Stufe niedriger Tiere stünde. Tatsächlich wird auch der sexuelle Akt in der Stellung der Vierfüßer ausgeführt. Der höhere Zustand ist der der Polygamie, indem, wie vorhin erwähnt, Frauen aus andern Stämmen ausgesucht oder geraubt werden.

Gewöhnlich hat der Australier zwei Weiber, nur besonders Beneidenswerte, Reiche leisten sich deren bis zu sechs. Auch Polyandrie findet sich: dort, wo vermutlich die Zahl der Weiber gering ist, besitzen eine Anzahl Brüder gemeinsam eine Frau. Zuweilen begegnet man auch der Gruppenehe, in der eine Anzahl von Männern eine Anzahl von Frauen gemeinsam besitzen.

Die Australierinnen gelten als fruchtbar. Es sind Beispiele von dreizehn Geburten bei einer einzelnen Frau bekannt geworden. Freilich werden nur wenige dem Leben erhalten, denn Kindesmord ist in ganz Australien gang und gäbe. Den Mord begeht meistens die Mutter selbst. Am Coopers Creek verzehrt sie mit lachendem Mund das eigene von ihr totgeschlagene Kind, das sie ein Alter von vielleicht drei Jahren hat erreichen lassen. Ohne Ausnahme werden Kinder, die in freier Vereinigung mit Europäern entstanden sind, getötet.

Anscheinend verfallen diesem grausamen Los besonders Mädchen; denn der Überschuß an Männern ist in Australien sehr bedeutend. Man zählt auf 100 Männer nur 87 Frauen. Meist findet man bei einer Mutter nicht mehr als 3—4 Kinder. Übrigens gebären sie für ein tropenmäßiges Volk ziemlich spät, nämlich erst etwa vom achtzehnten Lebensjahre an. Die dem Leben erhaltenen Kinder haben es aber ziemlich gut; niemals würden die Eltern Züchtigungen an den Kleinen vornehmen.

Die Sitten sind sehr lockere. Im Süden, wie im Innern ist innerhalb und außerhalb der Ehe alles erlaubt; dagegen sollen die nördlichen Australierinnen züchtiger sein. In den Hafenstädten ist es etwas ganz gewöhnliches, daß Männer ihre eigenen Weiber den Europäern anbieten. Jedoch gibt es auch empfindliche Ehegatten. Ertappt solch einer sein Weib das erste Mal bei einem



King & Co. phot.

Abb. 6. Nordaustralierin.

Prognathismus mit stark gewulsteten Lippen. Fliehende Stirn. Ziernarben am Leib und an den Armen.

King & Co. phot.

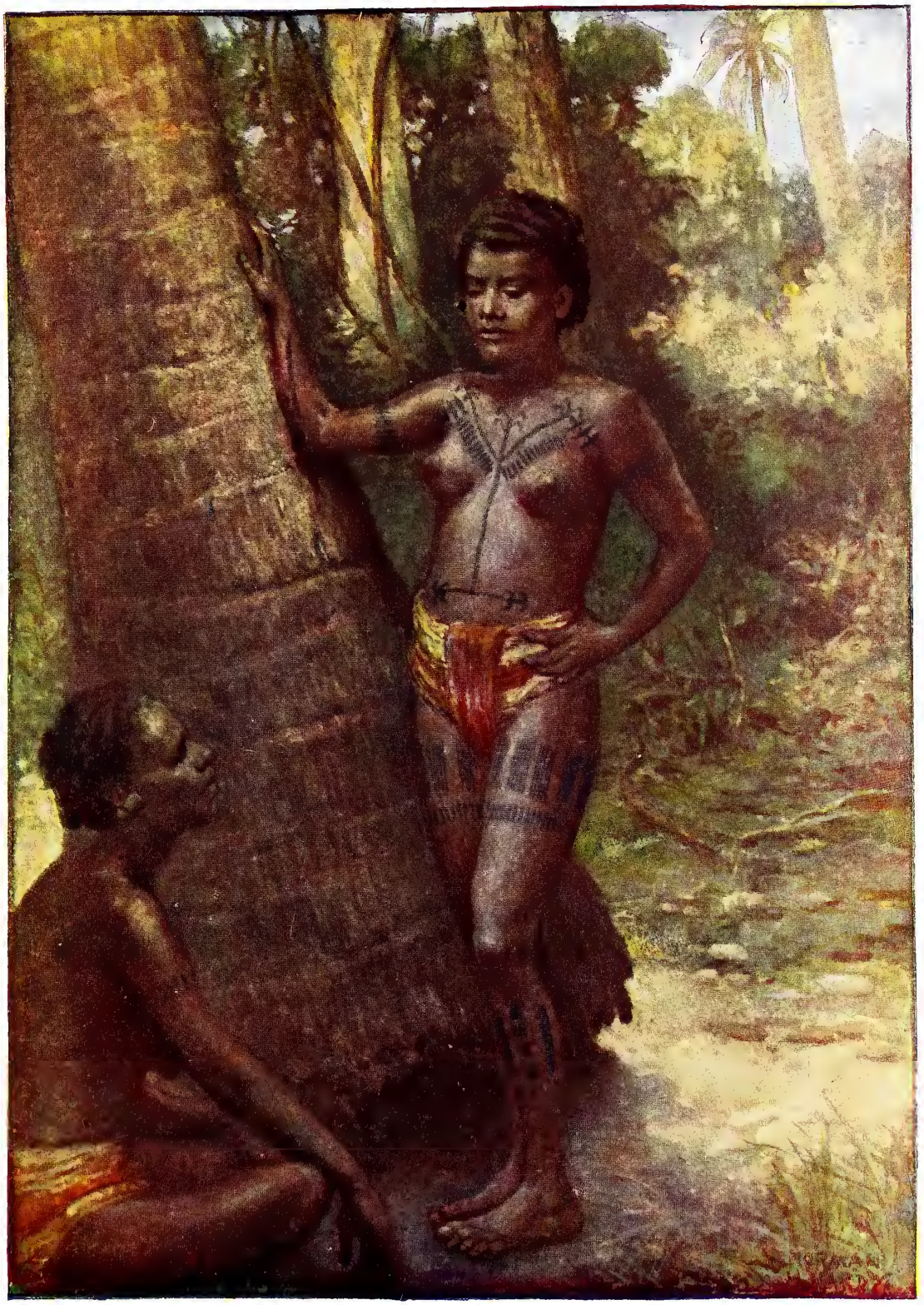
Abb. 7. Typiſche Auſtralierin.
Auf einer Schulter der Mutter balanzierend, halten die Kinder ſich an deren Kopfhaar feſt.

Akt der Untreue, so bearbeitet er sie gewöhnlich mit dem Beil; das zweite Mal würde er sie töten.

Ein geplagteres, mehr bemitleidenswertes Geschöpf als die Australierin ist wohl auf dem ganzen Erdenrund nicht zu finden. Wir sahen schon, daß sie es als Kind leidlich gut hat. Auch werden junge, besonders zarte Mädchen noch geschont; sobald aber diese in das Joch der Ehe — ein Joch ist es hier im vollsten Sinne des Wortes — getreten sind, beginnt auch für sie die Zeit des Leidens. Der Mann frönt dem Nichtstun, dem Raub und der Jagd. Aber die schwerste wie die geringste nur denkbare Arbeit wird der Frau aufgebürdet. Sie sammelt Früchte, Wurzeln, Larven, indem sie die Bäume erklettert oder die Felder aufgräbt. Dabei bedient sie sich eines $1^1/_2$—2 m langen zugespitzten Stockes, der ihr nie fehlt und auch bei Festen und Tänzen, an denen sie teilnimmt, stets mitgeschleppt wird. Tagsüber bereitet sie die Nahrungsmittel, holt Wasser, erbaut die Hütten. Bei Wanderungen trägt sie das gesamte Gepäck, oft 4—5 Körbe auf einmal und — die Kinder dazu. Zu alledem wird sie von ihrem brutalen Manne noch roh und gewalttätig behandelt, oft grausam mit Speer und Beil angetrieben und gezüchtigt. Ohne weiteres darf er sie töten. Bekanntlich werden noch heute im Innern Queenslands Jagden einzelner Stämme auf Menschen veranstaltet, und die Gefangenen, wie man erwiesen zu haben glaubt, nicht aus Hunger, sondern aus Haß verzehrt. Meistens werden aussterbende Stämme des Nachts im Schlaf überfallen. Geschont werden dann nur junge Mädchen, die die Sieger zur Vermehrung ihres Weiberbestandes davonführen. An der Moretonbay werden die Toten von ihren eigenen Verwandten verspeist, und südlich vom Carpentaria-Golf ist es Brauch, daß die eines natürlichen Todes Gestorbenen von den Weibern verzehrt werden. Von diesen Frauen erzählt W. E. Roth, daß sie einen kriegerischen und starken Sinn zeigen,

Abb. 8. Frau aus Victoria.
Starker Prognathismus. Fliehende Stirn. Tiefliegende Augen. Schlechte Entwickelung des Körpers.

Abb. 9. Arunta-Frauen.
Außer den breiten Ziernarben auf dem Leibe der einen, bilden Kopfbänder den einzigen Schmuck.



Melaneſiſche Frauen von den Rennell-Inſeln.

Abb. 10. Frauen von Neu-Mecklenburg (Papuas).

Man beachte die Merkmale, die sie wesentlich von den festländischen Australierinnen unterscheiden: die Schädel sind länger, das Haupthaar ist kurz und gekräuselt.

den man bei den übrigen Australierinnen bisher nicht bemerkt hat. Das äußert sich in der eigenartigen Manier, auf die sie ihre Händel austragen. Jede der beiden Streiterinnen ergreift einen Stock und schlägt damit auf den Kopf der anderen. Jede hat einen Schlag auszuhalten, bis die Reihe wieder an sie kommt. Nach drei oder vier solchen Hieben — sechs war das Maximum, das Roth beobachtete — fällt eine bewußtlos hin, und die andere schreitet stolz von dannen, denn sie hat recht behalten.

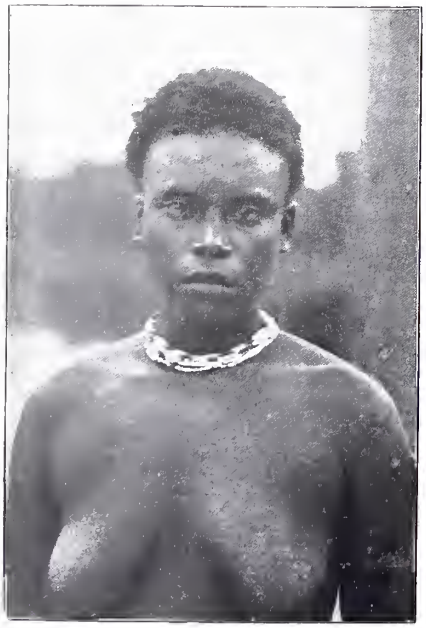
Kerry, Sydney phot.

Abb. 11. Eine Schönheit von Neu-Süd-Wales.

Die gute Entwickelung des Körpers beweist, daß dieses junge Mädchen bei seinem Stamme, den Morugas, geschätzt ist. Außer den gewöhnlichen Kennzeichen der Rasse ist auf diesem Bilde auch der charakteristische Haarwuchs erkennbar.

Obwohl bei dem australischen Manne kein Zug einer veredelten Psyche erkennbar ist, scheint seinen zu Leiden erkorenen Weibern ein höherer Zug hier und da inne zu wohnen. Davon möge die Erzählung Oberländers, eines bekannten Forschers, in der Sprechweise der Eingeborenen Zeugnis ablegen.

„Junger Mann sitzt nieder; sehr schöner junger Mann sieht Lubra, sehr schöne junge Lubra. Er spricht zu ihr, sie spricht zu ihm; dann viel sprechen, ein Tag, viele Tag. Dann sagt er: Du, meine Lubra; dann sagt sie: Du, mein Mann! Dann sagt er: Du gehst mit mir, wenn ich fertig. Sie sagt: ich gehe, wenn du fertig. Dann sie sagt es anderer Lubra, ganz dasselbe Freundin. Die sagt: sehr schöner junger



Aus „Sokolowsky, Menschenkunde".

Abb. 12. Neu-Mecklenburgerin.

Aus „Sokolowsky, Menschenkunde".

Abb. 13. Neu-Mecklenburgerin.

Dr. Ramsay Smith & Foelsche phot.

Abb. 14. Nordaustralierin vom Woolnastamm.
Man beachte die breit ausgelegte Nase und die tiefliegenden Augen.

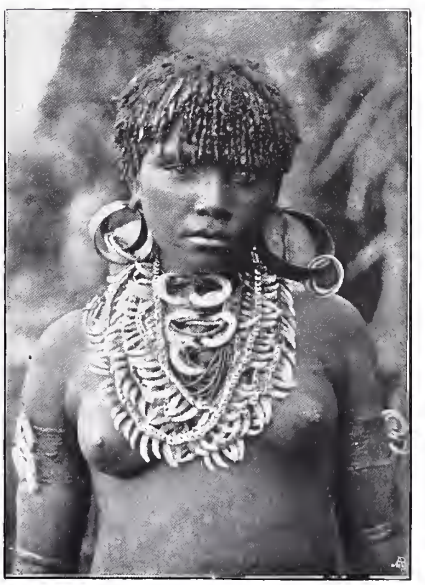
Mann. Du gehst mit ihm in sein Lager? Einen Tag junger Mann geht aus sehr weiten Weg. Zwei Lubra gehen herum sehr weiten Weg. Dann schöne junge Lubra nehmen Hand von jungen Mann und laufen in jungen Mannes Hand. Nach und nach sehr ärgerlich Vater von junger Lubra. Stamm kommen zu Stamm von jungen Mann. Viel Speer und Bumerang. So kriegt andere Kerl Lubra." —

Auch Anhänglichkeit an den Gatten, die sich umgekehrt gar nicht findet, erscheint als sympathischer Zug der Australierin. Er selbst hält sie zu unwürdig, um sie an seiner Mahlzeit teilnehmen zu lassen; mit den Hunden empfängt sie schweigend die Überbleibsel des Mahles. Wenn alt und nutzlos, stirbt sie vernachlässigt vielleicht den Hungertod oder wird durch Keulenschläge ihrer Nächsten von ihren Qualen erlöst. Der Leichnam wird den Geiern und wilden Hunden zum Fraße hingeworfen.

Melanesien und seine Frauen.

Mit Melanesien, nach den dunkelfarbigen Einwohnern so genannt, bezeichnet man die Kette von Inselgruppen, die sich im weiten Bogen um die Nordostecke Australiens lagern. Alle Inseln sind vulkanischen Ursprungs, gebirgig und stark bewaldet. Einzelne, wie z. B. das gewaltige Neu-Guinea, die größte Insel der Erde, die um die Hälfte größer ist als das Deutsche Reich, sind noch in ihrem Innern unbekannt. Die Melanesier stehen kaum auf einer höheren Stufe der Gesittung als die festländischen Australier. Die an Stelle von Melanesier früher viel gebrauchte Bezeichnung „Papuas" gilt heute meist nur für die Bewohner Neu-Guineas und des Bismarck-Archipels.

Die melanesische Rasse ist



Hans Schmidt, Charlottenburg phot.

Abb. 15. Mädchen von der Astrolabe-Bai auf Kaiser Wilhelms-Land, 16 Jahre alt.
(Bismarck-Archipel.)

Hans Schmidt, Charlottenburg phot.

Abb. 16. Mädchen von der Gazelle-Halbinsel auf Neu-Pommern. (Bismarck-Archipel.)

wahrscheinlich aus einer Vermischung von malaiischen Völkern mit den negroiden Urbewohnern Australiens entstanden, wobei meines Erachtens das letztere Element, offenbar das numerisch stärkere, sich auch am Typus am stärksten bemerkbar macht. Dunkelkupfer bis schokoladenfarbig ist ihre Haut. Charakteristisch sind die „wilden Frisuren". Dabei ist das Haar nicht wollig, sondern nur stark gekräuselt. Die Schafte verteilen sich nicht über den Kopf, sondern wachsen in einzelnen Büscheln; jedoch ist die unförmliche Ausdehnung des Haarwuchses meist nur ein Werk der Kunst. Die tiefliegenden Augen, über denen die Brauen stark hervorstehen, blicken wild und mißtrauisch; die Nase ist öfters semitisch geformt. Für die Frauen ist noch besonders bezeichnend ein gedunsener, vorstehender Bauch, schmale Schultern, schlanke zarte Arme und Beine, doch große Hände und Füße. Die Brüste fand ich öfters tief herabhängend, zuweilen auch, besonders auf Neu-Guinea, europäischen Formen verwandt. Die Stirn ist schmal, der Mund groß, die Lippen sind dick und etwas aufgeworfen, aber nicht wulstig. Sie sind eitel und unbeschreiblich empfindlich. Wegen eingebildeter Kränkungen vermögen sie stundenlang zu weinen und in lauten Reden ihr Leid zu klagen. Beim Tode ihres Mannes gehen sie an dessen Verwandte über. Obgleich weit besser gestellt als die Australierinnen, werden sie dennoch von ihrem Gebieter sattsam zurückgesetzt und dürfen z. B. gleich jenen nicht an seiner Mahlzeit teilnehmen. Von der Anmut und den Zierden des Familienlebens der Polynesier ist bei ihnen nichts zu bemerken. Betrachten wir nun die einzelnen Stämme.

Mit Erlaubnis des Kapitäns G. W. C. Pim und des Council of the Royal Anthropological Institute.

Abb. 17. Papuafrauen von Merauke (Neu-Guinea) in vollem Schmuck.

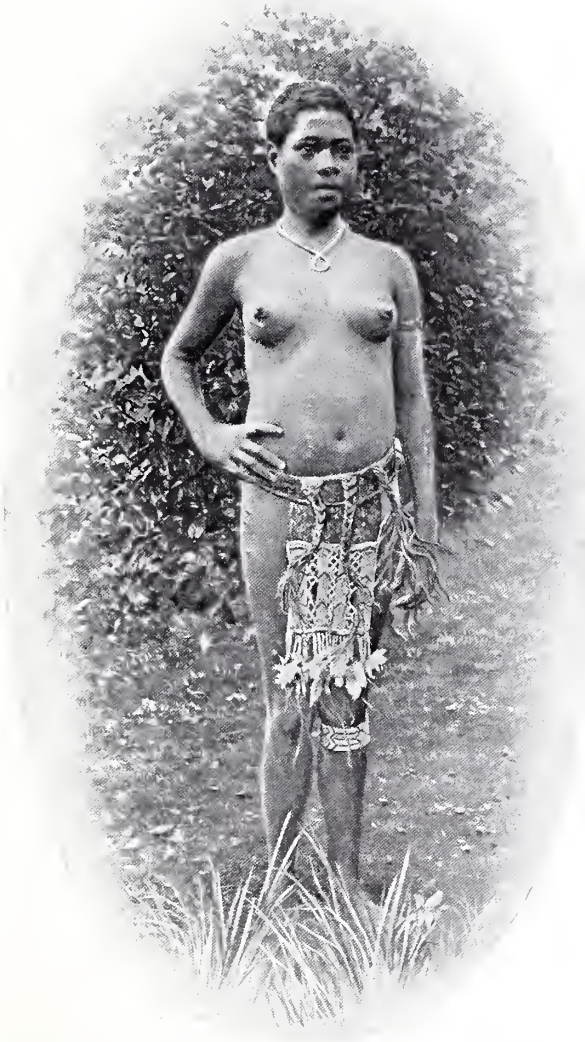


Abb. 18. Junges Papuamädchen von den Admiralitäts-Inseln. Der schön geschmückte Körper zeigt zahlreiche Ziernarben.

Die Frauen der Papuas.

Wie gesagt, wollen wir unter Papuas im engern Sinne allein die Völker auf Neu-Guinea und im Bismarck-Archipel verstehen, die zum Teil unsere politischen Landsleute geworden sind. Alle Versuche, sie einer Zivilisation zuzuführen, sind bis jetzt so gut wie gescheitert. Der europäische Farmer ist schon zufrieden, wenn sie nicht ihre Speere in seine Rippen stecken oder die Güte ihrer Keulen auf seinem Haupt versuchen, was von Zeit zu Zeit immer noch vorkommt.

Der Anblick ihrer plumpen, knochigen, graulich-schwarzen Weiber mit den aufgeschwemmten Leibern, den scheußlichen Frisuren, dem vorstehenden großen Mund mit schwarz gefärbten Zähnen wirkt wenig ästhetisch. Nur unter den jungen Mädchen, die auch wohlgenährt und oft recht rundlich erscheinen, sich auch die Zähne noch nicht färben, sieht man hier und da erträglich hübsche Gesichter. Obwohl sie am Strande wohnen, ist den Papuas Waschen und Baden so gut wie unbekannt, wogegen sie überaus gern ihren Körper beschmieren, bemalen oder in unvollkommener Weise tätowieren.

Bei den jungen Mädchen auf Neu-Pommern herrscht musterhafte Keuschheit und gesittetes Betragen wenigstens gegenüber den Europäern, doch hält sie Pfeil für unsittlich, wenn sie unter sich sind. Dagegen verleugnen die Neu-Mecklenburgerinnen ihre niedere Moral nicht einmal Fremden gegenüber. Bei diesen findet sich übrigens der sonderbare Brauch, daß, wenn sie ihre Kinder verloren haben, sie ihre Brüste jungen Schweinen reichen. „Ich habe wiederholt Weiber gesehen," erzählt Pfeil, „in deren Armen ein kleines, dünnes, langbeiniges, langschwänziges, stachelhaariges, schwarzes Schwein

Abb. 19. Papuamädchen aus Motu (Neu-Guinea). Die V-förmige Tätowierung zwischen den Brüsten zeigt an, daß sie heiratsfähig ist.

im Alter von etwa sechs Wochen behaglich sich rekelte, und mit ungeduldigem Grunzen nach der Brust langte." Wie wir später sehen werden, begegnet man dieser Sitte nicht nur in Neu-Mecklenburg, sondern noch bei anderen primitiven Völkern in Südamerika und Afrika.

Die Geburt eines Kindes, besonders eines Mädchens, wird keineswegs mit Jubel begrüßt. Abortivmittel werden allgemein angewandt, indem die Schwangere von einer Anhöhe springt, sich den Leib massieren läßt oder ein Gebräu aus Baumrinde genießt; doch ist zu bezweifeln, daß dieses letztere allein die gewünschte Wirkung erreicht. Unfehlbar wird abortiert, wenn ein Kind von einem Europäer zu erwarten ist.

Abb. 20.
Frau von den Anachoreten-Inseln.

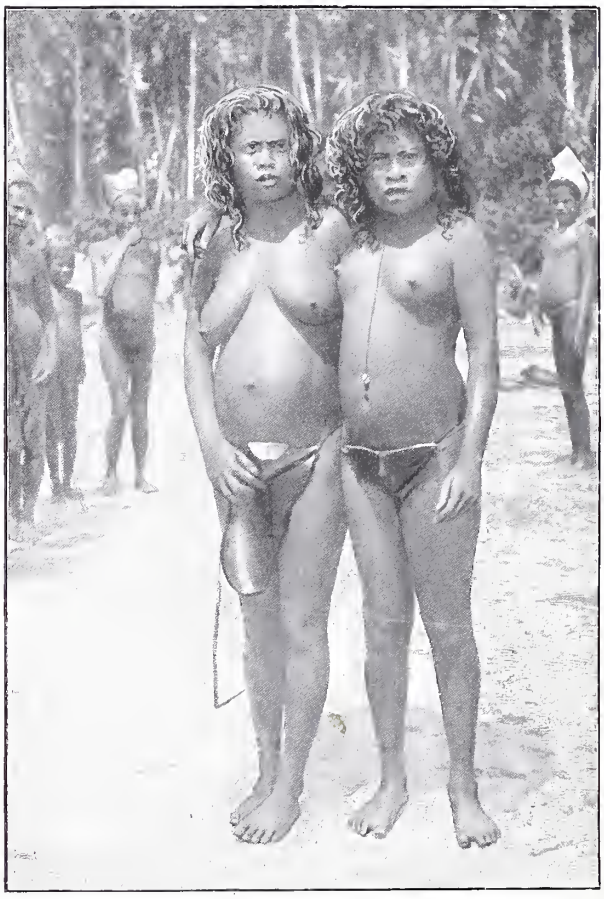


Abb. 21.
Mädchen von der Matty-Insel.

Oft tötet die Papuafrau das neugeborene Kind, indem sie ihm die Hand so lange auf den Mund legt, bis es erstickt ist, oder ihm die Brust eindrückt, bis das kleine Herzchen aufgehört hat zu schlagen. Doch gibt es auch Ehepaare, die eine Geburt herbeiwünschen. Alsdann machen sich die Mütter mit vieler Besorgtheit um den kleinen schwarzen Weltbürger der Zukunft zu schaffen. Pfeil erzählt darüber folgendes:

„Vor seiner Geburt schon ist er der Gegenstand abergläubischer Fürsorge und Furcht, und durch allerhand Kasteiungen, Entbehrungen oder Handlungen sucht die Mutter das erwartete Wesen zu beeinflussen. Sie genießt oder vermeidet gewisse Speisen, die jedoch der Mode unterworfen sind, damit das Kind schön und stark werde, dichten Haarwuchs, gute Zähne habe und wohlgestaltet sei. Fühlt die Mutter den Tag ihrer Entbindung herannahen, so begibt sie sich an den Meeresstrand und wirft sich, belastet mit einem Stein, den sie in beiden Händen trägt, in die Brandungswelle. Diese ist mitunter so stark, daß ein Entgegenstemmen und Aufrechtstehen unmöglich wird; das Weib wird schonungslos untergerollt, steht aber mutig wieder auf, um von neuem sich der Brandung entgegen zu stürzen. Damit glauben

Abb. 22. Salomo-Insulanerinnen in vollem Schmuck, mit rotgefärbtem Haar.

System des Totem; Zuwiderhandelnde werden unbarmherzig getötet. Die Brautwerbung übernimmt der Onkel mütterlicherseits oder der Bruder des Freiers mit dessen Zustimmung.

Polygamie ist in Brauch, doch findet sich wegen Weibermangels meist nur die Ehe mit ein oder zwei Frauen; sechs wäre die Höchstzahl. Übrigens lieben die Papuafrauen, denen Eifersucht wie Liebe zu ihrem Gatten gleich fremd sind, den Zuwachs durch andere Weiber. Wird ihnen, denen das Eheleben doch nichts weniger als eine Folge von Freuden ist, auf diese Weise ihre eigene Arbeit erleichtert.

Ehebruch kommt selten vor, wird dann aber grausam durch den Tod des Weibes bestraft. Geltung in der Gesellschaft ist für die Papuafrauen ausgeschlossen. Vielmehr sind sie hier wie in so vielen andern Ländern die besseren Sklavinnen und die Lasttiere ihrer Männer. Zu ihrer Beschäftigung gehört auch die Teilnahme am Fischfang und am Landbau. Gefangene Frauen werden als rechtmäßige Sklavinnen schonungslos behandelt. Übrigens gilt bei den Papuas Notzucht nicht als Verbrechen; im Gegenteil, die jungen Leute rühmen sich offen solcher Taten.

G. B. Nething phot.

Abb. 24. Neu-Kaledonierin.
(Den Papuas verwandt, gehört ebenfalls zur melanesischen Familie.)

Kerry, Sidney phot.

Abb. 25. Jugendliche Salomo-Insulanerin.

Der Unterschied in den Physiognomien der Frauen im Archipel und in Neuguinea ist nicht unerheblich, doch würde eine Unterscheidung hier zu weit führen. Zum Archipel gehören auch die kleinen Anachoreten-Inseln. Die Frauen sind hier von ziemlich kleiner Gestalt, dabei aber wohlgenährt; ihre Nasen sind auffallend breiter als die der Männer.

Sagen wir nun noch ein paar Worte über die Haartracht, obgleich die Papuas keineswegs so viel Gewicht auf diese Zierde ihres Hauptes legen wie ihre salomonischen Nachbarinnen. Am meisten finden sich die zu spiralen Büscheln gedrehten Haare. So auch in der Hum-

Abb. 26. Jugendliche Salomo-Insulanerin.

boldtbay, wo beiläufig die Frauen besser gebaut und auch etwas heller als die Männer sind. In der Regel wird das schwarze oder schwarzbraune Haar kurz getragen und nur bei festlichen Gelegenheiten zu großen Perücken geformt. Bei den Motu im Port-Moresby-Distrikt (im Süden), die man zu den relativ hellsten Papuastämmen zählt, deren Physiognomien auch zivilisierter erscheinen, ist das Haar lockig, jedoch nicht wollig, und wird von den jungen Mädchen lang getragen, von verheirateten Frauen aber rasiert. Auch völlig schlichtes Haar findet sich hier und da, zweifellos ein Beweis des Überwiegens malaiischer Mischung.

Die Papuafrauen gehören zu den wenigen Stämmen, die völlig nackt umhergehen. Nur an den Küsten, wo sie mit Europäern in Berührung kommen, ist ihnen dies verboten. Hier findet sich wenigstens an der „Vorderfront" die bekannte Lava-Lava, die bisweilen auch rings um die Lenden herumreicht. Mit Hals- und anderem Schmuck versehen sie sich je nach ihrem Wohlstand. Nur bei den Arfak im Arfakgebirge (unweit Doreh), wo noch strengste Zucht herrscht, bekleiden die Eltern bereits die kleinsten Kinder, die kaum laufen können, wie Erwachsene mit Lava-Lavas.

An den sehr beliebten Festen und Tänzen nehmen auch die Frauen teil, bald allein, bald mit den Männern; doch soll bei den berühmten Duk-Duktänzen den Frauen einiger Stämme verboten sein, zuzuschauen.

Die Frauen der Salomo-Inseln.

Die Salomonin ist von tiefschwarzer, fettglänzender Farbe. Die Stellung der Salomonin ist auf den einzelnen Inseln sehr verschieden. Auf einigen ist ihr Los ein recht hartes; gleich den meisten Papuafrauen und den festländischen Australierinnen gilt sie hier den Männern nicht viel mehr als ein Lasttier, dem die härteste Arbeit aufgebürdet wird. Auf anderen, besonders auf den Eilanden der Bougainville-Straße, wo der bekannte Häuptling Gorai auf Zucht und Ordnung hielt, geht es ihnen besser. Sie werden weniger mit Arbeit belastet, sind daher oft wohlgenährt und erscheinen angenehm an Körper und Zügen. Die Weiber der Häuptlinge sind sogar von aller Feldarbeit befreit. Sie sind die Gefährtinnen des Gatten, bleiben in der Hütte, um ihn zu unterhalten, wenn er zu Hause ist, und sind erfahren in Hand-

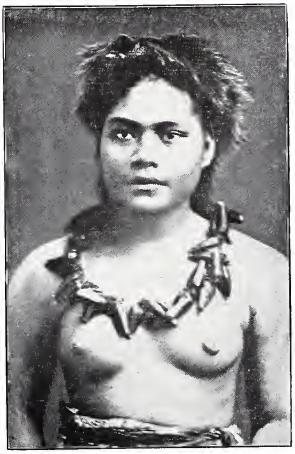
Kerry, Sidney phot.

Abb. 27. Salomo-Insulanerin mit der Lava-Lava bekleidet.

Aus „Sokolowsky, Menschenkunde".

Abb. 28. Neu-Kaledonierin melanesischen Stammes.

arbeiten aller Art. Man rühmt diesen Frauen das gleiche Selbstbewußtsein und die Energie nach, für die ihre Männer bekannt sind, die, wie man weiß, zu den blutdürstigsten Anthropophagen der Gegenwart zählen. In ihrem Wesen ist die Salomonin ziemlich zutraulich, in ihren Sitten keusch und züchtig. Der Reisende Romilly erzählt: „Wenn man von einer alten Frau mit ‚Mein Kind' angeredet wird, so kann man sich auf sie verlassen. Sie wird einem bis zur letzten Möglichkeit beistehen und warnen, wenn Gefahr im Verzuge ist." Auf die Jungfernschaft Unverheirateter wird viel Gewicht gelegt, und Fehltritte zeitigen oft die Ermordung der Schuldigen. Die Salomonin wird in frühester Kindheit verlobt und lebt dann zunächst in der Familie des Bräutigams. Polygamie ist Landesbrauch; gewöhnlich hat der Salomone zwei Weiber, nur die Häuptlinge besitzen deren mehrere, und die Mühe der Missionare ist gerade dadurch erschwert worden, daß die Eingeborenen sich weigerten, ihr Besitztum an Weibern zu vermindern. Der vorhin genannte Häuptling Gorai soll 80—100 Weiber gehabt und sie gut behandelt haben. Die grausame Sitte, zufolge welcher die Frauen der Häuptlinge unmittelbar nach dessen Tode im Schlaf erdrosselt werden, ist jedenfalls auf Gorais Witwen nicht angewendet worden.



Aus „Sokolowsky, Menschenkunde".

Abb. 29. Neu-Kaledonierin polynesischen Stammes.

Abb. 30. Fidschimädchen in der Lava-Lava.

Die Frauen der Neuen Hebriden und Santa Cruz-Inseln.

Verwandte melanesische Stämme, doch wohl mit polynesischem Blut gemischt, bewohnen diese mit Urwildnis bestandenen Gruppen, die auch wegen ihrer zahlreichen, ewig brodelnden und Verderben speienden Vulkane bekannt geworden und wegen der beständig herrschenden Malaria, unter der auch die Eingeborenen zu leiden haben, gefürchtet sind. Die Farbe der Insulaner ist tief dunkel. Die Frauen, deren Brüste weit herabhängen, sind fast durchgängig von abschreckender Häßlichkeit, noch häßlicher als ihre

Männer, was in allen Fällen auf das harte Los, das ihnen in ihrer sogenannten Häuslichkeit zufällt, zu setzen ist. Man sagt, daß sie Affen gleichen, besonders wenn sie in vorn übergebeugter Haltung durch das

J. W. Waters phot.

Abb. 31. Fidschi-Insulanerin.
Die Züge und das filzige Haar, an die Papuas erinnernd, sind bezeichnend für die melanesische Familie.

Dickicht huschen. Auf einzelnen der Santa Cruz- (oder Königin Charlotte-) Inseln erscheinen sie gänzlich verkommen, klein, mager und mit Geschwüren bedeckt, während sie auf anderen sich besser konservieren. Bis zum zehnten Jahre laufen sie völlig nackt umher, dann bedecken sie ihre Scham mit einem an einer Gürtelschnur hängenden Blätterbüschel. Beliebt sind Bemalungen einzelner Körperteile. Nur der Häuptling pflegt mehrere Frauen zu haben, deren oft ausbrechenden Zank er durch sein Machtwort beschwichtigt.

Keuschheit und züchtiges Wesen wird auf beiden Gruppen, sowohl bei Mädchen wie Frauen verlangt; Ehebruch bestraft der beleidigte Gatte. Der Preis einer Frau beträgt drei Schweine bzw. zwei Flinten, die an den Schwiegervater zu zahlen sind. Auf den Neuen Hebriden brechen oft Fehden um Frauen und besonders wegen Frauenraub aus, obgleich auch dem Neu-Hebridier das Weib nur als ein niedriges zur Fronarbeit geborenes Wesen gilt. Alle Arbeit liegt in ihren Händen. Sie gräbt, pflanzt, sät, sammelt die Früchte und muß sie oft selbst in die Vorratshütten oder auf den Markt schaffen, wo sie gegen andere Erzeugnisse ausgetauscht werden. Sie schafft das Wasser herbei, sammelt die Lebensmittel für die Familie und bereitet sie zu; sie besorgt die Handarbeiten für das Haus und die Hausgeräte, flicht Decken aus Blättern und Borke, stellt die Tongefäße für die Küche her und ist geschickt in der Herstellung von allerlei Luxusgegenständen im Geschmacke der Eingeborenen, wie Hals- und Armbänder, Ketten aus Hülsenfrüchten und Schalen usw. Die Mädchen werden sehr jung verheiratet und sind nach den Berichten einer Missionarin sehr fruchtbar. Sie ernähren ihre Kinder bis in deren drittes Lebensjahr.

Kerry, Sidney phot.

Abb. 32. Typiſche Fidſchianerin mit wohlgeordneter Haartracht.

Die Neukaledonierinnen und Loyalty-Insulanerinnen.

Auf Neukaledonien, der entlegenen französischen Sträflingskolonie, finden sich, seltsam genug, zwei anscheinend verschiedene Völker, ein sehr dunkles und ein sehr viel helleres, über deren ethnische Zusammensetzung man noch nicht im klaren ist. Hingegen haben sie alle die gleichen Sitten und Gebräuche.

J. W. Waters phot.

Abb. 33. Fidschi-Insulanerin.
Das herabfallende Haar ist ein Zeichen, daß sie unverheiratet ist.

Die Neukaledonierin liebt das Tätowieren ihrer Haut. Sie ist weit sittsamer gekleidet als viele andere Melanesierinnen, indem sie einen 18—22 cm breiten, mit langen Fransen bedeckten Gürtel um den Leib trägt. Das Mädchen ist reif mit zwölf bis dreizehn Jahren, heiratet aber erst mit sechzehn bis siebzehn und hört mit fünfundzwanzig zu gebären auf. Heiraten unter Verwandten werden gemieden; als besonders schimpflich gilt das Heiraten von Verwandten väterlicherseits, doch wird jedem Mann die Witwe seines verstorbenen Bruders als Gattin aufgehalst, selbst wenn er schon mit einem Eheweib versehen ist.

Infolge Frauenmangels sind viele Neukaledonier unvermählt, andere haben eine Frau (was wohl als das normale anzusehen ist), Bessersituierte drei bis vier und nur Häuptlinge haben ein Dutzend und mehr Weiber. Ich finde bis zu zwanzig erwähnt, von denen aber die aus den unteren Klassen erwählten nur als Kebsweiber gelten.

Dem Mann ist sein Weib nur Magd und Spielzeug, er behandelt sie schlecht und duldet sie nicht einmal bei seiner Mahlzeit. Dabei ist er aber eifersüchtig; er kann sie ohne weiteres verstoßen und im Falle eines Ehebruches töten, ebenso den Ehebrecher. Zum Glück pflegen jedoch die verheirateten Insulanerinnen treu und züchtig zu sein, nachdem sie vor ihrer Ehe als junge Mädchen geschlechtliche Freiheit in reichem Maße genossen haben.

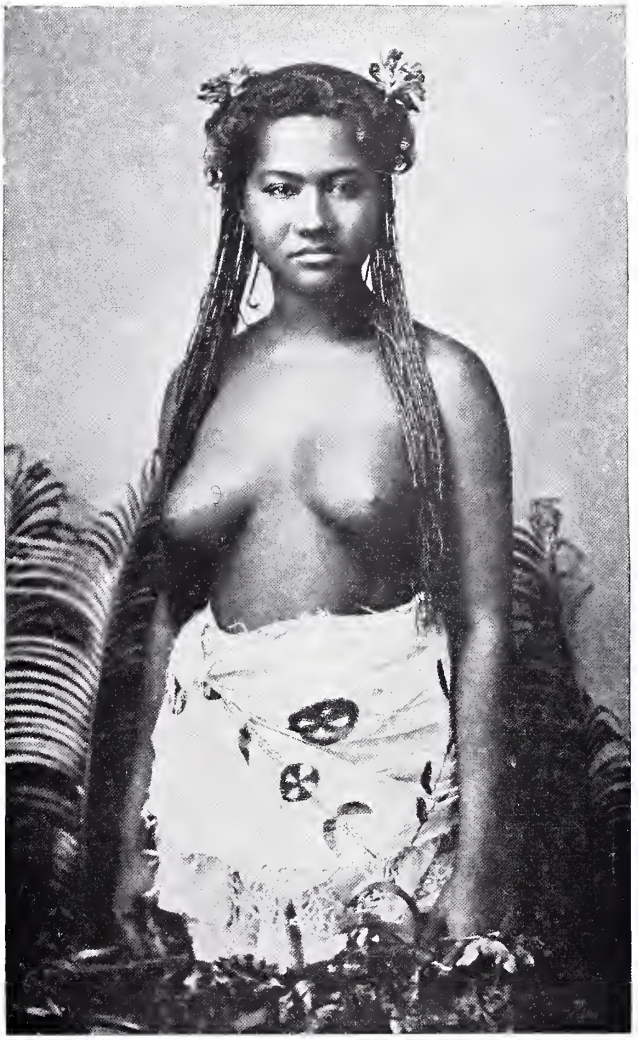
Mit Scheu sehen die Neukaledonierinnen dem ersten Verkehr mit dem Manne entgegen, dann aber werden sie, leidenschaftlich, wie ihr Temperament ist, oft genug zu Messalinen. Wie bei vielen andern Naturvölkern ist auch hier die Frau zu gewissen Zeiten „tabu", d. h. unberührbar für ihren Mann; so zur Katamenialzeit, während der Schwangerschaft und während des drei Jahre lang andauernden Stillens.

Wie keine Zweite ist unsere Insulanerin in Abortiven bewandert, unter deren Mitteln eine „Bananenkur" besonders beliebt ist. Die Mühe des Stillens und des Aufziehens der Kinder erscheint ihr eben als eine Qual; auch wünscht sie sich ihre körperlichen Reize länger zu erhalten. Ziehen wir alle diese Umstände in Betracht, so ist die geringe Anzahl von Kindern, schließlich das bevorstehende Aussterben dieses, wie so vieler anderen Völker der Südsee, nur allzu begreiflich.

Den vorigen nahe verwandt sind die Bewohner der Loyalty-Inseln (zu denen mitunter auch Neukaledonien gerechnet wird). Hier herrscht Polygamie in größerem Umfange. Gewöhnliche Insulaner pflegen 3 bis 4, Häuptlinge 20 bis 40 Frauen zu haben, woraus wir auch auf die größere Zahl von Frauen und sittlichere Gebräuche schließen können. Tatsächlich werden die Frauen der Loyalty-Insulaner nicht nur weniger hart, sondern oft mit Auszeichnung behandelt. Ja, die Beleidigung einer Frau durch den Mann eines benachbarten Stammes würde als gerechtfertigte Veranlassung für eine Befehdung der beiden Stämme gelten. Auf einzelnen Inseln, z. B. auf Uwea, wird auch Keuschheit der jungen Mädchen bedingt. Bei Festlichkeiten verlangt der Brauch, daß Männer und Frauen gesondert tanzen.

Die Fidschi-Insulanerinnen.

Es ist etwa ein halbes Jahrhundert her, als die Bewohner des Fidschi- oder Viti-Archipels als die berüchtigsten aller Anthropophagen der Erde galten. Den Geschmack für Menschenfleisch hat ihnen aber die britische Regierung gründlich verdorben, so daß in den durchaus zivilisierten Städtchen Suva und Levuka heute nur noch die ältesten Greise erzählen könnten, wie ehedem „eine Portion Menschenbraten" geschmeckt hat. Die Fidschianer zählen ebenfalls zur melanesischen Völkerfamilie, obwohl ihnen nicht wenig polynesisches Blut beigemischt ist. Auf diese günstige Mischung ist es zurückzuführen, daß die Fidschi-Insulanerin alle übrigen Melanesierinnen an körperlichem Reiz übertrifft. Man gewahrt eine gewisse Grazie und in



Muir & Moodie, Dunedin phot.

Abb. 34. Unverheiratete Fidschi-Insulanerin.

den Zügen öfters schön gezogene Linien, die an die Polynesierinnen erinnern, andererseits aber zeigt die Fidschifrau — wieder ein melanesisches Merkmal — geringere sinnliche Leidenschaft als jene. Immerhin sind wirklich schöne Gesichter und vollendet anmutige Gestalten nur vereinzelt und auch nur unter den jungen Mädchen anzutreffen.

J. W. Waters phot.

Abb. 36. Fidschimädchen in halb europäischer Tracht.
Das Mädchen links ist ein Halbblut (von europäischem Vater).

Abb. 37. Fidschi-Insulanerinnen beim Flechten.

Mikronesien.

Nördlich von Melanesien, über ein Gebiet von mehr als 2000 Meilen sich erstreckend, haben winzige Tiefseetierchen eine Welt von Inseln geschaffen, die man Mikronesien nennt. Es sind dies die Atolle oder Korallen-inseln der Südsee, ersehnt von gar vielen, die vielleicht eine Abbildung des kaum aus dem Meer sich erhebenden Strandes mit seiner wundervollen Palmen-wildnis, die eine in der Mitte liegende, tief-blaue friedliche Lagune umschließt, berauscht hat, verdammt von allen, die in der unsäg-lichen Monotonie eines solchen Atolls ihre Zeit haben hinbringen müs-sen. Indessen gibt es außer diesen Atollen auch noch zahlreiche In-seln von hoher Boden-erhebung, auf denen hier und da sogar tätige Vulkane ihr unheim-liches Leben entwickeln und oft genug die An-siedlungen der Einge-borenen gefährden.

Die Bevölkerung Mi-kronesiens wird öfters zu den Melanesiern gerechnet. Auch hier hat zweifellos eine Vermischung malaiischer Völker mit den austral-negroiden Urein-geborenen stattgefunden. Nur dürfte das malaiische Element, das vermutlich auf den mikronesischen Archipelen eine numerisch und physisch schwache Bevölkerung an-getroffen hatte, in der Übermacht gewesen sein. Zu den Mikrone-siern gehören die Be-wohner der Karolinen- und Palau-Inseln, der Marianen oder Ladro-nen, der Marschall- und der Gilbert-Inseln.

Dr. W. H. Furneß phot.

Abb. 38. Typische Karolinin von Yap.

Die Frauen der Marianen (Ladronen)-Inseln.

Die Frauen der im Aussterben begriffenen Urbevölkerung, der so-genannten Chamorros, sind mit spärlichen Aus-nahmen ziemlich häß-lich. Ihre Haut ist hell-braun bis olivfarbig. Die kleinen, ein wenig schief stehenden Augen, sowie die hervorstehen-den Backenknochen ge-

Dr. W. H. Furneß phot.

Abb. 39. Karolinenfrauen von Ruk in der Tracht ihrer Inselheimat.

mahnen an die Mongolen des unfernen asiatischen Weltteils. Die Nase ist mäßig hoch, der Mund ziemlich breit, die Lippen sind dick.

Die heutigen Hauptbewohner der Marianen sind stark vermischt mit Tagalen, die die spanische Regierung aus den Philippinen zur Kolonisierung nach dorthin verpflanzt hat. Die Frauen sind nichts weniger als schön. Die einstige zu den ärgsten Ausschweifungen führende Zuchtlosigkeit dürfte heute, unter deutscher Herrschaft, besseren Zuständen Platz gemacht haben, obschon dieses Volk immer noch als sehr unsittlich gilt. Die landesübliche Polygamie erscheint den Missionaren unausrottbar.

Abb. 40. Eingeborenes Mädchen von den Ruk-Inseln.

Abb. 41. Eingeborene Frau von den Ruk-Inseln.

Die Frauen der Karolinen-Inseln.

Alle Reisenden schildern die Karolininnen überein-

stimmend als anziehend und gut gebaut, zuweilen sogar als schön. Ihre Hautfarbe ist ein dunkles, ins Kupferfarbene übergehendes Gelb, das schwarze Haar ist lang und glatt, zeigt aber eine Neigung zum Kräuseln. Die Züge sind angenehm und sprechen von Gutherzigkeit und Klugheit. Aus ihnen blicken lebhaft zwei große, dunkle, leicht schräg gestellte Augen, von feinen, langen Wimpern beschattet, unter dichten, schwarzen, schöngeformten Brauen. Die Stirn ist hoch und schmal, die Nase etwas abgeplattet, die Wangenbeine machen sich bemerkbar, der etwas groß geratene Mund zeigt meist sehr dicke Lippen. Der Gliederbau ist bis auf die etwas verkürzten Beine symmetrisch. Ihre Größe scheint sehr zu schwanken. Es werden Maße von 1,360 bis 1,485 m angegeben. Die landesheimische Tracht besteht aus Blätterschürzen ringsum, die zuweilen hinten noch mit einem Mattenkissen versehen sind, so daß die Trägerin gleich darauf sitzen kann. Indessen ist diese Tracht immer mehr im Schwinden und macht einer halb europäischen Kleidung Platz.

Aus der Sammlung des Museums Godeffroy.

Abb. 42. Karolinin von Ponape.

Die Ehe gilt den Karolinern als heilig. In flagranti ertappte Verführer dürfen (oder vielmehr durften) gleich getötet werden. Fremde Kinder werden vielfach adoptiert, besonders Knaben, die bald wie die eignen Söhne behandelt werden. Die Karoliner unterstehen einer Art streng durchgeführten Matriarchats. Nach dessen Gesetz bildet die Einheit des mütterlichen Blutes *einen* Stamm; d. h. alle, die ihre Verwandtschaft von *einer* bestimmten Frau herleiten können, halten sich für Brüder und Schwestern und dürfen untereinander keine Ehe eingehen. — Daraus resultiert die bevorzugte Stellung der Frau und die besonders hohe Achtung für die Stammesmutter, die sogar „Häuptling" tituliert wird. Zuwiderhandlungen gegen diese Sitte würden durch den Tod gesühnt werden. Dennoch muß man aus diesen über alle Karolinen-Inseln (jedoch mit Ausnahme von Yap) verbreiteten Sitten nicht annehmen, daß der Karoliner das Weib als über sich stehend betrachtet. Die Frau ist ihrem Gatten treu und sorgt liebevoll für ihn und die Kinder.

Dr. W. H. Furneß phot.

Abb. 43. Dakofel, etwa 12jährige Karolinin. Tochter eines Häuptlings auf Yap. Die Züge erinnern an die malaiische Rasse.

Die Karolininnen sind heiter und vergnügungssüchtig. Beide Geschlechter lieben leidenschaftlich ihre frivolen, sinnlichen Volkstänze.

Auf Yap sind die Tänze der Frauen sogar ungleich obszöner als die der Männer. Nur in Kusaye ist den Frauen die Teilnahme am Tanz versagt.

Die Frauen der Palau-Inseln,

die man auch zu den westlichen Karolinen rechnet, sind den vorigen nahe verwandt. Von Farbe sind sie etwas dunkler. Die jungen Mädchen sind oft anmutig. Ihre wohl entwickelten Brüste zeigen eine spitze Form. Arme und Beine werden tätowiert.

Freiester geschlechtlicher Verkehr ist ihnen zugestanden. Hat die jugendliche Schöne der Palau-Inseln bis zum zwölften Jahr keinen Gatten gefunden, so besucht sie fremde Distrikte, wo sie mit einem Eingebornen in wilder Ehe lebt; sie verkehrt aber auch nach Belieben mit andern Männern, die sie mit Geld beschenken. Oft geht sie weiter, stets auf der Suche nach einem Mann, den sie allerdings die Gewißheit zu finden hat. Inzwischen sind aber ihre Reize, was bei einem solchen Lebenswandel erklärlich ist, geschwunden und noch in den besten Lebensjahren wird sie zu einem alten, häßlichen Weibe. Sprechen wir aber von den legitim vermählten Insulanerinnen.

Ihre ersten Ehejahre bleiben stets kinderlos und dreiviertel aller Ehen fehlt der Kindersegen überhaupt. Scheidungen werden bei den unteren Ständen ohne alle Umstände vollzogen; bei Wohlhabenderen, die sich nicht vertragen können, sucht der Häuptling zu vermitteln, ehe er sich entschließt, die Scheidung auszusprechen.

Selten beschließen junge Leute eine Heirat nach eigenem Willen. Gewöhnlich freien die Eltern des jungen Mannes für ihn, wobei Wohlstand und gut rangierende Familie des Mädchens in erster Linie berücksichtigt werden.

Stirbt der Mann, so trachtet die Witwe den Tod zunächst zu verheimlichen. Erst nachdem sie all ihren Besitz fortgeschafft hat, fängt sie herzerweichend zu weinen an. Der Mann darf von dem Geld seiner Frau nichts gebrauchen; im Gegenteil, er muß sie noch häufig beschenken, und da nach dem Tode des Mannes alles an seinen Bruder fällt, sorgt der Vater der Frau beizeiten für eine Hütte, in der sie mit ihren Kindern später untergebracht werden kann.

Dr. W. H. Furneß phot.

Abb. 44. Marschall-Insulanerin. Weib eines Häuptlings.

Natürlich begnügt sich der Palau-Insulaner nicht mit einem Weibe, sondern er hat deren so viele als er ernähren kann.

Die größte Eigentümlichkeit unter den sozialen Einrichtungen dieser Insulaner sind die männlichen und weiblichen gesonderten Klubs, Clöbbergöll genannt, die nach allerstrengsten „Statuten" geführt werden.

Für den Mann gilt es als unmanierlich, des Nachts bei seiner Familie zu weilen. Vielmehr muß er die Nacht im Clöbbergöll zubringen und darf

Abb. 45. Junge Frau von der Nauru-Insel.

Abb. 46. Gemästete Tochter eines Nauruhäuptlings.

von seiner Familie nur am Tage und zwar nur innerhalb seiner Hütte Notiz nehmen. Außerhalb dieser ist ihm seine eigene Frau „tabu", wiewohl diese Bezeichnung in Mikronesien ungebräuchlich ist.

In der Häuptlingsfamilie gelten die männlichen Mitglieder der weiblichen Linie nach dem Mutterrecht als Thronerben.

Die Frauen der Marschall- und Gilbert-Inseln.

Außer den gleichen matriarchalischen Gebräuchen wie auf den Karolinen, finden sich auf den Marschall-Inseln noch gewisse soziale Verhältnisse, die zu den Phänomenen der Völkerkunde gehören. Es muß ihrer hier Erwähnung geschehen, da auch die Frauen eine nicht unerhebliche Rolle darin spielen.

Das Volk ist nämlich in Stände eingeteilt, die bei oberflächlicher Betrachtung mit den indischen Kasten eine gewisse Verwandtschaft zeigen. Bei dem niedrigsten dieser Stände dürfen dessen Mitglieder, Kajur genannt, nur je ein Weib nehmen, während in den übrigen den Männern in der

Zahl ihrer Ehehälften keine Schranke gesetzt wird. Dem Häuptling aber steht das Recht zu, dem armen Kajur sogar das eine Weib wegzukapern. Verreist der König und läßt seine Weiber zurück, so müssen alle übrigen Männer, mit Ausnahme der Kajur, die man anscheinend für ungefährlich hält, mit ihm sein Koralleneiland verlassen. Der jüngere Bruder des Königs ist verpflichtet, dessen sämtliche Witwen zu heiraten. Die Frauen dürfen von allen Männern ohne Umstände weggejagt werden, was besonders im Falle Kindermangels täglich geschieht.

Die sexuellen Verhältnisse sind wenig erfreulich. Knaben und Mädchen verkehren miteinander lange vor der Pubertät. Keuschheit der Mädchen vor der Heirat wird nicht beansprucht und unnatürliche Laster stehen in Blüte. Junge Frauen lassen es nur selten dazu kommen, Kinder zu gebären; dazu entschließen sie sich erst, wenn der Ehemann es befiehlt. An dem üppigen Sexualleben der besseren Stände hat jedoch der Fremde keinen Anteil; nur die Weiber und Mädchen des Gemeinen-Standes (Kajur) stellen sich ihm zur Verfügung.

Der Verlobte einer ältesten Tochter besitzt ein gewisses Anrecht auf deren jüngere Geschwister, die sich z. B. ohne seine Einwilligung nicht vermählen dürfen. Ehebruch wird streng bestraft.

Abb. 47. Junges Mädchen von der Nauru-Insel mit Blumenschmuck.

Die Marschall-Insulanerin ist dunkler als die östliche Karolinin. Schlank von Figur, ist sie wohlgebaut und von zarter Gliederung. Das Haar ist lang, schwarz und oft lockig. Die Züge sind regelmäßig und zeugen von Geist und Frohsinn. Die Stirn ist gut entwickelt, die dunklen Augen sind lebhaft, die Backenknochen springen etwas hervor, die Nase ist etwas breit, der Mund nicht klein und die von Natur schönen, weißen Zähne sind durch Kauen der Pandanusfrucht oft verdorben.

Das gesellschaftliche Leben bewegt sich in einfachen Formen.

Die Stellung der Frau ist durchaus keine üble. Sie verrichtet nur leichtere Arbeiten, flechtet, bereitet die Speisen und ist auch dem Manne bei seiner Arbeit zur Hand.

Ein nahe verwandtes Völkchen mit ähnlichen Zuständen lebt im Mulgrave-Archipel, einem Atollenkranz im Süden der Marschall-Inseln. Hier wird die Frau wirklich gut behandelt und besitzt einen gewissen Einfluß. Ihr untersteht im großen und ganzen nur die Besorgung des Haushalts.

Auf den weiter südlich gelegenen Gilbert-Inseln sind die Frauen von durchaus ähnlicher physischer Beschaffenheit, nur vielleicht etwas größer als die vorigen.

Sie wohnen, da die Eifersucht und der Argwohn ihrer Männer groß ist, in besondern Häusern. Es genügt, daß ein

Fremder nur über die Schwelle eines solchen Frauenhauses tritt, und die Insassin wird eines Ehebruches geziehen, der sofort streng geahndet wird. Auch hier findet sich Zuchtlosigkeit, obwohl nur bei den jungen Mädchen der niederen Klasse. Die Gilbertfrauen sind wie die meisten Mikronesierinnen von sanftem, freundlichem Charakter. Polygamische Verhältnisse wie allenthalben.

Auf der isoliert gelegenen vulkanischen Insel Nauru, westlich von der Gilbert- über kurz oder lang die primitive Bekleidung ganz geschwunden sein und wird einer zivilisierteren Platz gemacht haben. Bis zum sechsten oder siebenten Jahre gehen die Kinder völlig unbekleidet. Im Alter von zehn bis zwölf Jahren werden ihnen mäßig große Löcher in die Ohren gebohrt, in die sie Blumen, Baumwerk oder Muscheln (die Männer oft Fischhaken) stecken.

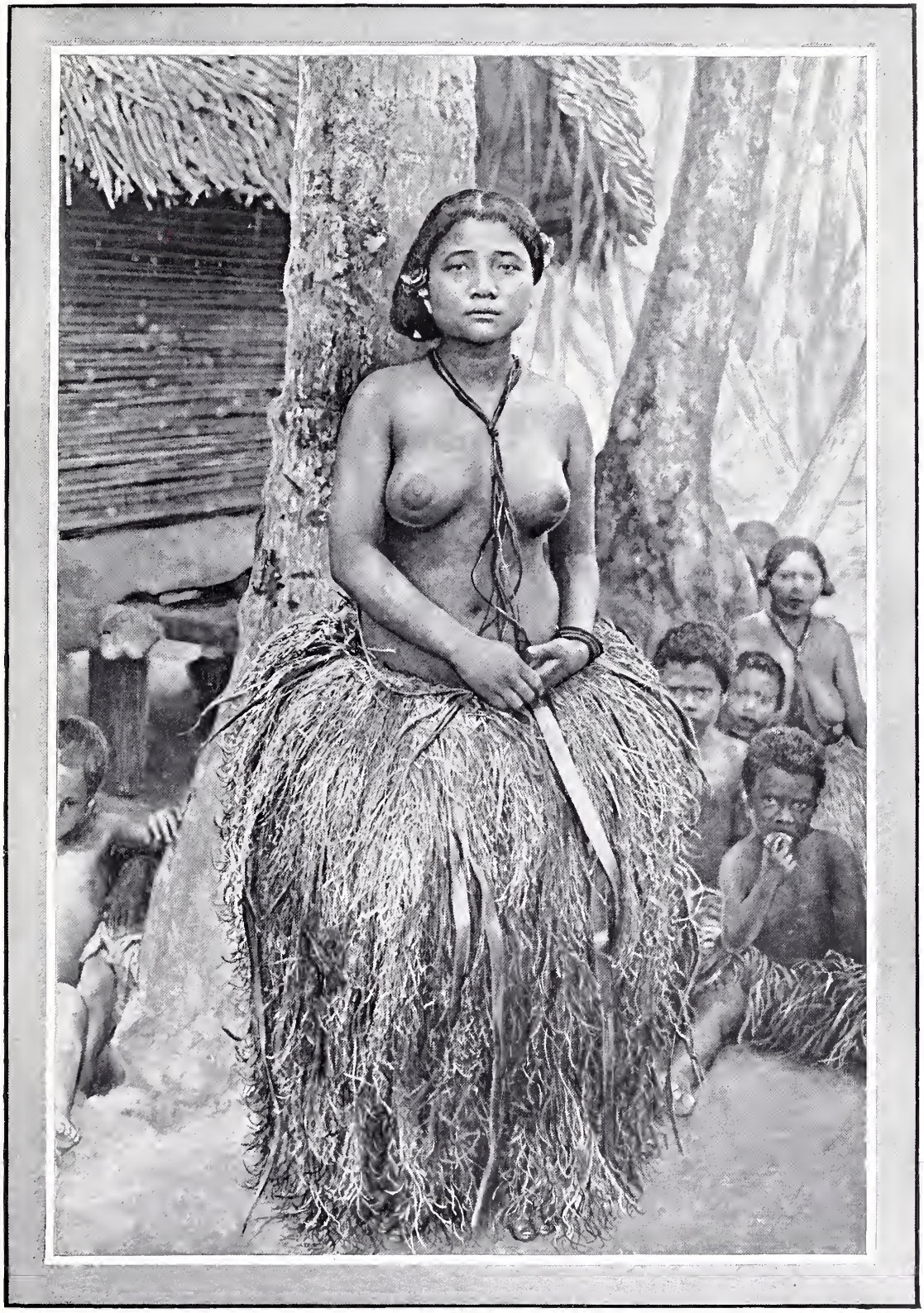
Es ist eine besondere Eigentümlichkeit des Stammes, die mit Aberglauben zu-

Dr. W. H. Furneß phot.

Abb. 48. Karolininnen von Yap in ihrer heimischen Tracht.

Gruppe findet sich eine Bevölkerung, die sich im wesentlichen aus angetriebenen Mikronesiern der vorher genannten Gruppen zusammensetzt. Die schön gewachsenen kräftigen Frauen sind den übrigen Insulanerinnen durchaus ähnlich. Sie gehen gleich ihren Männern mit einem kaum bis an die Knie reichenden Schurz von Palmenblättern bekleidet; nur die Anhänger der Missionsschulen tragen, wenigstens am Sonntag, Kattunkleider, aber, nach den Vermutungen von Ant. Brandeis dürfte sammenhängt, daß eine Frau nie etwas genießt, was ihr Sohn angerührt hat. Mit besonderen Zeremonien wird das Eintreten der Pubertät, die Katamenialzeit und die Schwangerschaft der Frauen behandelt.

Indem wir noch nachtragen, daß in Mikronesien als Tracht fast überall schon Kleider nach europäischem Schnitt dienen, und daß als Gruß das polynesische Nasenreiben auf dem ganzen Archipel Sitte ist, beschließen wir dieses Kapitel und besuchen nun das weite und schönere Inselreich Polynesiens.



Dr. W. H. Furneß phot.

Abb. 49. Mädchen von Migiul.
Typiſch für die Inſulanerinnen von Mikroneſien.

Die Frauen Polyneſiens.

Ungleich Mikroneſien beſteht Polyneſien, die große, weiter ſüdöſtlich gelegene Inſelwelt, zum größeren Teil aus hohen, häufig vulkaniſchen Inſeln, obſchon auch hier zahlreiche niedere und Koralleneilande gruppiert ſind. Überall wuchert ein äußerſt üppiges tropiſches Pflanzenleben. Die Hitze des Klimas wird durch erfriſchende Briſen täglich gemildert. Polyneſien wird von einem der liebenswürdigſten Völker der Menſchheit bewohnt. Zieht man die Schönheit der Natur und die Bevölkerung in Betracht, ſo wird man den vielen Reiſenden Glauben ſchenken, die hier das Paradies auf Erden gefunden zu haben behaupten, deſſen Zauber manchen bis an das Ende ſeiner Tage gebannt hielt.

Von Hautfarbe noch etwas heller als die Mikroneſier, von Geſtalt ſchlank, wohlgebaut, zierlich gegliedert, die Frauen infolge von Trägheit und Wohlleben beträchtlich zur Korpulenz

Abb. 50. Samoanerin.

Abb. 51. Samoanerin.
Echter polyneſiſcher Typ.

neigend, von durchweg angenehmen Zügen, präſentieren ſich die Polyneſier ſchon äußerlich als ein ſympathiſcher Menſchenſchlag. Die Schädelform iſt rundlich, die Stirn niedrig, aber gut geformt, der Geſichtswinkel öfters dem der Europäer gleichend, die Naſe nicht ſelten abgeplattet, die lebhaften, mittelgroßen, horizontal liegenden Augen ſind weit geöffnet und von lebendigem Ausdruck. Der Mund erſcheint trotz dicker Lippen wohl geformt. Das Haar iſt ziemlich feinſträhnig, wellig und neigt zur Lockung. Die Hautfarbe iſt ſchwarz bis kaſtanienbraun. Arme und Beine ſind eher fettreich als muskulös. Das Frauenmaß beträgt 1,500—1,610 m.

Der ſchwebende Gang der Polyneſierinnen, bei dem der Oberkörper eine ſanft wiegende Bewegung annimmt, die „von den Hüften, in Sympathie mit den Schultern" ausgeht, iſt oft bewundert worden. Die Schriftſtellerin Mrs. Biſhop (Iſabella Bird) will eine Kanakin in jedem Teile der Welt an dieſer Bewegung heraus erkennen.

Kerry, Sidney phot.

Abb. 52. Samoanerinnen.
Frauen eines Häuptlings.

Die Stellung des Weibes ist überall, wenigstens im Vergleich mit andern Ozeanierinnen eine geachtete, ganz besonders aber auf Samoa, Tonga und in Neuseeland. Kindesmord, früher allgemein geübt, hat fast ganz aufgehört. Im Schwinden sind auch das früher sehr beliebte Tätowieren, ebenso die alten Trachten aus Binsen und Matten. Immer mehr findet die europäische Kleidung Eingang. Polygamie herrscht hier weniger, da mehr, je nach dem Wirken der Missionare. Die gewöhnliche Zahl der Weiber scheint zwei zu sein, nur Häuptlinge pflegen fünf bis sechs zu haben. Je mehr aber die Polygamie nachläßt, um so mehr nehmen die Scheidungen zu. Die Ursache ist in dem zeitigen Verblühen und Versagen der geschlechtlichen Funktionen zu suchen. (Indessen handelt es sich meist eher um Trennung als um Scheidung; besonders werden Frauen von Stand von ihrem geschiedenen Gatten immer noch als ihre Ehefrauen angesehen.)

Abb. 53. Samoanerin.

Diese bedauernswerten Zustände werden zweifellos gezeitigt durch das den jungen Mädchen zustehende zügellose Leben und ihren schrankenlosen Verkehr mit Männern lange vor der Geschlechtsreife.

Ehebruch wird streng geahndet; die Frau wird in solchem Fall schlimm gezüchtigt, und zwischen den Nebenbuhlern pflegt ein Zweikampf zu entbrennen. Blutschande wird verabscheut, dagegen steht den Häuptlingen Vermählung mit nahen Verwandten zu.

Die Polynesierinnen sind sehr sauber; sie baden wenigstens einmal des Tags. Das häufige Baden, auf das stets ein Einölen des Körpers mit wohlriechenden Ölen und Shampoonieren folgt, ist die Ursache, daß die Haut der Insulanerinnen von einer samtenen Weichheit ist und einem Glanz, der an Satin erinnert. Es ist bemerkenswert, daß die Haut der Fidschimädchen, die kein Öl nach dem Baden gebrauchen, weit weniger sanft und geschmeidig ist. Um die heiße Mittagsstunde sind die kühlen Weiher unter schattigen Bäumen der Aufenthalt der jungen Mädchen; weithin verkündet schallendes Lachen ihr Vergnügen beim Baden.

Geselliger Verkehr und heiteres Spiel scheint ihre höchste Lust zu sein, doch gewinnt man allenthalben den Eindruck, als ob die Frauen und alle sozialen Einrichtungen nur zur Unterhaltung der Männer da wären. Fügen wir hinzu, daß auch in dieser Inselwelt die Zahl der Frauen bedeutend hinter der Zahl der Männer zurückbleibt, und betrachten wir nun die Volksstämme der verschiedenen Gruppen.

Die Tonganerin.

Die Frauen des Tonga-Archipels sind mittelgroß, aber gut gebaut und zuweilen von sehr angenehmen Zügen. Ihre Hautfarbe ist ein helles Kastanienbraun; die schwarzen Augen sind lebhaft und schön. Die Nase ist adlerartig, doch vorn etwas platt, der Mund normal, das Haar schwarz und oft kraus gelockt. Sie sind nicht so anziehend und schön wie die Samoanerinnen, aber sittlicher als diese. Sowohl in ihrem Äußeren wie in ihrem ganzen Wesen erscheinen sie ernster als jene. Ein Reisender erzählt von ihren herrlichen Büsten und den Gestalten, die beim Gehen zu schweben scheinen. Der Gang der Frauen ist noch schöner als der der Männer und selbst alte Weiber werden auf den Tonga-Inseln nicht zu zusammengefallenen Vogelscheuchen, wie auf der melanesischen Gruppe, sondern halten sich aufrecht und würdevoll.

Abb. 54. Samoanerinnen, phantastisch kostümiert.

Die Samoanerin.

In ihrer üppigen Schlankheit, ausgestreckt am Boden, auf einen Arm sich stützend, ruht eine schöne, jugendliche,

Abb. 55. Samoanische Tänzerinnen.

von vollendetem Ebenmaß gebaute Frau. Von einem sanften Hellbraun ist die Farbe ihrer sammetweichen, glänzenden Haut. Die dichte Fülle ihres ebenholzschwarzen, schlichten Haares zieren bunte Blumen. Aus den lebhaften, tiefschwarzen Augen, die jetzt träumerisch nach dem nahen Strand blicken, spricht eine hohe Intelligenz. Fein geschnitten ist jedes Detail ihres Antlitzes, selbst die etwas sinnlich starken Lippen entbehren nicht des ästhetischen Reizes. Über ihr wölben sich, bald zierlich, bald schwungvoll gebeugt, mit schweren Früchten behangen, Kokospalmen, die wie ein Kranz ihre Hütte und Häuslichkeit umgeben. Aus dem Innern dieser Hütte erschallen die Laute einer freundlichen, aber zuweilen auch erregten Unterhaltung zweier Männer, des Hausherrn und seines Gastfreundes, die, obschon nur zwei mit einem Hüftenschurz bekleidete „Wilde", eine politische Frage zusammengeführt hat. Unsere schöne Farbige, die sich geachtet und geliebt von ihren Männern weiß, nimmt aber — tout comme chez nous — an politischen Dingen keinen Anteil. Darum finden wir sie vor ihrer Hütte in süßem Nichtstun ihre Zeit verträumend.

J. W. Waters phot.

Abb. 56. Samoanerin in der üblichen Ruhepositur.

Aber da schlagen die Laute von Frauenstimmen an ihr Ohr. Eine kleine Gruppe von jungen Mädchen und Frauen zieht eben vorbei, strandwärts. Unsere Schöne schnellt vom Boden empor, eilt den Freundinnen nach und zieht mit ihnen an den Strand, an die rauschende Brandung. Im Augenblick tauchen die schönen braunen Körper in das schäumende Wasser. Welch ein Gejauchze, welche bis zur Tollheit gehende Lustigkeit entfesseln diese Insulanerinnen!

Wir sind in Samoa — unter glücklichen Menschen, und die obige Schilderung entsprach ungefähr dem Bilde, das sich mir darbot, als ich vor zehn Jahren, kurz bevor die Hauptgruppe dieser Inseln in deutschen Besitz überging, zum erstenmal das paradiesische Upolu im Hafen von Apia betrat.

Wenn wir etwas Nachsicht haben mit der am unteren Teil ein wenig zu breit geratenen Nase und den ein klein wenig dicken Lippen, dürfen wir die Samoanerin getrost eine schöne Frau nennen. Die Gestalt ist schlank und fleischig zugleich, die Gliederung in schönen Proportionen, die Hautfarbe gleichmäßig hellolivbraun, das schwarze glatte oder doch selten krause Haar wird gewöhnlich kurz geschnitten. Das Gesicht mit vollen Wangen und breitem Kinn zeigt eine mehr quadratische als ovale Form. Die Augen sind groß mit schwarzer Iris und wohlgeöffneter Lidspalte. Die Nase ist im allgemeinen gerade, der Mund ziemlich groß, mit, wie gesagt, etwas wulstigen Lippen von bläulicher Färbung. Der Hals ist gedrungen, der Busen wohlgewölbt und breit, mit spitzen Brüsten. Hände und besonders Füße sind groß, diese zugleich platt, mit langen, wohlgebildeten, sehr biegsamen Zehen. Die unteren Gliedmaßen sind auffallend gelenkig. Nicht minder geschickt als die Männer vermögen sie auf Bäume zu klettern. Zählt man sie aber zu den schönsten Polynesierinnen: die Schönheit ihrer Männer erreichen sie nicht.

Abb. 57. Samoanerin.
(Vermutlich Halbblut, von europäischem Vater.)

Die Tugendhaftigkeit der Samoanerinnen wird verschieden beurteilt. Auf Tutuila fand ich lockere Sitten, auf Sawai soll das Frauenvolk durchaus züchtig sein. Im Hafen von Upolu dürften wieder freiere Sitten herrschen. Von Hause aus aber ist die Samoanerin keusch. In der Tat ist die Keuschheit seiner jungen Mädchen von jeher der Stolz des Samoaners gewesen. Es ist noch nicht lange her, daß der Häuptling seine eigene Tochter erschlug, als sie sich am Tage der Prüfung, die gewöhnlich drei Tage vor der eigentlichen Hochzeit stattfindet, berührt zeigte. Von dieser extremen Sittenstrenge findet sich heute freilich nichts mehr. Heute schreiben die Samoaner Liebesbriefe, und wenn auch Sinnlichkeit und Leidenschaft vorherrschen, werden wir öfter Zeugen von rührenden Liebesszenen. Besonders wenn Kinder vorhanden, schließt sich das Band der Zugehörigkeit zwischen den Gatten immer enger.

Mancher Europäer hat zu tief in die seltsamen Augen einer Samoanerin geschaut

und schmachtet noch heute in ihren Banden, bald als Liebhaber — man spricht dann von samoanischer Ehe — bald als angetrauter Gatte, und diese Ehen pflegen, wie ich aus eigener Beobachtung bestätigen kann, glückliche zu sein.

Bemerkenswert ist, daß in einem Zwist mit ihren eigenen Landsleuten die Samoanerin stets die Partei ihres weißen Galans ergreift.

Die Kinder werden wohl erzogen, obschon durch Unterhaltungen der Eltern früh in die Mysterien der Ehe eingeweiht. Nie hört man sie weinen oder lärmen, noch wird man Zeuge einer Prügelei.

Die Samoanerin ist peinlich sauber; sie badet mindestens einmal des Tags. Ihre alte Binsen- und Mattentracht weicht immer mehr europäischen Mustern. Sie ist heiter, stets froher Laune, gesellig und liebt Musik und Tanz.

Die Frauen der Ellice-Inseln.

Die Bewohner dieses Archipels von Koralleneilanden — man sollte sie geographisch zu Mikronesien rechnen — sind Polynesier samoanischer Herkunft, jedoch mit mikronesischer und melanesischer Beimischung. Die Frauen sind nicht unähnlich den Samoanerinnen, doch noch wenig zivilisiert. Sie sind wohlgebaut und von heiterer und sanfter Gemütsart. Bei ihnen ist meist noch das Hüftenkleid aus Blättern und Kokosfasern zu Hause. Das Haar, das sie zuweilen färben, tragen sie lang in Zöpfe geflochten. In die tief herabhängenden Ohrlappen stecken sie Ringe von Schildpatt oder Kokosschale. Sie tätowieren sich noch gern und mehr als ihre Männer.

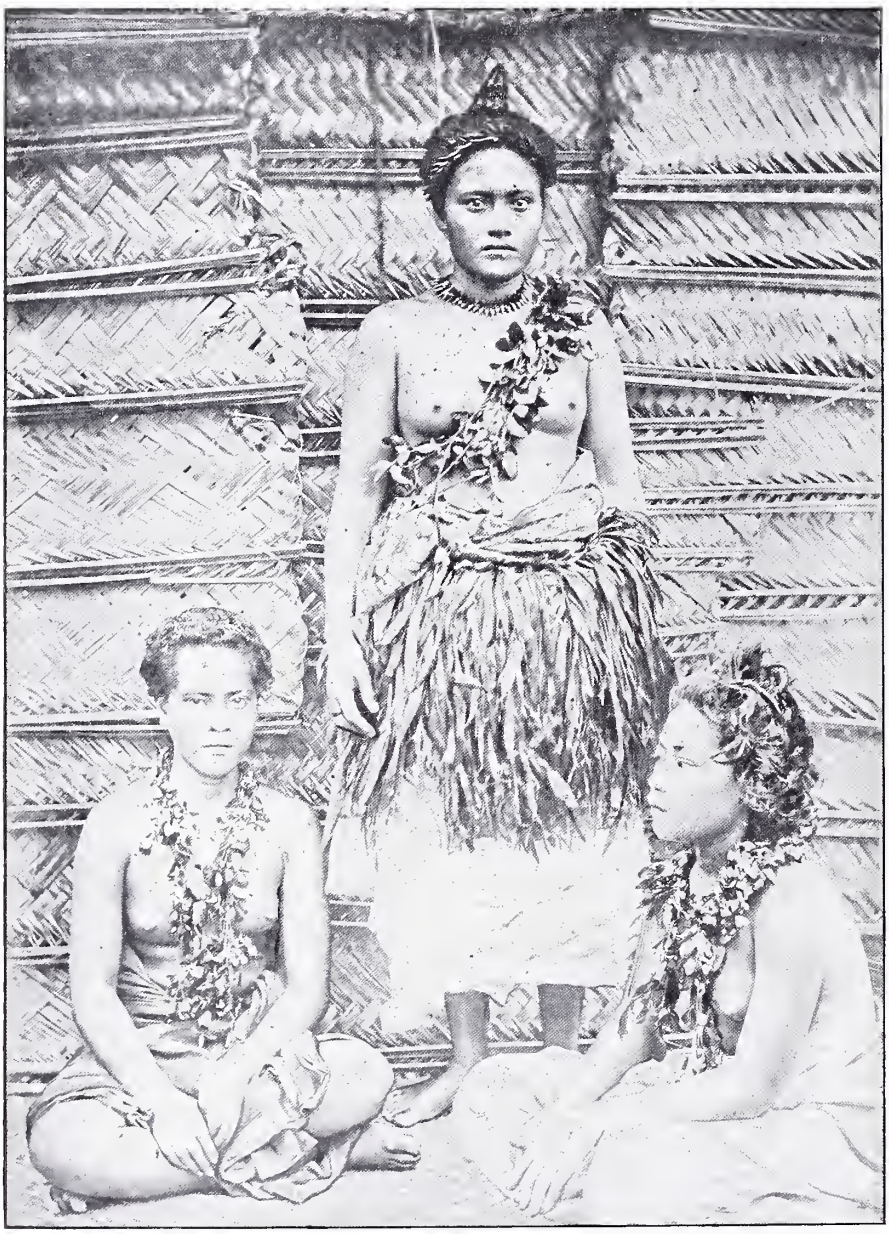


Abb. 58. Jugendliche Samoanerinnen von Tutuila.

Die Frauen der Maori.

Nicht viele andere Stämme haben in

Tonganerin.

W. A. Mansell & Co. phot.

solchem Grade das Interesse der Ethnologen erregt wie die Maori, die Bewohner Neuseelands, von denen auf der Nordinsel noch gegen 40000, auf der südlichen etwa 2000 leben.

In ihrem Äußern gleicht die Maori der Samoanerin und Tahitierin, etwa so, wie sich europäische Südländerinnen gleichen. Sie hat aber nicht deren Schlankheit, deren Geschmeidigkeit und Feinheit der Züge, obschon diese uns noch immer sympathisch berühren und wirkliche Schönheiten nicht selten zu finden sind. Sie ist im ganzen etwas plump und dickknochig. Während die Samoanerin und die Tahitierin eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf den Europäer ausübt, verhält dieser sich doch gleichgültiger gegenüber der Maori. Weit ernster von Naturell, steht sie dem Fremden züchtig zur Rede, aber mit keinem Gedanken scheint sie nach ihm Begehr zu tragen.

Abb. 59. Mädchen von Tonga.

Die Stellung der Maorifrau war eine höhere, angesehenere als die der übrigen Polynesierinnen, ungeachtet die Zivilisation der Tahitier und Samoaner vorgeschrittener war als die der Maori. Heute sind alle Maori sozusagen zivilisiert und Christen, und nehmen an wissenschaftlicher Bildung ihren bescheidenen Anteil. Ihre Tracht ist nach europäischem Muster hergestellt, obgleich noch heute die alten Binsenkleider von einigen gern ge-

Abb. 60. Jugendliche Tonganerinnen in der einheimischen Binsentracht.

tragen werden. Vollendet ist ihre Züchtigkeit. Oft habe ich in dem Distrikt der dampfenden Seen im nördlichen Neuseeland dem Baden von Alt und Jung, Männern und Frauen zugeschaut; geschickt und unbeobachtet voneinander entledigen sie sich ihrer Hüllen und verbringen Stunden in dem warmen Wasser, ohne daß nur einen Moment der Anstand gefährdet würde.

Hochstetter teilt das Gedicht einer jungen Maorifrau mit, das von tiefem Empfinden und Sinn für Schönheit auch an dieser Stelle Zeugnis ablegen mag:

Dunkel rollen düstre Wolken
Um den Gipfel Pukehina,
Übern Pfad, wo mein Geliebter
Ewig meinem Blick entschwunden.

Abb. 61. Samoanisches Schwesternpaar (11 und 13 Jahre alt).

Weit anziehender als die reinen Maori sind die Mischlinge aus Maori- und britischem Blut, die sich hier und da in den Städten finden. Unter diesen kannte ich kostbare weibliche Wesen, von hoher und zugleich rundlicher, schöner Gestalt, von feinstem Gesichtsschnitt und bestrickenden Manieren. Die Grundfarbe ihrer Haut war weiß, jedoch leicht kastaniengetönt.

Bemerkenswert ist die hohe Entwickelung der Dichtkunst und Musik dieses Volkes.

Kehr', ach kehr' noch einmal wieder!
Daß der Liebe Strom kann fließen
Aus den tränenmüden Augen,
Ein Tribut der wahren Liebe.

Deine trauten Arme drückten
Mich Unwürd'ge an die Brust einst,
Klammernd wand seitdem mein pochend
Herz um Dich, die stärksten Ranken . . .

Die Frauen der Rarotonganer.

So nennt man nach der Hauptstadt Rarotonga die Bewohner der Cooks-Inseln oder des Hervey-Archipels. Sie erinnern auf einzelnen Inseln an die Tahitier, auf anderen an die Maori. Indessen sind die Rarotonganerinnen ungeachtet vereinzelter Schönheiten selten so schön und anmutig wie die Tahitierinnen, aber wieder feinkörniger als ihre markesanischen Nachbarinnen.

Einst — und allzu lange ist es ja noch

Abb. 62. Samoanische Tänzerin auf einem Titifau liegend, mit Siapo (Bastschurz), Titi (Tanzgürtel) und Ula (Halsketten) bekleidet. Unter dem rechten Arm das Kopfkissen aus Bambus (Ali).

Abb. 63. Tonganisches Mädchen.

nicht her — herrschte hier, wie in alten Zeiten bekanntlich über ganz Polynesien, die freie Liebe. Die Schönen der Inseln überfielen die fremden Segelschiffe und bemächtigten sich der beseligten Matrosen. Heute ist auch auf den Cooks-Inseln dieser paradiesische Zustand nur mehr legendär. Der schlichteste, aber „freie" Verkehr der guten Insulaner unter sich wird durch eine puritanisch strenge Missionsgesellschaft, wieder mal eine, die ihre Aufgabe nicht verstanden hat, schlimm gepönt. Fehlende werden mit 15 Dollar (wovon 1 Dollar bar und 14 in Waren zu entrichten) bestraft. Dennoch gelingt es den asketischen Muckern nicht, das heiße Blut der Insulaner zu kühlen, und die Folge ist, daß der Archipel sich durch Auswanderung entvölkert. Den heißblütigen Inselkindern ist das französische Tahiti, wo freiere, ihrem Naturell besser angepaßte Sitten herrschen, das ersehnte Dorado.

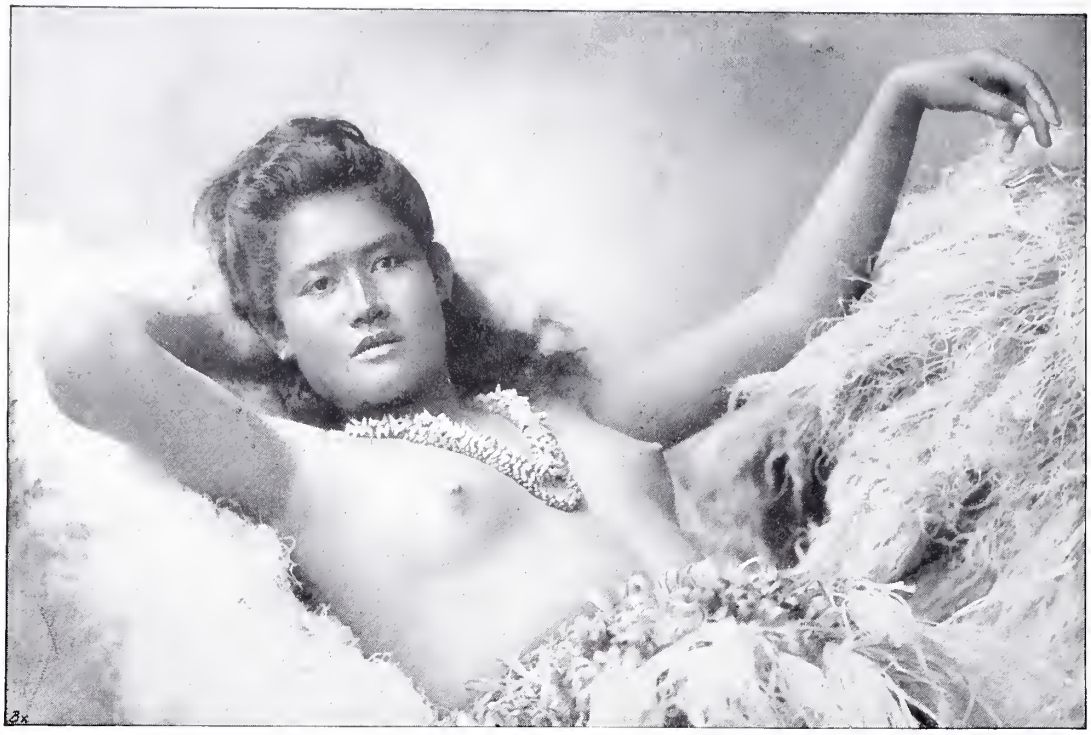


Abb. 64. Tuitonga.

Die Frauen im Tahiti-Archipel.

Sie gelten als die ſchönſten aller Polyneſierinnen; jedenfalls überwiegen die Gutausſehenden, und Häßliche ſind ſelten. Beſonders unter den jungen Mädchen finden ſich viele echte Schönheiten. Immer ſind die Figuren vollkommen, ſchlank, graziös und zierlich gebaut. Eine natürliche Koketterie erhöht den Reiz der von Europäern viel umſchwärmten Inſulanerinnen. Nur eine gewiſſe Breite der Züge gibt dem Antlitz ein etwas unvornehmes Ausſehen. Das lange ſchwarze, prächtige Haar pflegt öfters aufgelöſt, meiſt aber in einen Zopf geflochten zu werden. Auf dem Lande und etwas abſeits der Fremdenniederlaſſungen begegnet man noch vielfach der Landestracht, dem Pareu, einem etwa meterbreiten Tuche aus Kaliko, das um die Lenden geſchlagen wird und bis an die Waden reicht. Sonſt aber zeigt ſich die Tahitierin in einem nach europäiſchem Muſter gearbeiteten Kleid, das eng um den Hals ſchließt und taillenlos den Körper hinuntergleitet, um in einer möglichſt langen Schleppe zu endigen. Auf der Straße pflegt ſie dieſe Schleppe mit einer graziöſen Bewegung hochzuheben und mit dem linken Ellbogen gegen die Hüfte zu preſſen. Außerdem liebt ſie Spitzen, bunte Bänder, bunte Schleifen und dergleichen. Dagegen werden Schuhe, deren modiſcher Wert wohl erkannt wird, als läſtig empfunden und (falls unſere Tahitierin nicht vorzieht überhaupt barfüßig zu gehen) beſonders bei Regenwetter ausgezogen und in der Hand getragen. Wie allen Polyneſierinnen ſteht ihr am beſten Blumenſchmuck. Auch liebt ſie ſehr Parfüm, das ſie flaſchenweiſe über ſich zu gießen pflegt.

Die Tahitierin ſteht im Anſehen der Männer zwar tiefer als viele ihrer polyneſiſchen Schweſtern, aber ſie wird doch weit beſſer behandelt als die meiſten von ihnen. Heute beſonders, unter franzöſiſchem Schutz, genießt ſie das Leben in vollſter Freiheit. Ob dies der Grund iſt, daß die Tahitierin im ſpäteren Alter ſo viel Fleiſch anſetzt?

Nach den heimiſchen Sitten genießen junge Mädchen volle Verkehrsfreiheit, aber

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 65. Tonganerin.

auch die Verheirateten dehnen ihre Liebe gern über den angetrauten Gemahl hinaus. Jedenfalls ist Ehebruch ganz an der Tagesordnung. Dementsprechend ist auch die Scheidung unschwer zu vollziehen.

Schlimmer aber als diese Zustände erscheinen mir die ganz offen betriebenen Abortive und der Mord Neugeborener. Kein Wunder, daß auch dieser schöne, lebensfrohe, sympathische Menschenschlag ausstirbt. Der Tahitier weiß, daß sein Tag zur Neige geht. Mit Trauer spricht er selbst davon, ohne doch die nötige Energie zu erschwingen, den Mißständen zu steuern und seine Lebensgewohnheiten günstiger zu gestalten.

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 66. Tonganerin.

Zu erwähnen wären noch eine große Anzahl Rarotonganer nebst deren Frauen und Liebchen, die hier alles das in vollstem Maße finden, was ihnen in ihrer eigenen Inselheimat versagt war; ferner eine ansehnliche Zahl von Mischlingen von Europäern und einheimischen Insulanerinnen, an deren weiblichen Repräsentantinnen vollendete Schönheit und zartes Wesen geschätzt wird.

Auf den benachbarten Penrhyn-Inseln

Abb. 67. Jugendliche Tonganerinnen.
Das Bereiten der Kava.

im Manihiki-Archipel sind die jungen Mädchen bis zum zwanzigsten Lebensjahr anziehende Geschöpfe; danach werden sie laut dem Bericht eines Reisenden immer „hexenhafter". Sie sind etwas untersetzt und ein wenig plump. Der Busen trägt feste, spitze, selten herabhängende Brüste. Die jungen Mädchen sind auf diesen Inseln durchaus keusch.

Die Frauen der Markesas-Inseln.

Obschon die Nachbarn Tahitis, können sich die Markesas mit den Frauen jener Eilande kaum messen; allenfalls sind sie freundlich, gefällig und höflich gleich allen Polynesierinnen. Ihre Körperbildung ist nicht übel, ihre Haltung sicher, die Züge nicht gerade häßlich, aber ein wenig grob. Das leicht gewellte Haar tragen sie in einem Knoten auf dem Hinterkopf. Eine gewisse Wildheit schaut aus ihrem Antlitz, das Zügellosigkeit und Begierden verrät. Schönheiten sind selten unter ihnen. Sie gelten als eitel und vergnügungssüchtig, sind übrigens wohl die einzigen, die auf europäische Kultur herabsehen und sie verschmähen.

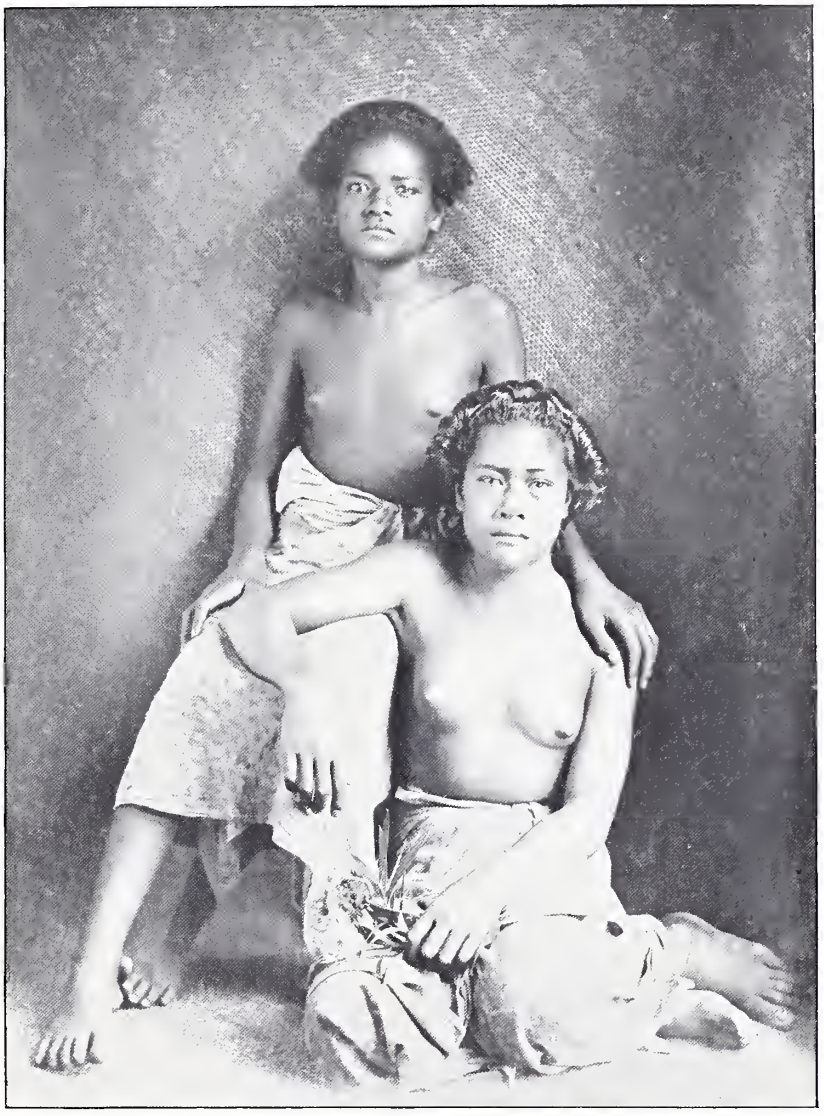


Abb. 68. Jugendliche Tonganerinnen.
Mit verschiedener Haartracht und einem Kattuntuch statt des Binsenkleides.

Die sehr zahlreichen, fortwährend wechselnden „tabu"-Einrichtungen sind besonders den Frauen lästig.

Die Markesas verloben sich in früher Jugend. Polygamie ist wohl gestattet, kommt jedoch wenig zur Anwendung — aus Frauenmangel; Kindesmord wird nie begangen. Eher ist, oder vielmehr war Polyandrie, besonders unter den „Atapeius" genannten weiblichen Häuptlingen gebräuchlich. Ein schwangeres Mädchen findet hier sogleich fröhliche Auswahl unter Liebhabern, besonders wird sie von Häuptlingen und Priestern begehrt; denn auf diesen Inseln fangen Schwangerschaften an, zu den Seltenheiten zu gehören. Als Ursache dürfen wir schon die im zwölften Jahre beginnenden Ausschweifungen, die

Abb. 69. Tongamädchen.
Mit herabhängendem Haar, halb europäisch gekleidet.

die Fruchtbarkeit mutwillig zerstören, ansehen.

Tatsächlich übertreffen die Markesas, sowohl Mädchen wie Frauen, an Zügellosigkeit der Sitten alle übrigen Polynesierinnen. Es ist üblich, daß sie sich Fremden durch ihre eignen Väter und Brüder anbieten lassen. Das heute in Polynesien fast legendär gewordene Erstürmen weißer Ankömmlinge durch liebesgirre, heißblütige Insulanerinnen soll auf abgelegenen Teilen des Archipels noch vorkommen. Die jungen Mädchen sind stolz, recht viele Liebhaber zu besitzen und sehen mit Verachtung auf diejenigen herab, die deren nur einen oder wenige aufweisen können.

Die Markesa hat viel Arbeit, erleidet aber keinen Druck. Die heimische Tracht, der tahitischen gleichend, wird bevorzugt. Tätowierungen waren niemals sehr beliebt.

Baeßler erzählt von den Markesas: „... wenn sie lächeln und dabei ihre schönen, weißen Zähne zeigen, haben sie wohl etwas verführerisch Anziehendes, aber das Liebliche, Anmutsvolle der Tahitierinnen besitzen sie nicht. Die dunklen Augen blicken verlangend aus, begierig nach Lust, aber zugleich auch eine Härte verratend, die schon für manchen verhängnisvoll wurde. Jede Untreue ihres Mannes rächt die Markesa auf gleiche Weise und es bereitet ihr, wenn sie sich vernachlässigt fühlt, einen wahren Genuß, sich unter Beihilfe ihrer Freundinnen dem Tode zu weihen, um als aus dem Jenseits zurückkehrender Geist den Witwer ohne Unterlaß plagen zu können."

Die Markesas lieben Lied und Tanz. Eigentümlich ist der Totentanz der Witwen und der „Comuma Puaca" oder Schweinetanz, bei dem die Bewegungen der Frauen durch Grunzen der Männer begleitet werden. Dieser Tanz dauert mehrere Tage hindurch, wirkt aber auf europäische Zuschauer anwidernd.

Abb. 70. Ältere Maorifrau.

Abb. 71. Maorimädchen.

Abb. 72. Stewart-Insulanerin.

Die Frauen des Paumotu-Archipels

sind viel dunkler, aber muskulöser und gesünder als die Tahitierinnen. An Schönheit leiden sie nicht; im Gegenteil, die Zahl der auffallend Häßlichen ist recht groß. Die Ehe wird ohne Zeremonien geschlossen. Die Scheidung ist leicht. Die Familienbande sind locker. Auch hier belästigt die Frau viel „tabu". Ihr Los ist hart. Die Männer, mit denen sie nicht einmal essen dürfen, sehen auf sie herab. Ihr einziges Vergnügen ist Musik und Tanz.

Die Kanakinnen (Frauen von Hawaii).

Die Hawaii- oder Sandwich-Insulaner, oder wie man sie besonders in Amerika kurz nennt, Kanaken (nach dem einheimischen Wort kanaka, das „Mensch" bedeutet), sind den Weltreisenden gut bekannt geworden. Sie spielen auch keine geringe politische Rolle in den Vereinigten Staaten, denen ihr Inselreich, wie bekannt, staatlich angegliedert ist. Besser noch ist die Geschichte dieses höchst sympathischen Volkes, der Könige Kamehameha, Kalakaua und der letzten unglücklichen Königin Liliuokalani bekannt geworden.

Wir müssen uns die Kanaken als ein vollständig zivilisiertes Volk, das schon seit einem Menschenalter europäische Tracht angenommen hat, vorstellen. Die Frauen, besonders in der Hauptstadt Honolulu, genießen eine vollkommene Erziehung nach europäischem oder vielmehr amerikanischem Muster. Von den Eigenschaften der vorher besprochenen liebenswürdigen Halbwilden ist nichts mehr geblieben — als ganz winzige Züge, die sich nur gelegentlich dem Kenner bemerkbar machen.

Die Kanakin ist von hellkastanienbrauner Farbe, etwas dunkler als die Tahitierin und bei weitem nicht so schön und zart wie diese; ja sogar die Samoanerinnen und Tonganerinnen übertreffen sie an Anmut der Züge, Körperformen und Zartheit. Ich möchte sie am ehesten mit den Maori vergleichen. (Nach einer Überlieferung behaupten übrigens die Maori, von den Hawaii-Inseln nach Neuseeland eingewandert zu sein.) Nur ist die Kanakin viel intelligenter als jene. Weit lebhafter, weltkundiger und

intereſſierter blicken ihre ſchönen, dunklen Augen. Die Geſtalt iſt öfters etwas plump, die Züge ſind nicht gerade diſtinguiert und ſchön, aber doch angenehm; nur in den beſſeren Ständen begegnet man häufig wirklichen Schönheiten. Die Naſe iſt etwas platt, der Mund ein wenig groß, die Lippen ſtehen etwas vor, zeigen aber ein tadelloſes Gebiß; das ſchöne Haar iſt tiefſchwarz und blank.

Die Kanakin hat gelernt ſich nach amerikaniſcher Mode zu kleiden; ob ſie den fremdländiſchen Geſchmack aber ſelbſtändig zu entwickeln weiß, möchte ich bezweifeln. Am ſchönſten ſieht die junge Dame der Geſellſchaft aus, wenn ſie ihr Haar mit Blumen ſchmückt, oder ſich nach uralter Landesſitte mit Blumengirlanden, „liš" genannt, umkränzt.

Sie iſt von liebenswürdigem Weſen, hat die allerbeſten Manieren und unterſcheidet ſich in den Umgangsformen kaum von den beſterzogenen europäiſchen Damen.

Abb. 73. Typiſche Maori.

Abb. 74. Maorimädchen im Staatskleide.

In der Schule zeigt ſie ſich als eine brave Schülerin; ſie lernt vortrefflich und iſt bis zu einem gewiſſen Grade intelligent. Die Grenzen ihrer Befähigung laſſen ſich natürlich nicht genau beſtimmen, aber der Europäer, der auf dieſen paradieſiſchen Inſeln wohnt, beobachtet häufig, wie in Dingen, die ihm die Einfachheit und Plauſibilität ſelbſt erſcheinen, den Kanaken der Verſtand plötzlich ſtillzuſtehen ſcheint und nichts in der Welt imſtande iſt, ſie weiter zu belehren.

Auf den Hawaii-Inſeln herrſchten in alten Zeiten arg ſittenloſe Zuſtände. Davon iſt heute nichts mehr zu bemerken. Selbſt ein kleiner Reſt althawaiiſcher Sittenloſigkeit, der Tanz Hula-Hula, deſſen Naivität vielen Reiſenden, wie auch dem Verfaſſer, ein unſchuldiges Vergnügen bereitet hat, iſt von den Amerikanern ſeit etwa zehn Jahren ſtreng unterdrückt. Daß aber noch dasſelbe heiße, ſinnesluſt-trunkene Blut in den Adern der Kanakin rollt,

wie vordem, daß z. B. die sorgfältigst, fast unter Klausur gehüteten jungen weiblichen Zöglinge der Colleges zuweilen „ausbrechen", um sich kurzer Hand in die Arme von Freunden zu werfen, ist mir an Ort und Stelle oft genug versichert worden.

Die Kanakin ist leidenschaftliche Freundin von Musik, besonders von Gesang und Tanz; ich erinnere mich des Genusses zahlreicher prächtig timbrierter Frauenstimmen.

Die „Colonial" oder weiße Australierin.

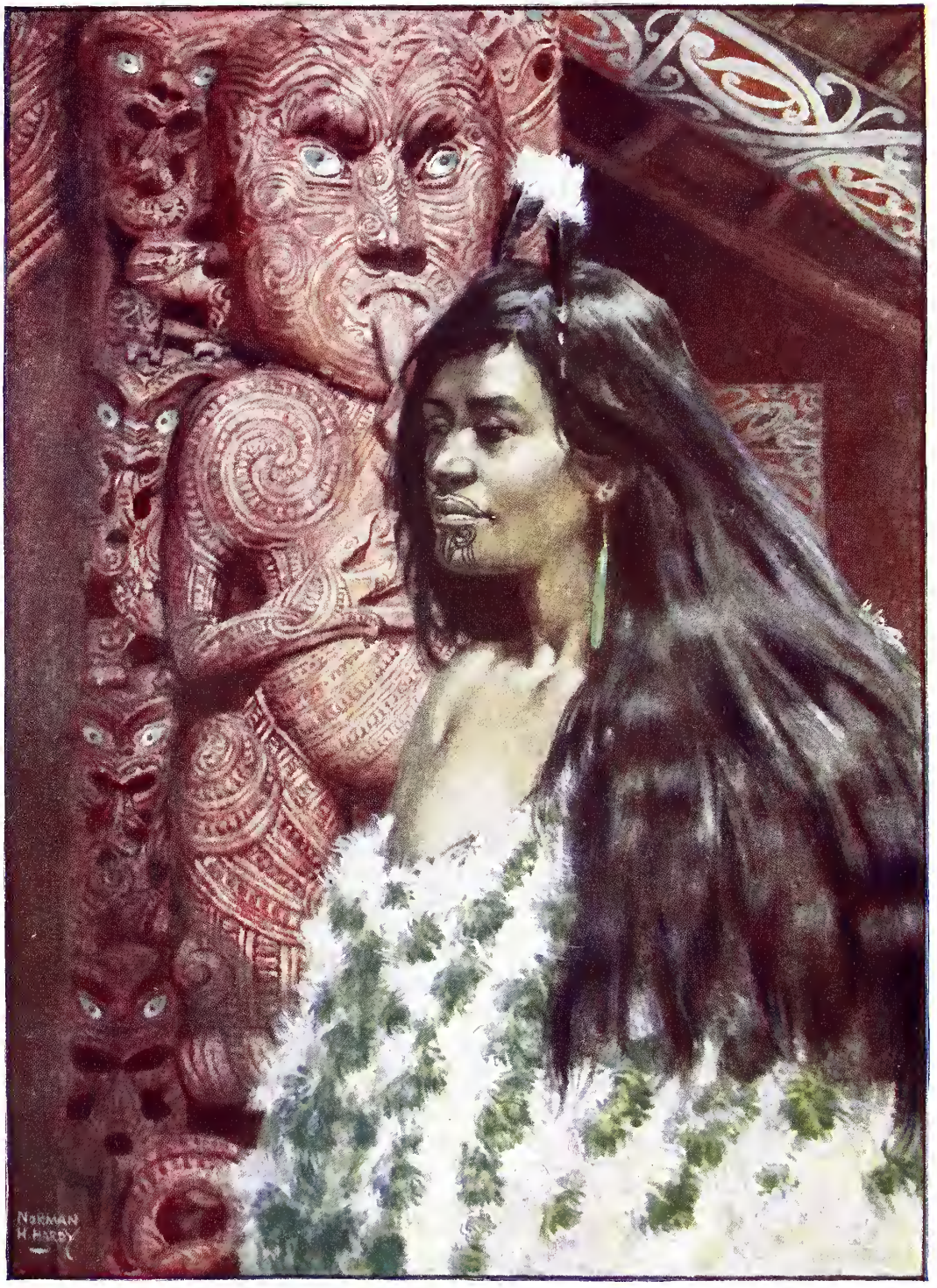
Die von europäischer, d. h. vorwiegend britischer Herkunft entstammenden weißen Bewohner Australiens, treue Untertanen des Königs Georg, die für den unscharfen Beobachter kaum von den Briten zu unterscheiden sind, nennen sich selbst „Colonials". Wer sie indessen näher betrachtet, wird zweifellos Züge und Eigenschaften bemerken, die sie von den Bewohnern des Mutterlandes unterscheiden. Nennen wir sie nach deutschem Brauch kurz Australier — der Leser weiß, daß an dieser Stelle nicht von den Eingebornen gesprochen werden soll.

Die junge Australierin entwickelt sich physisch weit früher und üppiger als die europäische Britin. Sie schießt sozusagen ins Kraut. So finden wir junge Mädchen im Alter von zwölf bis sechzehn Jahren, die wir nach europäischen Begriffen für weit älter abschätzen würden. Alle Organe des Körpers erscheinen gleichmäßig entwickelt. Auffällig ist bei dieser weiblichen Jugend das prächtige, lange Haar.

Abb. 75. Tahitierin.
Mit dem Pareu bekleidet.

Diese Treibhauskultur macht sich aber nicht nur in der Jugend bemerkbar, sondern scheint ihnen Zeit ihres Lebens anzuhaften. Der frühen Entwicklung entspricht ein vorzeitiges Zurückgehen im Alter. Wenn die Britin physisch vielleicht erst im Zenith ihres Lebens steht, bewegt sich die Australierin bereits auf der niedergehenden Bahn, deren Abschluß ein verhältnismäßig früher Tod bildet.

Die intellektuellen Eigenschaften der Australierinnen sind gewiß nicht zu unterschätzen, obschon ihnen ihre britische Schwester überlegen ist. Im großen und ganzen fehlt ihnen trotz des besten Willens, eines besonders hoch entwickelten Ehrgeizes und großen Fleißes vielfach jene besondere Eigenschaft, die man im Englischen mit „pluck" bezeichnet und schätzt.



Maorifrau (Neuseeland).

Abb. 76. Jugendliche Tahitierinnen.

Abb. 77. Kanakische Tänzerinnen von Hawaii.

Die Schulbildung entspricht ungefähr der britischen oder bleibt wenig hinter dieser zurück. Das Streben der sich bildenden Australierin geht wesentlich dahin, Preise und Diplome zu erlangen, und möglichst ein paar Buchstaben (die Anfangsbuchstaben einer Hochschule, in der sie ein Examen bestanden), die sie dann hinter ihren Namen setzt. Für den ideellen Wert der Bildung ist ihr Verständnis, wenigstens im Vergleich zu ihrem Verlangen nach jenen äußeren Zeichen, ein geringes. Es kommt ihr zunächst darauf an, ihre geistigen Errungenschaften bzw. das „Diplom" in Scheidemünze umzusetzen. Sie ist durchdrungen von dem Gedanken, daß auch die geringste Leistung in Schillings und Pence ausgedrückt werden kann.

Abb. 78. Kanakin von Hawaii. Halbblut, von europäischem Vater.

Sicher finden die Australierinnen einen größeren Reiz in der Erlernung eines musikalischen Faches als im wissenschaftlichen Studium. Man ist in der Tat nicht übel musikalisch in den Kolonien, und die Liebe zur Kunst der Töne ist zweifellos noch größer als im englischen Mutterlande.

Berühmte Australierinnen sind nicht bekannt geworden, wenn wir von der Tänzerin Saharet und einer Anzahl von Frauen absehen, die gefeierte

Sängerinnen geworden sind. Es scheint, daß das milde Klima einiger Kolonien besonders günstig für die Entwickelung der Kehlen ist.

Unsere Frauenrechtlerinnen rühmen öfters, daß in Australien Frauen es „sogar" zum Bürgermeister gebracht haben. Zufällig kenne ich das einzige primitive Örtchen, in dem eine Frau einen solchen Posten verwaltet. Wie schade, daß unsere Frauenrechtlerinnen nicht die „Bürger" dieses Ortes kennen; sie täten wahrscheinlich nie wieder Erwähnung der australischen Bürgermeisterin.

Abb. 79. Jugendliche Markesas-Insulanerin.

Wo finden wir die schönsten Australierinnen? Ich nenne ohne Zögern Melbourne, danach vielleicht Adelaide, in dem ein guter Bruchteil der Bevölkerung von deutschem Ursprung, aber durchaus australisch anglisiert ist. In Sydney ist das Klima weniger günstig für die Entwickelung schöner Linien, eher für das In-die-Länge-Schießen der Körper. Neben recht sympathischen finden sich hier nicht gerade unschöne, aber öfters ziemlich rohe Züge. Ob das damit zusammenhängt, daß Neu-Süd-Wales, dessen Hauptstadt Sydney ist, eine der ehemaligen Sträflingskolonien des Landes war? Das abseits gelegene Neuseeland birgt wieder zahlreiche Frauengestalten von gewinnendstem Äußeren und freundlichem Wesen.

Im Grunde genommen gilt die Australierin als Egoistin, als eine Frau, die gern auf ihren eigenen Vorteil bedacht ist; schnell überwindet sie Dankgefühle, Anerkennung für ihr erwiesene Freundlichkeiten; schnell vergeht auch ihre Trauer um Dahingeschiedene, die ihr im Leben nahestanden. Dennoch ginge man zu weit, wollte man sie gemütlos nennen. Im Verkehr unter Freunden fand ich sie stets herzlich und aufrichtig, und vor allem überaus höflich. Ihr Empfindungsvermögen ist freilich mehr ein Anempfin-

Abb. 80. Jugendliche Markesas-Insulanerin.

Abb. 81. Jugendliche Markesas-Insulanerin.

den als jene nervendurchzuckende seelische Sensibilität, die wir Empfindung nennen. Was ich nie und nirgends in Australien gefunden habe, das ist die so oft übersprudelnde Heiterkeit und Ausgelassenheit unserer jungen Frauenwelt. Wie anders erscheint ihre britische Schwester im Vereinigten Königreich! Bei der Australierin macht sich vielmehr ein gewisser Zug von Schwermut bemerkbar, wenn er auch öfters unter der Oberfläche von Gleichmut und selbst Frohsinn schlummern mag. Was ist wohl der Grund dieser still hingetragenen Stimmung? Hat sie irgend welchen Zusammenhang mit den alten, längst vergessenen sozialen Zuständen des Landes? (Es heißt ja, daß in den meisten Australiern das Blut der ehemaligen Deportierten des Mutterlandes fließt.) Ist es die Nicht-Anerkennung ihres Wertes in der Heimat (England)? Ist es das Bewußtsein geringer Leistungen? Oder ist es die ewige Sehnsucht nach dem Mutterlande, das die Australier so gut wie alle Briten der Welt die Heimat nennen? Es ist schwer, die Frage zu lösen.

Abb. 82. Kanakin von Hawaii mit Lis geschmückt.

Abb. 83. Junge Dame von Neu-Süd-Wales (Colonial).

Abb. 84. Junge Dame aus Neu-Süd-Wales (Colonial).

Amerika.

Amerika gilt verschiedenen Völkern, so auch den Amerikanern selbst, als zwei Weltteile, Nord- und Südamerika. Tatsächlich ist diese Unterscheidung berechtigt, denn nur ein schmales Band, der Isthmus von Panama, verknüpft die beiden Kontinente.

Indessen ist diese Frage für uns von keiner Bedeutung.

Als autochthone Völker Amerikas gelten die rötlich-kupferfarbenen Menschen, die den ganzen Weltteil noch heute in vereinzelten größeren oder kleineren Gruppen (Stämmen oder Horden) bewohnen, die uns unter dem Namen Indianer bekannt geworden sind, und insgesamt etwa 10 bis 15 Millionen Seelen zählen. Numerisch am stärksten sind die neuen weißen, von Europäern abstammenden Einwohner der Vereinigten Staaten, die mit 84 Millionen (nach dem Zensus von 1900), wovon jedoch ca. 10 Millionen in Europa geboren sind, die Hälfte aller Bewohner des Weltteils ausmachen. Ferner leben noch ca. 5 Millionen Weiße von europäischer Abkunft in Kanada und etwa 1—2 Millionen zugewanderte Europäer zerstreut in den übrigen Ländern. Die zahlreichen Mischlinge, die hauptsächlich für Mexiko, Zentral- und Südamerika in Betracht kommen, sowie die Neger und deren Mischlinge (hauptsächlich auf den westindischen Inseln und in Brasilien) bilden den Rest der Bevölkerung.

Man pflegt die ureingebornen Amerikaner in die Hyperboreer oder Arktiker im Norden und die eigentlichen Amerikaner oder Rothäute, denen man noch den geographisch deplazierten Namen „Indianer" gegeben hat, zu scheiden. Von den ersteren, mit denen wir unsere Wanderungen durch die beiden Kontinente beginnen wollen, wird mit guten Gründen angenommen, daß sie ihren Ursprung vom asiatischen Weltteil her genommen haben, um sich in der Neuen Welt weiter fortzupflanzen, oder mit Ureingebornen, die sie zur Zeit ihrer Einwanderung möglicherweise angetroffen haben, zu vermischen. Unter den asiatischen Völkern werden wir noch ganze Gruppen dieser Arktiker kennen lernen. In Amerika rechnet man zu ihnen im wesentlichen nur ein Volk: die Inuit oder Eskimos.

Die Frauen der Eskimos.

Die Eskimos leben in Grönland und auf dem Nordrand Nordamerikas und seiner benachbarten Inseln. Ein kleines Völkchen, erreichen die Frauen der kleinsten unter ihnen, der Grönländer Eskimos, ein Mittelmaß von nur 1,486 m. Die ölige fette Haut ist von gesättigt rotbrauner oder gelbbräunlicher Farbe. Der Schädel ist hoch und lang, fast von pyramidaler Form. Der Gesichtsausdruck wird bestimmt durch eine starke Entwicklung der Kieferknochen und Kaumuskeln und die bedeutende Entfernung zwischen den inneren Augenwinkeln einerseits, den Augenbrauen und der Lidspalte andererseits, wie durch ziemlich deutlichen Prognathismus. Die Schlitzaugen und die Stellung der Backenknochen geben der Physiognomie mehr einen mongoloiden als indianischen Charakter.

Das sehr dunkle, aber nicht eigentlich schwarze Auge liegt tief, die Lidspalte ist eng und kurz. Die Mundbildung mit den großen und verhältnismäßig dicken Lippen, vornehmlich der Unterlippe, erinnert an die Anthropoiden, besonders den Schimpansen.

Die dicken, vollen Wangen, ebenso die Lippen, sind bei den Kindern knallrot, bei den Erwachsenen nur gerötet. Das schwarze Haar ist glänzend, sehr dick und straff. Blonde Typen mit blauen Augen, die sich hier und da finden, besonders in Godhavn, deuten auf alte normannische oder dänische Mischung; doch tragen auch diese unverkennbar Eskimozüge. Auch die Kinder von Dänen, die Eskimofrauen geheiratet haben, werden zu Eskimos in Sitte und Sprache.

Hände wie Füße sind klein und zierlich; nur die Haut ist an diesen Organen, ebenso im Gesicht dick und grob, zum Unterschied

Dr. George B. Gordon phot.

Abb. 85. Eskimofrauen mit ihren Jüngsten von King's Island, Alaska.
Die Arme zeigen schöne Tätowierungen.

Abb. 86. Junges Eskimoweib aus Port Clarence, Alaska.

von der ziemlich feinen und glatten Haut des Körpers.

Schönheit und Anmut sind gewiß keine Eigenschaften der Eskimofrauen; nach Amundsen finden sich aber unter den jungen Mädchen von Godhavn und Tupsi in Alaska genug hübsche Individuen, die sich auch nicht wie die nördlichen Eskimos tätowieren.

Ihre Kleidung ist ganz eigenartig. Sie besteht aus Seehundbeinkleidern, die bis an die Waden reichen, gelb oder rot gegerbten Seehundstiefeln und einer Jacke aus rotem oder grünem Baumwollstoff, die im Winter und bei Wasserfahrten durch eine Seehunddecke ersetzt wird. Dazu kommt als Kopfbedeckung eine pelzverbrämte Kapuze. Junge Mädchen tragen rote, Frauen grüne Bänder in den Haaren. Leider muß hinzugefügt werden, daß diese Kleidung von Fett trieft und voller Läuse steckt, die sie gelegentlich mit den Zähnen zerknicken. Überhaupt sind Männer wie Weiber von ekelerregender Unsauberkeit. Im Innern der Hütte legen die Frauen ihre Kleidung bis auf kurze Höschen meistens ab, eine Gewohnheit, die sie mit den asiatischen Arktikern teilen.

Dr. George B. Gordon phot.

Abb. 88. Junges Eskimoweib von Nuniwak Island, Alaska.

Abb. 87. 23jährige Eskimo aus Port Clarence, Alaska.

Mit Ausschluß der westlichen Eskimos herrscht bei ihnen wenigstens nach außen hin ein gewisser Anstand. Junge Mädchen sind züchtig und Verführungen kommen selten vor. Im geheimen aber ist unter Verheirateten illegitimer Verkehr durchaus gang und gäbe. Anders bei den westlichen Eskimos. Bei ihnen herrscht Polyandrie ganz allgemein, und Sodomie soll sich noch häufiger finden als auf den Aleuten. Inzest zwischen Geschwistern, wie zwischen Eltern und Kindern soll ganz gewöhnlich sein.

Die Stellung der Eskimofrau ist eine sehr harte, obschon sie ihr Mann gut und sogar zärtlich bis ins hohe Alter behandelt. Häufig begegnet man besonders jüngeren verliebten Paaren, die sich ohne Scheu liebkosen. Aber der

Abb. 89. Eskimofrauen und -kinder in ihren besten Anzügen.

Abb. 90. Eskimoweiber von der St. Lorenz-Insel, Beringstraße.
Dieser sich kümmerlich ernährende Stamm ist von der übrigen Welt fast abgeschnitten.

Eskimo, der sein Weib lieb hat, küßt es nicht wie wir kultivierten Europäer; an Stelle des Kusses tritt ein zärtliches — Nasenreiben, wie wir es bereits bei den Polynesiern kennen gelernt haben.

Polygamie, doch selten mehr als zwei Frauen, ist den Nichtgetauften gestattet, gilt aber nicht als guter Ton, ebenso wie die zuweilen auftretende Polyandrie. Die Ehe wird in jungen Jahren zunächst auf Probe geschlossen und, falls der Mann unzufrieden, besonders wenn das Weib unfruchtbar ist, wieder aufgelöst. Selten finden sich mehr als 2—3 Kinder und die Sterblichkeit unter ihnen ist groß.

Abb. 91. Eskimomutter mit Kind vor der Taufe.

Vom 14. Jahre ab muß das Mädchen die Mutter in der Häuslichkeit unterstützen. Bald wird sie in die Ehe gegeben und wohnt dann bei Lebzeiten ihrer Schwiegereltern in deren Hause mit ihrer Familie. War ihr Leben bisher noch erträglich angenehm, so ist es vom 20. Jahre ab eine Kette von Arbeit und Plage. Nicht nur im Haushalt, sondern auch beim Bauen der Häuser

Abb. 92. Grönländermädchen.
(Dänisches Mischblut.)

und Zelte muß sie tätig sein. Der Mann schafft nur das Material herbei. Selbst das Zerlegen des Wildes liegt ihr ob; denn für ihren Kavalier von Gatten wäre das bloße Herausziehen eines Seehundes aus dem Wasser eine Schande. Dennoch rühmen Reisende ihren heiteren und gutmütigen Charakter.

Ehe wir diese Zeilen schließen, möge noch eine Schilderung aus dem Leben der Eskimofrau folgen, wie sie uns Roald Amundsen in seinem berühmten Werk „Die Nordwest-Passage" bietet. Er führt uns in die Schneehütten ein, in denen die Familie Sommer und Winter zubringt. Darinnen waltet die fleißige Hausfrau; sie bereitet das Essen, bearbeitet die Felle, mit denen sie das Eskimoboot, den Kajak, überzieht. Ihre kleinen Hände — „denn feinere und wohlgeformtere Hände und Füße als die der Eskimofrauen gibt es wohl kaum" — regen sich ohne Ende; denn dort, wo ein Mangel in der Kleidung den Tod nach sich zieht, gibt es immer auszubessern.

Liebe ist in den seltensten Fällen der Beweggrund zur Ehe. Die Frauen verheiraten sich, weil sie eben von den Eltern weggegeben werden, und der Mann, um ein Haustier mehr zu bekommen; denn in Wirklichkeit ist die Stellung der Frau nicht mehr und nicht weniger als die eines Haustieres. Sie ist ein willenloses Werkzeug, das der Mann verschenken, verkaufen und vertauschen darf, was er, wenn sich Gelegenheit bietet, auch skrupellos tut. Der Mann gebietet, die Frau gehorcht ohne jeden Widerspruch. Dennoch soll das Familienleben dieses Volkes meist glücklich sein.

Endlos ist die Mutter um ihre Kinder besorgt. „Bis das Kind volle zwei Jahre alt ist — ja oft noch länger — wird es in einer Art von ganz kleinem Sack auf dem Rücken getragen, nicht in der Kapuze, wie man

Abb. 93. Saaldienerinnen aus Okak (Labrador).

meinen sollte; diese ist nur ein notwendiger Anhang der weiblichen Kleidung und hat weiter keine Bedeutung, als daß sie bei kaltem Wetter hinaufgeschlagen wird. Sie würde auch ganz denselben Dienst tun, wenn sie nur ein Drittel von ihrer wirklichen Größe hätte. Das Kind aber wird immer in jener Art Sack getragen, der so klein ist, daß man ihn, wenn das Kind nicht drin ist, kaum sieht. Da liegt das Würmchen mit heraufgezogenen Beinen wie ein Frosch ganz nackt auf dem nackten Körper der Mutter. Das ist natürlich ein sehr warmer Platz; und um das Kind am Hinuntergleiten zu verhindern, trägt die Mutter auf ihrem Überkleid einen aus Rentiersehnen geflochtenen Strick um den Leib. Dieser Strick wird vorn mit zwei hölzernen oder beinernen Knöpfen zusammengehalten und kann in einem Nu geöffnet werden, wenn das Kind herausgenommen werden soll, was natürlich nicht so ganz selten vorkommt und bisweilen mit Blitzesschnelle ausgeführt werden muß. Ich habe gesehen, wie Säuglinge unter solchen Umständen aus ihrem warmen Platze herausgerissen und dann mehrere Minuten lang bei einer Temperatur von minus 50 Grad Celsius splitternackt gehalten wurden. Man sollte meinen, dies sei zu viel für solch ein kleines Kind, aber es schadet ihm offenbar nicht das geringste!"

Die Indianerin.

Die alte Behauptung, „wer einen Indianerstamm gesehen hat, hat sie alle gesehen", ist längst als grotesker Irrtum erkannt worden. Die Verschiedenheit unter den Stämmen ist in der Tat so groß, daß es nicht leicht ist, allen gemeinsame Züge herauszufinden. Ihre Hautfarbe schwankt in allen Nüancen von Ocker bis Kupfer. Gemeinsam ist ihnen das schwarze, starke und straffe Haar. Der Kopf ist groß, die Backenknochen sind stark entwickelt, daher findet sich allenthalben das „breite" Gesicht. Die Augen sind in ihren äußeren Winkeln mehr oder weniger nach oben gezogen; das Weiße darin zeigt einen Stich ins Gelbliche. Die Nase ist gut entwickelt, breit im unteren Teile und häufig gekrümmt. Die Frauen sind durchweg mittelgroß und gedrungen. Der untere Arm ist

Abb. 94. Weibliche Eskimos von Baffinsland. Dr. Jochelson, New-York phot.

kurz, Hände und Füße sind klein, oft kleiner als bei Weißen; daher ein Zug von Zierlichkeit in dem gedrungenen Gesamtbau. Die Größenmaße unter den Indianern sind sehr verschieden. Unter den nordamerikanischen Stämmen finden sich Unterschiede von 160—175 cm. Die Frauen sind durchschnittlich 12,5 cm kleiner, und zwar ist der Unterschied im Längenmaß der Geschlechter um so größer, je schlanker gewachsen die Männer sind.

Abb. 95. Konfirmandinnen der Missionsstation Friedrichstal in Grönland.

Ist in früheren Zeiten die Beschäftigung des indianischen Mannes die Jagd und der Krieg gewesen, so ging das Leben des Weibes von jeher in Arbeit auf. Dabei darf aber nicht eine zu scharfe Abgrenzung in der sozialen Betätigung angenommen werden. Dem roten Manne galt sein Weib viel mehr als dem Australneger und manchen indonesischen Stämmen, die wir noch kennen lernen werden. Wie er für seine eignen Zwecke, z. B. zum Spähen des Feindes oder des Wildes des Weibes zuweilen benötigte, zeigte auch er sich hilfsbereit, wo die schwachen Kräfte des Weibes nicht ausreichten.

In seinem Wigwam fühlte sich der Mann als der Herr und Gebieter. Die weiblichen Mitglieder hatten stets für den Unterhalt der männlichen Sorge zu tragen. Sie waren es, die die Lebensmittel herbeischaffen mußten, was auf sterilem Gelände mitunter schwierig war. Hungersnöte brachen oft aus und dezimierten die Bevölkerung. So ist es auch zu verstehen, daß Nordamerika bis in das mexikanische Gebiet hinein nur schwach bevölkert war. Im Norden wurde animalische Kost bevorzugt. Getränke wurden von den Frauen aus Pflanzen bereitet, hatten aber, mit Ausnahme des aus der Mageypflanze bereiteten Pulque in Mexiko, nur eine erfrischende, keine berauschende Wirkung.

Das unglückliche Feuerwasser haben die roten Kinder erst durch die Weißen kennen gelernt.

Auch die Kleidung wurde von den Frauen hergestellt, die es im Weben von Stoffen, zuweilen mit künstlerischen Mustern, zu einer Berühmtheit gebracht haben. Sie sammelten Feldblumen, die bunten Federn der Vögel, bunte Steine und Muscheln von den Küsten, um damit ihre Personen und noch mehr ihre Männer, ihr Wigwam und die Wiegen ihrer Kinder zu schmücken. Diese Wiegen sind von keiner geringen Bedeutung. Jeder Stamm hatte seine besondere Art, sie zu bauen und auszuschmücken. Doch muß man sich darunter keine Wiegen in unserer Art vorstellen. Solch eine indianische Wiege besteht in der Hauptsache nur aus einem flachen Rahmenwerk, in das das Papuhs (der Säugling) eingeschnürt wird. Dies trägt die Mutter, je nach dem Frauenbrauch ihres Stammes, bald am Rücken, bald vorn, bald an den Seiten ihres Oberkörpers. Das Wiegen ihres Lieblings vollbringt sie beim Gehen.

Die kleinen Mädchen haben ihre Puppen und Puppenhäuschen gerade wie bei uns. Später werden sie die Gefährtinnen ihrer Mütter, die sie in allen häuslichen Angelegenheiten und in Frauenarbeiten unterweisen. Im Alter von dreizehn bis fünfzehn Jahren hat die Mädchenzeit ein Ende. Der Gefährte ihres ferneren Lebens, dem sie öfters schon als Kind von den Eltern verlobt war, steht vor der Tür ihres Wigwams und hält um sie an.

Abb. 96. Eskimoschönheit in festlicher Pelzkleidung.

Der Gebrauch des Totem herrscht ziemlich allgemein. Danach darf ein Indianer kein Mädchen freien, dessen Familie dasselbe symbolische Tierbild hat wie er. Der Indianer schließt seine Ehe aus Liebe, muß aber trotzdem eine Art Kaufpreis zahlen und mit dem Schwiegervater viel um die Begehrte feilschen. Platz erzählt von der nordamerikanischen Indianerin: „Der Stolz eines guten Weibes besteht darin, daß sie ihrem Manne erlaubt, gar nichts selber für sich zu tun. Sie kocht ihm seine Speisen, fertigt und flickt ihm seine Kleider, gerbt Häute, trocknet Fleisch, versorgt und sattelt sein Pferd. Trotzdem sind die Weiber aber doch nicht ohne eigenes Gewicht und Einfluß in allen Angelegenheiten des Stammes. Und wenn ihnen auch nicht die Befugnis zusteht, auch nur die Beratungshütte zu betreten, so

Abb. 97.
Frau aus Labrador in der Nationaltracht.

Abb. 98.
Ostgrönländerin.

leiten und lenken sie doch sehr häufig, beinahe ohne es selbst zu wissen. So viel ist gewiß, sagt Dodge, daß eine glücklichere und zufriedenere Frau nicht gefunden werden kann, als die Indianerin. Man betrachtet es zwar für unpassend von einem Manne, wenn er irgendwelche Zärtlichkeit für sein Weib an den Tag legt; aber Ausnahmen kommen doch vor. Ein angesehener Häuptling der Arrapahoes, ein verzweifelter und gefährlicher Krieger, ‚Pulvergesicht' genannt, küßte und liebkoste stundenlang seine Frau, kämmte ihr das Haar, bemalte ihr das Gesicht und gab sich einem Betragen hin, welches einem minder kühnen Krieger zur Schande angerechnet worden wäre." Eheliche Treue wird bei den Indianern verschieden gewertet. Die Arrapahoes und einige Stämme der Sioux legen kein besonderes Gewicht darauf. Unter den Cheyennes würde die Entdeckung eines Aktes der Untreue sehr ernste Folgen haben, vielleicht sogar den Tod für das Weib nach sich ziehen. Daher sind die Cheyenneweiber sehr zurückhaltend und bescheiden. Man sieht sie nie allein. Wenn zwei oder drei Weiber an der Tür einer Hütte sitzen, so stehen sie bei der Annäherung eines Mannes, der nicht zu ihrer eignen Familie gehört, sogleich auf und treten in die Hütte. Die Komantschen pflegen untreuen Weibern die Nase aufzuschlitzen. — Die Indianerin liebt und liebkost ihre Kinder. Die Mädchen werden frühzeitig im Gehorsam unterrichtet und beginnen schon zu arbeiten, wenn sie kaum gehen können. Sie haben, wie wir schon sagten, gerade wie unsere Kinder Freude an Puppen und am Spiel, und ihre Mütter zeigen viel Geschicklichkeit im Anfertigen von Kleidern für die Puppen der Kleinen.

Bei den meisten Indianerstämmen ist

Polygamie erlaubt; doch die geringe Zahl der Weiber und öfters Ernährungsschwierigkeiten machten die Polygamie zu einem Vorrecht der Häuptlinge. Auch die Bewertung der Unschuld junger Mädchen ist verschieden. Bei einigen Stämmen hatten die Priester die Aufgabe die jungen Mädchen zu defloricren, bei andern stand diese Aufgabe den Schwiegervätern als Vorrecht zu. Dennoch steht bei vielen Stämmen, besonders in Kanada, die Keuschheit hoch. Die Abtreibung der Leibesfrucht ist nicht ungewöhnlich, ebenso Aussetzung und Mord der Neugebornen. Die Stellung der Frau ist fast immer gedrückt; hier wie überall in der Welt zeigt es sich: je tiefer ein Volk steht, um so mehr vergrößert sich die Last auf den Schultern des Weibes.

Im zentral- und südamerikanischen Hochland ist die Indianerin kleiner von Gestalt als die Nordamerikanerin. Sie ist noch mehr Lasttier als diese. Ihre Gesichtszüge sind sehr verschieden. Ich habe oft beobachtet, daß neben ausnehmend schönen Frauengesichtern im benachbarten Stamm sich ebenso häßliche finden. Erst im chilenischen Küstenland und besonders in den südamerikanischen Tiefebenen trifft man fast ausnahmslos hübsche Gesichter, unter denen die des Guaranystammes sogar als wirkliche Schönheiten

Museum für Völkerkunde, Leipzig.

Abb. 99—101. Westgrönländische Eskimofrauen.

Abb. 102. Frau vom Tlinkitstamme im südöstlichen Alaska beim Flechten eines Korbes.

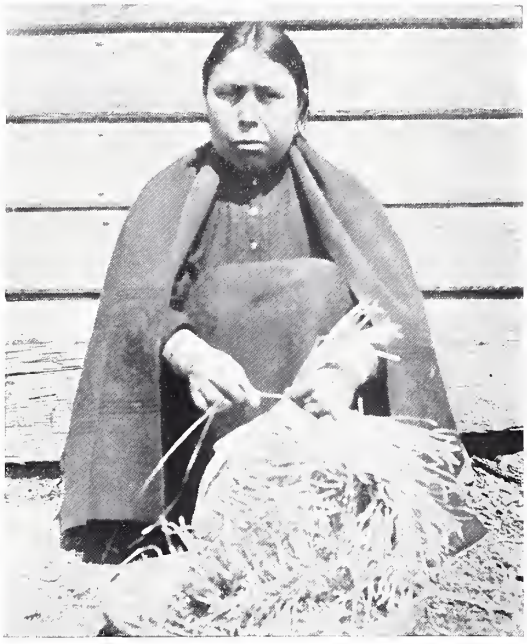


Abb. 103. Tlinkit-Indianerin aus dem südöstlichen Alaska beim Korbflechten.

gelten können. Im tiefen Süden stoßen wir dann wieder auf männlichere, eckigere und kräftige Erscheinungen.

Die Indianerinnen gebären teils in ihren Wigwams (Hütten), noch mehr aber im Freien, und bisweilen sogar vor versammeltem Volk. Wie schön sagt Longfellow in seinem Gedicht Hiawatha von der niederkommenden Frau aus dem Stamme der Ojibwähs und Dakotas:

Unter Farren, unter Moosen,
Unter Lilien auf der Wiese,
In dem Schein des Monds, der Sterne:
Da gebar Nokomis freudig
Eine wunderholde Tochter.

Betrachten wir nun die Frauen der einzelnen Indianervölker, indem wir im Norden beginnen.

Abb. 104. Tlinkit-Indianerin in zivilisierter Tracht.
(Auf das Gewand sind als besondere Zierde Hemdenknöpfe aufgenäht.)

Die Indianerin im nördlichen Nordamerika.

Die das kalte Alaska im Nordwesten des Weltteils bewohnenden Indianerstämme sind noch den Arktikern sehr ähnlich, abgesehen davon, daß an seinen Küsten richtige Eskimos und andere Arktiker leben. Diese von den weiter südlich in Nordamerika hausenden Indianern zu unterscheiden, ist gewiß nicht schwierig. Das speckige, sehr breite und flache Gesicht mit den sehr schmalen Nasenbeinen, die mehr gelbliche Hautfarbe sind die Kennzeichen der ersteren, während das flei-

schige, nervige Gesicht mit stark ausgeprägten Linien, das kräftige Nasenbein und die dunklere Hautfärbung die Indianerstämme charakterisieren.

Im übrigen aber sind die Stämme sehr verschieden voneinander. Bemerkenswert ist der Unterschied im Körpermaß der Geschlechter, der bis 12 cm beträgt. In ihrer physischen Entwickelung haben die nordwestlichen Völker durch die weißen Eindringlinge entschieden gelitten. Der einstige Reichtum an Lebensmitteln ist durch den Raubbau der Amerikaner geschwunden. Sie raubten dem roten Manne die Seebunde und Seelöwen, die Lachse und andere Fische, die in dichten Massen die Flüsse belebten, den Hirsch und das Reh, den Elch, den Bären, die wilden Ziegen, die Biber, Ottern und anderes Getier, das ihm zur Nahrung oder zur Herstellung seiner Kleidung diente. Im Gebiet der Vereinigten Staaten, bis wohin die Nordwester hinein reichen (in den Staaten Washington und Oregon) sind sie auf ihren „Reservationen" ganz auf die Gnade des „großen Vaters" in der Bundeshauptstadt angewiesen.

Abb. 105. Alte Haida-Indianerin von der Königin Charlotte-Insel in Britisch-Kolumbia mit Nasenring und Lippenpflock.

Eine gewisse Berühmtheit haben die Decken erlangt, die die nordwestlichen Indianerinnen aus der Wolle wilder Schafe weben. Diese Decken bilden den Reichtum der Familie und dünne Kupferstücke in T-Form, die sie am Körper tragen, auf die das totemistische Stammtier geritzt ist, zeigen an, wie groß dieser Reichtum ist. Ein eigentümlicher Brauch der Nordwester ist das „Potlatsch". Darunter wird eine Fülle von reichen Geschenken verstanden, die vergeben werden, um sich selber Vorteile irgendwelcher Art zu verschaffen, sei es ein Weib, die Hilfe des „Medizinmannes", Einfluß, Freundschaft, die Sühne für ein Unrecht usw. Von Frauen wird der Austausch des Potlatsch besonders gern betrieben.

Der erste Stamm, der gewissermaßen einen Übergang von den Eskimos zu den Indianern bildet, sind die Kenai in Alaska. Ihre Frauen sind in der Jugend leidlich

C. C. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 111. Ein Havasupaimädchen (Arizona) bei der Tonarbeit.

vierten Jahre. Waschen, Nähen und andere Arbeit ist ihre Beschäftigung bis an ihr Lebensende; sogar das Aufspüren des Wildes steht in Kanada den Frauen zu, dem Mann nur das Erlegen der Tiere. Ihrem Gatten ist sie sehr unterwürfig, doch kann von Liebe in höherem Sinn keine Rede sein; auch sieht der Mann bei der Wahl seines Weibes nur auf Geschicklichkeit, Arbeit und Fruchtbarkeit.

Die Umatillas sind ein in ziemlichem Wohlstand lebender Stamm in Oregon. Die Frauen handeln mit geflochtenen Grassäcken, die für weibliche Utensilien bestimmt sind und beim Reiten am Sattel befestigt werden, ferner mit spitzen Hüten, Mokkassins (Sandalen), Decken und anderen Dingen eigner Industrie. Ein hübsches Spiel ist bei ihnen beliebt. Dabei sitzen die Frauen in zwei Parteien einander gegenüber. Es handelt sich darum, zu erraten, welche Person eine Anzahl von Knochenstäbchen, die herumgehen, besitzt. Unter rhythmischen Armbewegungen und Gesängen befragt eine Partei die andere. Auf das Endresultat wird gewettet und der Gewinn unter den Teilnehmerinnen der obsiegenden Partei verteilt.

Underwood & Underwood phot.

Abb. 112. Indianerkind aus dem Havasupaistamme, Arizona.

Die südlich und östlich wohnenden Algonkin und Kriks sind den Athabasken verwandte Stämme. Früher war Blutschande und Sodomie bei

ihnen zu Hause und heute noch gilt Keuschheit als keine besondere Tugend, ebensowenig wie Treue als ein wesentliches Erfordernis zu ehelichem Glück. Ein besonderes Vergnügen gewährt ihnen der zeitweilige Austausch der Weiber, die sie auch ihren Gästen anbieten.

C. C. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 113. Chemehuevifrau mit ihrem Kind.

Die Indianerin der Vereinigten Staaten.

Gedenken wir zunächst der Dakota, gewöhnlich Sioux (sprich Sju) genannt, im Norden der Vereinigten Staaten und über die kanadische Grenze hinaus. Bei ihnen findet sich vorherrschend Polygamie. Sie behandeln die Frauen, die sie oft auf eine Karte setzen, schlecht; daher sind Selbstmordfälle unter diesen nicht selten. Das Äußere der Siouxfrau ist wenig ansprechend. Die Züge sind roh und plump, die Nase ist groß und unten stark verbreitert, die hohen Wangenbeine ragen aus der Gesichtsfläche heraus, der Mund ist breit, die Lippen sind dick und unschön, die Ohren groß, das Haar sehr grob und straff. Dennoch ist der Gesichtsausdruck freundlich. Die Gestalt ist kurz und gedrungen; sie sind stark, ausdauernd, frühreif. Mütter von 13—14 Jahren sind nicht ungewöhnlich. Als Zeichen, daß sie sich verliebt haben, färben sich junge Siouxmädchen die Wangen rot.

Bei den ihnen verwandten Hidatsa, auch Minetari oder Grosventres genannt, ist die Sprache der Frauen etwas verschieden von der der Männer. Wir kommen auf diese Merkwürdigkeit zurück bei Besprechung der Karaiben. Auch bei ihnen ist Polygamie allgemein üblich. Nach dem Tode eines Mannes muß dessen Bruder die Witwe heiraten. Mit der Schwiegermutter direkt zu sprechen gilt bei den Hidatsa als unschicklich. Scheidungen sind leicht, erfolgen aber nicht oft.

Die Pahnis (Pawnees), von den Franzosen Loups genannt, wohnen am Platte- und Kansasfluß. Die Frauen haben ein hartes Los, sind aber zum Glück sehr muskelstark und ausdauernd. Die Pahnifrau ist vollkommen rechtlos. Ihr Mann, der sie gewöhnlich für ein Pony, oder wenn sie besonders schön ist oder der Häuptlingsfamilie entstammt, für mehrere Ponies gekauft hat, hat das Recht sie wieder zu veräußern; er kann sie sogar zwingen, sich

G. G. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 114. Ein Huallapai-Indianerkind (Arizona) in zivilisierter Tracht.

C. C. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 115. Eine Matrone der Hopi-Indianer (Arizona).

andern als Dirne feilzubieten. Ist sie ihm aber ohne sein Wissen und ohne seinen Vorteil untreu, so schlitzt er ihr die Nasenflügel auf und verprügelt sie. So ist denn auch aus dem so roh behandelten Weib selbst ein tierisch rohes Geschöpf geworden. Bei diesem Volksstamm, übrigens auch, wie wir sehen werden, bei einigen andern Indianerstämmen, findet sich das Wort, daß „Weiber zu Hyänen werden", verwirklicht. Der männliche Pahni begnügte sich seinen Feind zu skalpieren; das Weib aber ging weiter: es trieb dem Skalpierten, mit dem Tode schon Ringenden, Scherben unter die Nägel, legte ihm Feuer unter die Sohlen und zog ihm möglichst die Haut vom lebendigen Leibe ab. Natürlich sind diese Grausamkeiten längst Bilder der Vergangenheit. Heute hält die amerikanische Regierung Wacht über Ausschreitungen ihrer roten Kinder. Aber ob die grausamen Triebe nicht noch heute in der Brust eines Volkes schlummern, das bisher noch keinen Fingerbreit von Zivilisation angenommen hat?

Die Kalifornier zeigen eigentümlicherweise nicht die scharf geschnittenen markanten Linien im Antlitz der vorgenannten und der östlichen Indianerstämme. Ihre Züge sind eher weicher, mehr abgerundet, ohne aber einen schönen Typus zu erreichen. Ich habe nur wenige halbwegs hübsche Gesichter gesehen. Die Mehrheit der Weiber war häßlich, ältere Weiber wahrhaft abschreckend. Übrigens gelang es mir nicht, das Lebensalter dieser älteren Kategorie festzustellen. Von einer solchen Blocksberggestalt behauptete der Häuptling, sie sei durchaus nicht so alt, wie ich anzunehmen scheine, während ein anderer Indianer mir eine an Methusalem erinnernde Zahl als die Lebensjahre der alten Dame angab. Junge Mädchen

Prof. Wharton James phot.

Abb. 116. Mädchen von Oraibi (Arizona).

C. C. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 117. Alte Huallapai-Indianerin (Arizona).

C. C. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 118. Yuma-Indianerkinder (Arizona).

genießen freien Verkehr, ohne daß dies als unsittlich empfunden wird. In der Tat sind sie auch in ihrem Gebaren bescheiden und züchtig. Eine große Scheu herrscht bei den Kalifornien vor verwandtschaftlichen Berührungen. So wagt ein Bruder kaum allein mit seiner Schwester auszugehen. Eine Schwiegermutter darf nie mit ihrem Schwiegersohn allein gelassen werden. Die verheirateten Frauen werden von ihren Männern mit Argusaugen beobachtet. Indessen bieten neuerdings hergelaufene Stämme ihre Weiber zu Dirnenzwecken an. Die Kalifornierinnen heiraten mit 12—14 Jahren. Wenn eine junge Südkalifornierin verliebt ist, malt sie sich wie ihre Siouxschwester die Wangen rot.

C. C. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 119. Jugendliches Hopimädchen.
(Die eigenartige Haartracht gilt als ein Zeichen ihrer Jungfräulichkeit.

Die Hupa-Indianer sind ein kalifornischer Stamm. Sie bewohnen gute Blockhäuser und erfreuen sich eines bescheidenen Wohlstands. Übrigens ist das Wohnhaus nur der Aufenthalt der weiblichen Familienmitglieder; die Männer müssen die Nacht in einem

gesonderten Haus zubringen, eine Sitte, die uns an die fernen Malaien gemahnt. In der Mitte des Wohnhauses befindet sich der Feuerplatz, darüber wird der Räucherfisch und das Wild aufgehängt. Als einzige Möbel dienen „Stühle", die aus Baumstücken herausgearbeitet werden. An den Wänden wird die Hausindustrie der Frauen aufbewahrt, Lederarbeiten, Stickereien und Flechtarbeiten. Nachts schlafen die Frauen um das Feuer herum in ihren Kleidern aus Tierhäuten und auf Matten.

Die Hupafrau ist reichlich bekleidet. Zu ihrer Tracht gehört ein Rock, eine Schürze, eine Decke, eine Kopfbedeckung und Mokassins aus weicher Rehhaut an den Füßen. Ihr mit Muscheln und anderem Tand geschmücktes Haar trägt sie meist lang und parfümiert es durch Zweige einer wohlriechenden Pflanze. In den Ohren steckt Schmuck aus Muschelschalen oder Holz. Das Kinn wird in vertikalen Strichen tätowiert.

Der Eintritt der Geschlechtsreife ist mit umständlichen Zeremonien wie bei so vielen anderen Stämmen verknüpft. Während zehn Tagen darf das junge Hupamädchen niemandem ins Gesicht schauen, sie darf nie ihr Haupthaar berühren und muß in der Unterhaltung jede Unwahrheit vermeiden.

Die am Sakramentofluß wohnenden Maidu sind den vorigen verwandt und gleichen ihnen vielfach im Aussehen wie in den Gebräuchen. Die Frauen verfertigen hübsches Korbwerk und sind besonders geschickt in der Anfertigung von Federarbeiten, wie Gürteln, die sie beim Tanze tragen. Sie leben noch nicht im Zeitalter des Löffels. Jedes beliebige Stückchen Holz, das ihnen zur Hand liegt, dient ihnen zum Umrühren ihrer Suppen oder ihres Breis und Muscheln dienen ihnen zum Sippen, während der Brei mit zwei Fingern der Rechten gegessen wird. Eicheln sind ein Hauptnahrungsmittel der Maidu. Die Männer klettern auf die Bäume und schlagen sie mit Stöcken herunter, die Weiber mit ihren Kindern besorgen das Sammeln und später das Mahlen. Aus den zermahlenen Eicheln wird

C. C. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 120. Eine Pima-Indianerin (Arizona) beim Korbflechten.

Indianerin vom Haidastamme im nordwestlichen Amerika.

C. C. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 121. Chemehuevi-Mädchen von der nördlichen mexikanischen Grenze bei der Bereitung des Meskitgetränkes.

der Brei bereitet. Die Maidu sind ein fröhliches Völkchen. Besonders lieben die Frauen Spiele und Gesang. Es gibt bei ihnen Liebeslieder, Gesänge für die Zeit der Pubertät, zur Begleitung des Tanzes, und Lieder, die beim Flechten der Körbe gesungen werden.

Ganz im Osten der Vereinigten Staaten finden sich nur noch spärliche Reste von Indianern, so die Irokesen, die in Einehe leben und deren Weiber züchtig sind, und die Krieks (Creek), deren Frauen als sehr hellfarbig geschildert werden. Das Abplatten der Köpfe durch mechanische Vorrichtungen, das bei den Krieks, wie überhaupt bei den meisten Indianervölkern früher sehr beliebt war, unterbleibt längst bei allen östlichen Stämmen.

Die Frauen der sehr zahmen Pueblos in Neu-Mexiko sind oft nur 1,220 m hoch. Im allgemeinen ziemlich fleischig, werden sie zuweilen sogar fett und dickleibig. Ihre Züge sind gut abgerundet und weich. Aus dem Gesicht strahlt Anmut und Klugheit. Ihre Hautfarbe ist ein helles Kupferbraun. Das Haar ist dunkel, fein und weich. Hände und Füße sind zierlich. Der Gang ist leicht und graziös. Nicht selten finden sich Albinos unter ihnen.

Die Pueblofrauen kleiden sich in einen wunderlichen dunkelblauen Sack, der, an der linken Schulter zusammengehalten, am Leibe durch einen Gürtel geteilt, bis zu den Waden reicht. Um ihre Mokassins zu schonen, gehen sie am liebsten barfuß. Sie sind nüchterne fleißige Frauen, deren Tongefäße und Webereien auch von den Weißen sehr geschätzt werden. Außerdem sind sie beim Bauen ihrer Stein- und Adobehäuschen, die wie Bienenzellen aneinander kleben, den Männern behilflich.

Die vor kurzem wiederentdeckten Hopi in den Bergen von Arizona sind offenbar ein Pueblostamm; über sie hat Frederic

Abb. 122. Indianerkind vom Mokistamme (Arizona).

Abb. 123. Cocopayuma-Indianerin.

Monsen kürzlich eine Studie veröffentlicht. Nach dieser bildet das Völkchen der Hopi eine Art Frauenstaat.

Die jungen Hopifrauen sind hübsche und kräftige Erscheinungen und in der Regel von tadellosem Charakter. Sie sind die Erbauer und Besitzer ihrer Häuser. Das gesamte Familieneigentum gehört der Frau, die als Haupt des Haushaltes anerkannt ist. Das Erbe geht ausschließlich auf die weibliche Linie über; auch die Verwandtschaft wird nach der Abkunft mütterlicherseits berechnet. Die Hopifrauen genießen völlige Freiheit und Anerkennung, sind aber trotzdem schlicht, zurückhaltend und bescheiden geblieben. Nach ihrem Gebaren möchte man glauben, sie hätten ihr ganzes Leben in völliger Abschließung und unter der Herrschaft von Männern verbracht. Mit besonders großer Liebe widmen sie sich ihren Kindern. Die Eheverhältnisse des Stammes sind geordnete und glückliche.

Die Frauen der Navajos, im Südwesten der Staaten, sind unter allen Indianerinnen Nordamerikas die geschicktesten Weberinnen. Die phantastischen Muster, die sie in ihre Decken hineinweben, sind oft von großer Schönheit. Sie treiben auch selbst ihre gewaltigen Schafherden von Weide zu Weide, besorgen das Scheren und schaffen die Wolle ins Lager. Die Navajofrauen verstehen sogar Strümpfe mit vier Nadeln zu stricken; man hat selbst gestrickte Beinkleider aus Menschenhaar bei ihnen gefunden.

Unter den Pimas mag Ermordung von

Neugebornen noch heute vorkommen. Jedenfalls wissen sie Abortive ohne schlimme Folgen für die Gesundheit und mit bestem Erfolg anzuwenden. Die Ehe wird sans façon geschlossen und ist auch nicht bindend. Häufig verläßt das Weib den Mann, häufig geschieht es umgekehrt. Es sollen Beispiele von unwandelbarer Treue vorhanden sein, aber die meisten zögern nicht ihre Reize andern zur Verfügung zu stellen. Viele leben mit Weißen zusammen, von denen sie Syphilis kontrahiert haben. Die Unterhaltung ist oft unzüchtig, selbst in Gegenwart von Kindern.

Die Frauen der Yumas stehen ihren Männern an Schönheit und Vollendung des Körperbaues nach. Sie sind erheblich kleiner, aber immer noch gut gebaut und oft von hübschen Zügen. Polygamie ist gestattet, wird aber wenig geübt. Die Yumas, Mädchen wie Frauen, sind sehr unsittlich. Bei den Seri-Indianern, einem polygamisch lebenden Yumastamm auf der Insel Tiburon an der kalifornischen Küste, überwiegen die Frauen bedeutend. Sie zeichnen sich durch einen edlen Körperbau und aufrechte, schöne Haltung, sowie durch üppigen Haarwuchs aus. Der Brustkorb ist breit, die Gliedmaßen sind dünn, doch sind ihre Hände und besonders die Füße recht groß geraten. Das Gesicht pflegen sie sich zu bemalen. Ihre Erbfolge, die durch das Mutterrecht bestimmt wird, weist auf das hohe Ansehen, das die Frauen bei ihrem Stamme genießen. Nicht nur im Schamanismus, auch als Gesetzgeber und Richter spielen die Seri-Indianerinnen eine Rolle. Ihre Tätigkeit erstreckt sich auch auf den Bau der Häuser.

Gut bekannt geworden sind auch die Komantschen, deren Frauen durch kurze, zuweilen stumpfe Näschen charakterisiert sind. Gregg erzählt von ihnen, daß der Freier die Braut deren Eltern abkaufen muß; aber das Jawort der Erwählten ist doch unerläßlich. Führt sie das Pferd des Bewerbers, das dieser draußen vor der Hütte angebunden hat, in den Stall, so gibt sie damit ihre Zustimmung, und der Hochzeit steht nichts im Wege.

Wir schließen mit den Apatschen, dem grausamsten Indianerstamme Nordamerikas. Ihr Typ erinnert etwas an die Mongolen, besonders die Stellung der gläsern schillernden Rattenaugen. Die Backenknochen treten stark heraus. Die Haut ist gelblich-rotbraun und ledern. Außer der Kopfhaut ist der Körper völlig unbehaart. Besonders die Weiber sind schlecht entwickelt; das rundliche Gesicht ist häßlich, die ganze Erscheinung des ziemlich kleinen Apatschenweibes wirkt abstoßend.

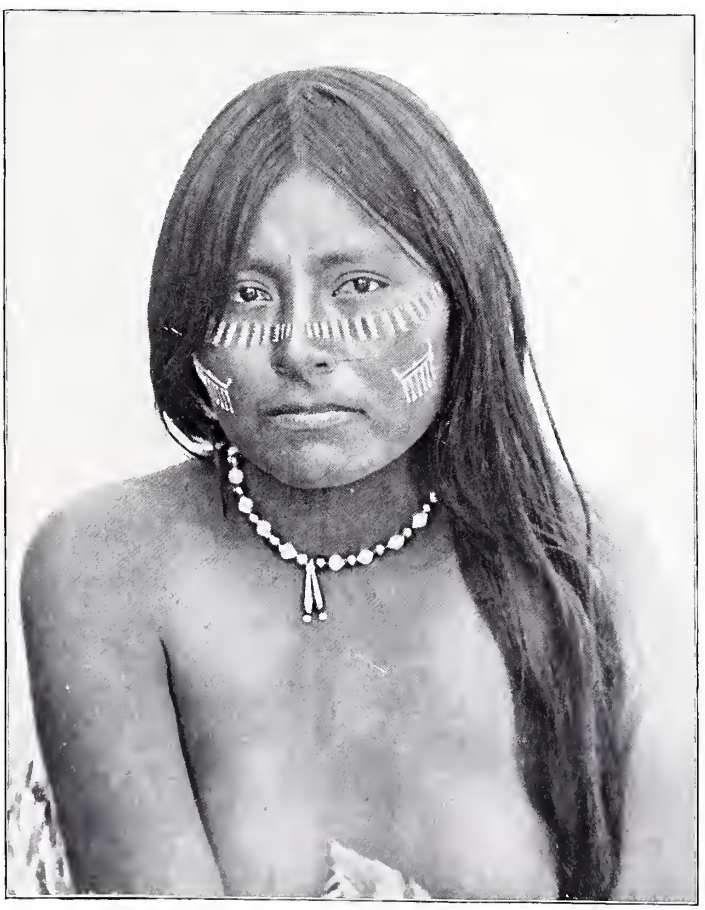


Abb. 124. Seri-Indianerin (Arizona).

Der Häupt-

Abb. 125. Apatschenweib (Arizona).

ling hat das Recht auf mehrere Weiber. Es gibt keine Ehe, sondern mehr oder weniger kurzes Zusammenleben (Hetärismus?) der Geschlechter. Kinder werden bis ins dritte Jahr gesäugt und bleiben bei der Mutter, bis sie selbst Früchte erhaschen, oder eine Schlange oder Ratte fangen können. Dann trennen sie sich, und jeder Familienzusammenhang hört auf. Die Vermehrung ist schwach, sie findet selten schneller als in dreijährigen Zwischenräumen statt.

Alles was von Grausamkeit oben von den Pahni gesagt wurde, findet sich eher noch schlimmer bei der Apatschin. Während es von den ersteren nicht sicher ist, ob, wenn heute die Gelegenheit sich böte, sie ihrem Drang nach Grausamkeit freien Lauf ließen, bin ich davon fest überzeugt bei den Frauen der Apatschen, deren niedere Triebe und Grausamkeit ich auf meinen Reisen in den Vereinigten Staaten in der Mitte der 80er Jahre hinreichend kennen gelernt habe.

C. C. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 126. Junges Hopimädchen in der üblichen Volkstracht.

Die Indianerin Mexikos und Zentral-Amerikas.

Die Frauen der Azteken, jenes geschichtlich und ethnologisch so interessanten Volkes, das noch heute in mehreren Millionen Seelen das Plateau von Mexiko bewohnt, sind von kleiner Gestalt, rundlich und voll. Die rötlich kupferfarbene Haut ist von sammetartiger Weichheit. Ein dichtes Zellengewebe verhindert das Durchschimmern der Adern, so daß den Azteken, mit Ausnahme der Kinder, Wangenröte fehlt. Das nie ergrauende Haar ist schwarz, glänzend, dicht und schlicht. Die Kinder werden bereits mit vollem Haarwuchs geboren.

Die wenig vortretende Stirn ist niedrig, aber gut geformt, der stark entwickelte Hinterkopf erscheint ein wenig nach oben gedrückt. Das Gesicht stellt ein gefälliges, regelmäßiges Oval dar, belebt durch sanfte, wohlgefällige Züge. Bei älteren Personen markieren sich die Wangenbeine ziemlich deutlich, bei jungen Mädchen sind sie von Fleisch wohl bedeckt. Die schönen dunklen, halb melancholisch, halb sinnlich blickenden Augen stehen meist horizontal; zuweilen scheinen sie ein winziges Etwas von der Mongolenfalte

zu eignen oder sind leicht geschlitzt. Das Weiße im Auge ist ein wenig gelblich getönt. Das Näschen ist wohl geformt, zuweilen ganz leicht gebogen und an den Flügeln breit. Den wohlgebildeten Mund schließen zwei Reihen blendend weißer Zähne. Die Lippen sind fleischig und sinnlich, aber nicht aufgeworfen. Das Kinn ist rund und voll, der Hals kurz, der Nacken von vollendeter Bildung. Die Brüste sind fast konisch, aber wohl geformt. Hände und Füße sind fein und zierlich. Mit dem Alter nehmen die Aztekinnen an Fleischigkeit zu, und die Schönheit und Anmut, die man vorher bei den jungen Mädchen bewundert hat, läßt stark nach.

Die Aztekin ist früh reif, heiratet in jungen Jahren und erweist sich sehr

G. C. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 128. Indianerkind vom Apatschenstamme (Arizona).

James Mooney, Washington phot.

Abb. 127. Indianerin vom Apatschenstamm (Arizona).

fruchtbar. Über ihre Moral sind die Ansichten verschieden. Sicher ist, daß Frauen ihre oft noch unreifen Töchter gelegentlich verkuppeln oder auch für ein länger währendes Konkubinat fortgeben, ohne daß sie sich etwas arges dabei denken, ebenso daß Mädchen und Frauen sich nicht ungern gegen entsprechenden Lohn verführen lassen, vorausgesetzt, daß ihre sehr eifersüchtigen Beschützer, Geliebten oder Gatten es nicht merken. In ihrem Wesen ist die zivilisierte Aztekin freundlich, überaus höflich und gutherzig. An ihren Kindern hängt sie mit großer Liebe; ihren Mann liebt sie auch wohl in höherem Sinne. Sie arbeitet tüchtig und sorgt für den sehr bescheidenen Haushalt. Bei den noch im halbwilden Zustand lebenden Azteken stehen die moralischen Verhältnisse auf einer weit niedrigeren Stufe. Bei ihnen steht dem Vater des jungen Mannes das jus primae noctis bei dessen eben angetrauter Gattin zu.

Die Aztekin weiß sich nie und nimmer in die

veränderte Welt, in die Kultur der Cachupines (Sonnensöhne, wie zu Cortez' Zeit die Spanier genannt wurden), zu fügen. Der Europäer ist ihr ein völlig unverstandener Fremdling; während sie ihrem „Halbbruder", dem Mexikaner (Kreolen), dessen stillen Haß von ganzer Seele erwidert. So erscheint sie uns ernst, fast traurig. Doch verhält sie sich anders unter ihresgleichen. An der Seite ihres roten Mozo, wenn bei beiden der gegorene Saft der Maguey, Pulque genannt, seine Wirkung getan hat, erwacht laut ihre Sinnlichkeit. Von heiterer Wirkung für den Beobachter ist es, wenn sie dann, ihre Umgebung ganz vergessend, ihren Körper an den des Geliebten reibt und drückt. Sieht man sie in ihrem Dorf, unter ihren Volksgenossen, so erscheint sie voller Leben, witzig und fast ausgelassen.

James Mooney, Washington phot.

Abb. 129. Wohlgekleidete Wichita-Indianerin.

Den Azteken verwandt sind die Zapotekas auf der Landenge von Tehuantepek. Ihre Frauen sind klein von Gestalt, aber verführerisch und voller Grazie. Sie tragen außer ihrem bis an die Knöchel reichenden, oft mit kunstvollen Stickereien besetzten Rock das „huipil", ein Hemdchen mit kurzen Ärmeln, das mit kostbaren Spitzen und Gold- und Silberfäden bordiert ist, sowie eine weiße sackartige Kopfbedeckung, die rückwärts herunterhängt.

Andere mexikanische Stämme sind die Tarascaner und die Otomis, von denen mehr als eine halbe Million leben. Die Otomis sind in moralischer und intellektueller Beziehung nicht sehr angesehen. Starr erzählt, daß die Frauen ihre Spinnarbeiten oft beim Gehen besorgen. Ihre reich verzierten Stoffe werden sehr geschätzt. Die Otomifrau ist vielleicht die ungraziöseste aller Mexikanerinnen. Wenig anziehend wirken ihre starken Wangenbeine und die sehr große Nase. Sie gilt auch als unsauber im Vergleich zu ihren übrigen Landsmänninnen, denen Baden ein köstlicher Zeitvertreib, der täglich gepflegt wird, bedeutet. Oft kann man zu Dutzenden die geschmeidigen Najaden beobachten, wie sie ihren tiefbraunen Körper, umflossen von schönem, tiefschwarzem Haar im Schatten von Palmen und dichtem Buschwerk in die kristallenen Fluten der Bäche ihres Dorfes

tauchen; ein Bild, das jeden europäischen Maler locken könnte.

Das Fischervolk der Juaves im äußersten Süden der Republik, dessen Weiber außerhalb der Plaza mit nacktem Oberkörper gehen, ist vermutlich von Zentralamerika eingewandert.

In Zentralamerika scheidet man gemeinhin die einheimische Bevölkerung in „wilde" und „zahme" Indianer, Indios bravos und Indios mansos, von denen die letzteren in den Ortschaften wohnen; sie sind halbwegs zivilisiert in Kleidung und Gebräuchen und streng katholisch.

Die Zentralamerikaner sind von lohbrauner Farbe, mittlerem Wuchs, schwarzen, etwas stechenden Augen, und struppigem, schwarzem Haarwuchs. Im Norden (Guatemala) zeigen sie noch die meiste Ähnlichkeit mit der Aztekenfamilie, nur sind

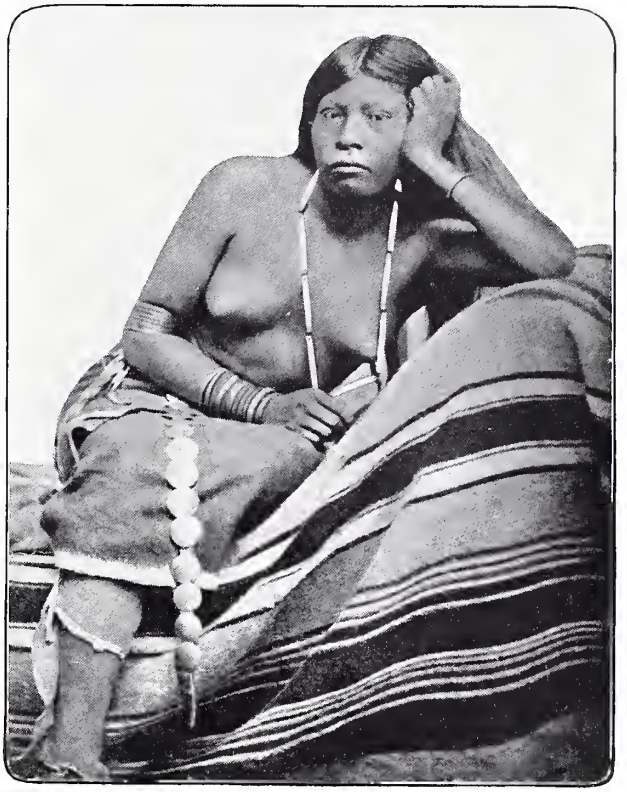


Abb. 130. Wichita-Indianerin von Oklahoma.

sie, namentlich die Frauen, sehr viel häßlicher. In der Tat ist der Anblick solch einer India Guatemalteca, die man auch Lakondonin nennt, wenig erfreulich. Geht man aber die Republiken südwärts hinunter, so wandeln sich Körperformen und Gesichtszüge allmählich zu einem neuen, recht angenehmen Typus, bis wir in der südlichsten Republik, Costa Rica, ausgesprochen hübsche Eingeborne antreffen, von kleiner Gestalt, weicher Haut, sympathischen Gesichtszügen und rundlichen Formen. In den Städten und Ortschaften, besonders in San José de Costa Rica, sowie in Salvador, wissen Mädchen und Frauen sich bunt, aber mit unverkennbarem Geschmack zu kleiden.

Das moralische Niveau der Zentralamerikanerin ist, wenngleich der äußere Anstand gewahrt wird, kein hohes. So ist die kleine rothäutige,

Abb. 131. Frauen vom Cheyennestamm (Nebraska).

James Mooney, Washington phot.

Abb. 132. Vornehme Wichitafrau von Oklahoma.

oft bildhübsche Salvadoreña leicht käuflich. Unter den wilden Stämmen finden sich noch Mädchenraub und manche andere primitive Sitte.

Von dem besonderen nach Honduras verpflanzten Stamm der Karaiben sprechen wir im nächsten Artikel.

Die Karaibin.

Zur Zeit der Entdeckung des Neuen Weltteils bewohnten die Karaiben, auch Kariben oder Galibi genannt, mehrere Millionen Menschen an Zahl, die westindischen (Antillen) Inseln. In kürzester Frist gelang es den rohen, räuberischen Spaniern, dieses harmlose, gutmütige Volk so gründlich auszurotten, daß heute nur noch ganz winzige Reste (auf Trinidad, St. Vincent und Dominique) zu finden sind.

Dagegen leben sie noch in größerer Zahl auf dem Festland von Südamerika, vor allem im Delta des Orinoko, ferner an den Ufern des Xingu, wohin Teile ihres Volkes versprengt wurden, und schließlich in der zentralamerikanischen Republik Honduras, wohin ein Rest von ihnen verpflanzt wurde.

Eine große Eigentümlichkeit dieses Volkes ist, daß die Frauen außer der allgemeinen Sprache noch ihre eigene Sprache reden. Die Ursache ist darin zu suchen, daß die Karaiben, die überall als Eroberervolk auftraten, nach Niedermetzelung der männlichen autochthonen Bevölkerung die vorgefundenen Weiber zu ihren eignen gemacht hatten. Da nun nach dem Brauch der meisten amerikanischen Völker das Weib nicht berechtigt ist, an den Gesprächen und Beratungen der Männer teilzunehmen, vielmehr allenthalben die Weiber ihren geselligen Verkehr auf ihr eignes Geschlecht beschränken müssen, haben diese auch die Sprache

James Mooney, Washington phot.

Abb. 133. Jonkawafrau von Oklahoma.

Mädchen vom Stamme der Schwarzfußindianer.

ihrer Väter beibehalten und vererben sie wieder ihren Töchtern.

Bei den festländischen Karaiben in Guayana wird die Sittlichkeit des Volkes gerühmt.

Die Karaiben in Honduras werden geschieden in eigentliche oder rote, und in die mit Negern vermischten oder schwarzen Karaiben. Bei allen ist Polygamie im Gebrauch. Zuweilen finden sich drei bis vier Frauen bei einem Manne, doch muß jede ein besonderes Haus und ebenso eine besondere Pflanzung haben; zugleich verlangen die Weiber von dem gemeinsamen Gemahl in seinen Gunstbezeugungen gleichmäßig bedacht zu werden. Dieser pflegt abwechselnd eine Woche bei jeder Gattin zu verbringen. Die Frau wird aber zur eignen Herrin ihres Bodens; sie zeigt sich gewandt und spekulativ veranlagt; sie dingt zuweilen ihren eignen Mann als Bootführer, um in den Flüssen und an den Küsten Handel zu treiben. In ihrem Äußern ist die Karaibin meist unschön, ja abschreckend. Besonders unangenehm wirken die durch Umschnürungen verdickten Waden.

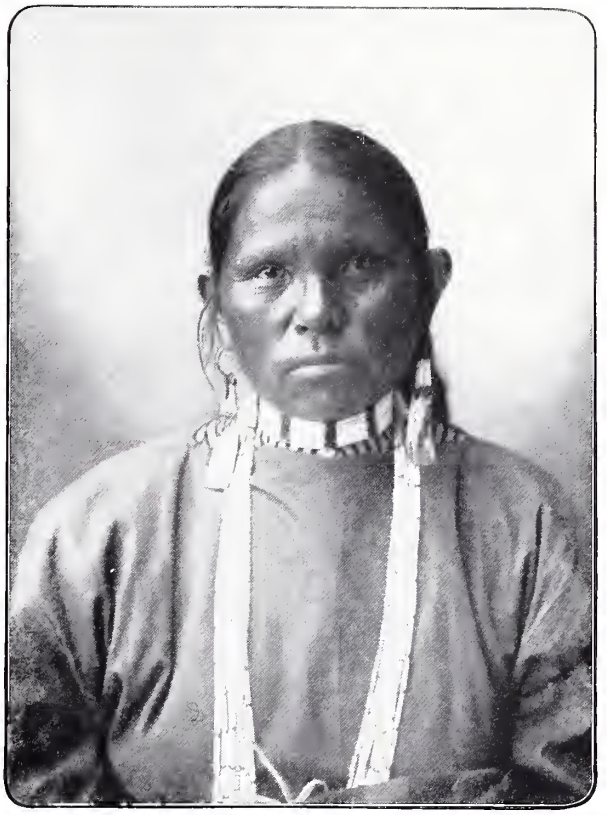


Abb. 134. Frau vom Lipanstamme (Texas).

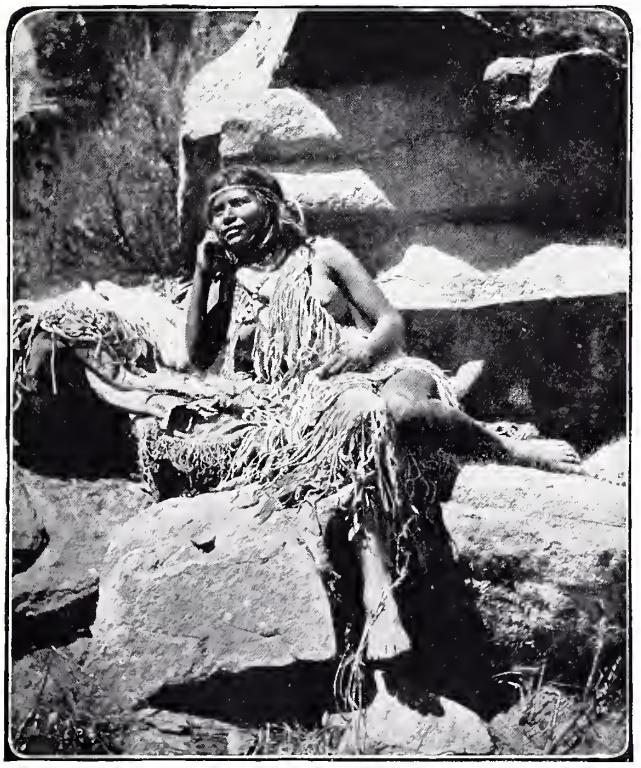


Abb. 135. Shoshonenweib von Utah.

Die Indianerin von Venezuela und Guayana.

Die Guaraunos im Orinokodelta sind ein den Karaiben verwandtes Volk. Die Frauen sind wohlgebaut und von sanftem, sympathischem Gesichtsausdruck. Die Backenknochen stehen leicht hervor; die eng zusammenstehenden Augen sind öfters etwas schief gerichtet. Die Gliedmaßen sind schlank. Sie malen sich Wangen und Nase oder die Stirn rot. Das volle Haar bedeckt die Stirn völlig und fällt hinterwärts in den Nacken. In ihren eignen Ortschaften begnügen sie sich mit primitiver Kleidung aus Rinde, doch kleiden sie sich halbwegs zivilisiert, wenn sie die Orte der Europäer besuchen. Sie leben in Polygamie, dürfen aber erst heiraten, nachdem sie

Abb. 136. Shoshonenweib (Utah).
Die neben ihr liegende „Wiege", in die das „papuhs" — das Kind — noch hineingehört, pflegt sie auf dem Rücken zu tragen.

die „Ameisenprobe" bestanden haben. Diese besteht darin, daß der Jüngling, oder die Jungfrau, in einer Hängematte den Ameisen ausgesetzt wird. Nur wer die Bisse der kleinen Wüteriche erträgt, darf heiraten.

Die Frauen der Arawaken in Guayana werden als herrliche Gestalten von ebenmäßiger Bildung geschildert. Ihr Gesicht mit den schönen schwarzen und großen Augen erinnert an klassische Modelle. Die Formen des Körpers, von dem sie jedes Härchen entfernt haben, sind echt weiblich, weich und anmutig. Das lange schwarze Haar fällt ihnen weit über die Schultern.

Mit ihnen wetteifern an Schönheit die Arekuna, deren Nase von edlem römischen Schnitte geschildert wird; der kleine Mund und die leicht geschwellten feinen Lippen sind von eigner Wirkung. Die Augen sind feurig und schwarz, das Haar rabenschwarz und schlicht, Hände und Füße sind zierlich.

Die Frauen der Atorai sind weit weniger schön; man nimmt einen mulattenähnlichen Typus wahr; nur hin und wieder findet man unter den jungen Mädchen hübsche Gestalten mit anmutigen Physiognomien.

Im stärksten Kontrast mit den vorhergehenden, sind die Taruma von ausgesuchter Häßlichkeit und überdies unbeschreiblich schmutzig.

Alle Indianerinnen Guayanas pflegen in Gegenwart von Europäern scheu und verlegen zu sein, sind aber unter sich die Heiterkeit und Ausgelassenheit selbst. Ihr Benehmen könnte kaum dezenter sein. Ihren Männern sind sie nicht viel mehr als Sklavinnen, denen kein Augenblick Ruhe gegönnt zu werden braucht. Sogar des Nachts haben sie für kleine Feuer zum Vertreiben der Moskiten und zum Warmhalten der Hütte zu sorgen.

Die Guayana-Indianerin heiratet bereits mit zehn oder elf Jahren und hat mit dreizehn oder vierzehn Jahren oft schon zwei

James Mooney, Washington phot.

Abb. 137. Indianerin aus Nentuna mit Schönheitsfleck auf der Wange.

P. G. Gates phot.

Abb. 138. Navajofrauen beim Spinnen und Weben.

Kinder. Indessen ist ihre Ehe nicht sehr fruchtbar, woran nach Appun gering entwickelte physische Liebe die Schuld sein mag.

Die Kinder werden oft gesäugt, bis sie mannbar sind, wobei nicht selten die Großmutter mithilft. Das Säugen scheint überhaupt eine der Hauptbeschäftigungen der Guayana-Indianerinnen zu sein. Es wird als positiv berichtet, daß sie auch mutterlose Affen, Beuteltiere, Rehe und Wildschweine (Pekkaris) zu säugen pflegen, die ihnen dann wie zahme Haustiere folgen. Hier ist wohl einzuschalten, daß alle Waldindianer große Freunde von Tieren sind, von denen jede Hütte eine Anzahl beherbergt.

Das Eheverhältnis ist polygam; exogame Grundsätze werden streng befolgt. Erbberechtigt ist allein die weibliche Linie (Matriarchat).

Auch die Couvade ist hier bekannt, jener seltsame, in vielen Teilen der Erde, besonders aber in Südamerika beliebte Brauch. Nach der Geburt eines Kindes nämlich legt sich der Vater als Wöchnerin in die Hängematte, wird sorgsam gepflegt und enthält sich gewisser Speisen, sowie des Rauchens und des Berührens von Waffen.

Llaneras nennt man die in den Orinoko niederungen lebenden gemischtblütigen Frauen. Sie bilden keinen besonderen Volksstamm, sondern sind ein mixtum compositum von Indianern, Schwarzen und Weißen. In ihrem Äußern oft von angenehmster Bildung, hervorragend sinnlich und nach europäisch-venezolanischem Muster gekleidet, ist die Llanera die rechte Repräsentantin einer Halbzivilisation. Sie verlangt gewöhnlich keine Heirat, die ja nach katholischen Vorschriften für das Leben bindend wäre; vielmehr zieht sie die freie Ehe mit dem, den sie gern hat, und mit dem sie viele Kinder zeugt, vor. Treten mißliche Umstände ein, so kann das Verhältnis leicht

Abb. 139. Shoshonin.

C. C. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 140. Alte Navajo-Indianerin.

Abb. 141. Altes Navajoweib mit dem Wollkragen.

gelöst werden, und jeder Teil mag sich anderweitig supplementieren.

Gedenken wir nun noch, da wir von den Völkern Guayanas sprechen, der Buschneger, jener Nachkommen im Jahre 1663 entlaufener Negersträflinge, die in Guayana ein Stückchen Afrika für sich bilden. Die Buschnegerin ist schön in der ersten Blüte der Jugend. Sie ist von tiefschwarzer Farbe. Ihre Kleidung besteht aus einem Stückchen Zeug, das, an einer Schnur befestigt, um die Taille geschlungen wird. Außerdem liebt sie es, ihren Körper mit zahlreichen Bändern und Ringen zu schmücken. Sie ist sehr reinlich, badet täglich und spült ihren Mund nach jeder Mahlzeit aus. Häuptlinge haben zwei bis drei Frauen, andere nur eine. Trägen Burschen ist das Heiraten verboten.

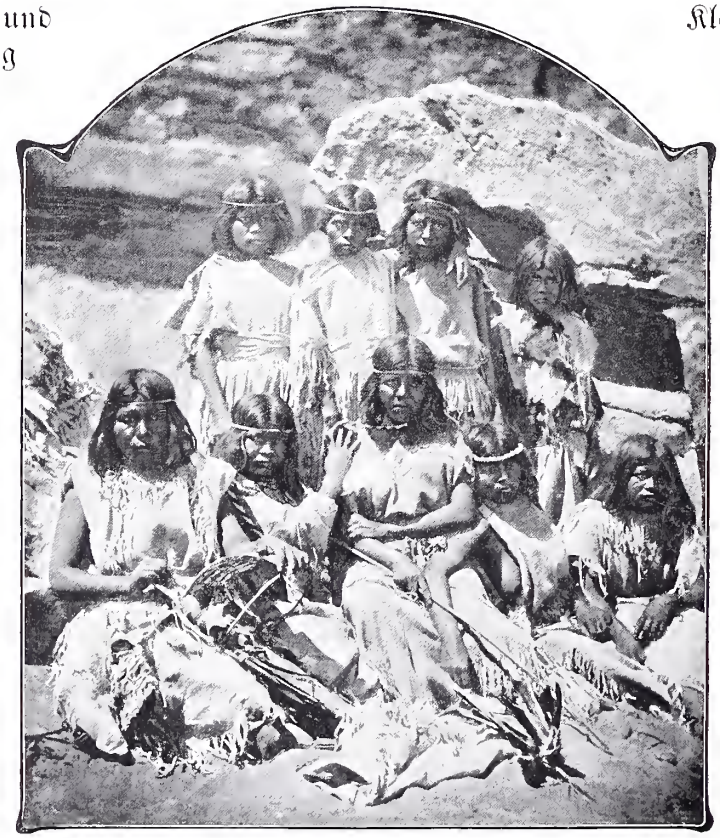


Abb. 142. Gruppe von Frauen vom Shoshonen- oder Paiutestamme in Utah.

Die Indianerin im nordwestlichen Südamerika.

Die Indianer Kolumbiens, besonders des nördlichen Küstenlandes, schließen sich ethnisch den Zentralamerikanern an, während die weiter südlichen und die von Ecuador Übergänge zu den Kordillerenstämmen bilden.

Bei den wilden, noch ganz unzugänglichen Goajira-Indianern an der Nordküste findet sich der Gebrauch des Totem. Beim Eintritt der Pubertät der jungen Mädchen werden diese allen Schmuckes beraubt, abgeschlossen gehalten und auf magere Kost gesetzt. Die Heirat ist für den Goajira nur ein Handelsgeschäft; trotzdem sollen die Frauen geachtet werden.

Die Napo zwischen Quito und dem Amazonenstrom sind bereits den Inka-Indianern (Ketschua) der Kordillere verwandt. Ihre Frauen sind fleißig, während die Männer jagen und faulenzen. Dennoch scheint es, daß Messalinenblut in ihren Adern rollt. Es wird erzählt, daß eine Napofrau, wenn sie ihres Mannes überdrüssig ist, ihm ein Getränk braut, wonach er dem Kretinismus verfällt. Alsdann schließt sie die vermutlich längst geplante Ehe mit einem andern.

Abb. 143. Navajofrau mit der Spinnkunkel.

Abb. 144. Rosa, der „Weiße Donner", ein Siouxmädchen.

Die Jivarro im östlichen Ecuador, die sich notabene jeden Morgen durch Federkitzel zum Erbrechen zwingen, lieben die Unterhaltung des Frauenaustausches. Auch bei ihnen ist die Couvade üblich.

Die Mädchen der Kampo in Ostperu folgen willig jedem Mann, der ihren Eltern mit Geschenken naht.

Die Tschontakiro, auch Chonquiro oder Piru genannt, sind ihre Nachbarn. Ihre etwa 1,275 m großen Frauen zeichnen sich durch Häßlichkeit aus. Sie haben eine dicke, rauhe Haut, kleine schräge, engeschlitzte Augen mit gelblicher Tönung des Weißen. Das schwarze Haar ist grob und straff. Sie schneiden es dicht über den Augen in gerader Linie ab. Wimpern und Augenbrauen pflegen sie auszureißen. Als Bekleidung dient ihnen ein kleiner Schurz; aber trotz dieser

bescheidenen Garderobe sind sie noch putzsüchtig und bemalen sich den Körper. Polygamie ist Volkssitte, doch finden sich selten mehr als vier Weiber, von denen die älteren die jüngeren beaufsichtigen, dafür aber mehr arbeiten müssen.

Ihnen verwandt und im Äußern ähnlich sind die Konibe im südöstlichen Peru. Die Eitelkeit der Frauen wird noch von

Abb. 145. Frau der Sioux-Indianer.

der ihrer Männer übertroffen. Zur Zeit der Reife dürfen die Mädchen ausnahmsweise mit den Männern tanzen und sich volltrinken, bis sie umsinken. Die Geburt eines Mädchens ist höchst unerwünscht und gilt als beschämend für die Mutter. Bei den jungen Mädchen soll eine Beschneidung der Genitalien stattfinden; leider ist es nicht möglich gewesen, näheres darüber zu erfahren.

Die Indianerin des Kordilleren-Hochlands.

Die im Hochland von Bolivia, Peru und Ecuador lebenden Indianer sind die Nachkommen der Völker, die sich zur Zeit der spanischen Eroberungen durch eine hohe Kultur unter der Regierung des Inkageschlechts auszeichneten. Man nennt sie daher auch öfters Inka-Indianer. Ethnologisch scheidet man sie in Quichoa (Ketschua) und Aimará.

Ihre Hautfarbe ist ein Gemisch von dunkeloliv, braun und rot. Es ist ein kleingestaltetes Volk, dessen Frauen noch unter Mittelgröße sind. Das unaufhörliche Tragen von Lasten hat ihre Gestalten überdies gebeugt, so daß eine aufrechtgehende Kordilleren-Indianerin kaum zu finden ist. Das lange und straffe Haar wird in zwei Zöpfen getragen. Das Gesicht ist breit und platt, mit fliehender, enger Stirn, die Züge ermangeln der Anmut. Bekleidet sind sie mit einem roten Leibchen und einem blauen Rock, der ein wenig über die Knie fällt. Dazu kommt ein Mäntelchen, das mit einer silbernen Nadel zusammengehalten wird. In ihrem Heim führen sie ein unfrohes, trübes Leben, jeder Abwechselung bar. Selten wird man Zeuge einer heiteren Szene. Ob das arme Aimaráweib im bolivischen Hochland wohl ahnt, daß es noch Dinge auf Erden gibt, die das Leben des Lebens wert machen? Fast möchte man es bezweifeln; denn die Aimará kennt nur die erbärmlichen Verhältnisse, die die Armut des Landes und der sklavische, nur zum Dienen geeignete Geist ihres Volkes geschaffen haben. Zum Glück wird sie von ihrem Mann nicht schlecht behandelt. Sie liebt den Gesang bei der Arbeit, jene tief wehmütigen Lieder, die man tristes de la Cordillera nennt. Mit unendlichem Fleiß besorgt sie ihre Hausarbeit und das Feld, oder webt und hilft bei der Bereitung von Vicuñafellen.

Heiterer als die Aimará sind die Quichoa in Ecuador. Wenn wir von dem ärmellosen

Kittel absehen, sind sie fast europäisch gekleidet.

Im Anschluß an diese Völker des Hochlands mögen wir auch der Stämme in den tropischen Niederungen Ecuadors und Perus gedenken, die man dort schlechtweg als Indios bravos (wilde Indianer) bezeichnet. In Peru sind sie von gelb bis dunkelbrauner Farbe. Unter den Frauen finden sich bald dicke und untersetzte, bald schlankere Gestalten, die nur mit dem Lendenschurz bekleidet sind. Das Haar ist straff und lang. Das Gesicht und andere Körperteile pflegen sie zu bemalen. Meistens findet sich Einweiberei. Sie besorgen ihre reichen Felder und Gärten, in denen die Banane, der Mais, die Yuka gedeihen, spinnen, weben, kochen, verfertigen Hängematten usw. Zu den Indios bravos in Ecuador gehören die Yumbos, Nachkommen der alten Quitus, die der Inka Huaynacapak unterwarf. Ihre Frauen sind gut gewachsen, haben angenehme Züge mit schönen schwarzen Augen. Sie tragen ein ärmelloses, kaum bis an die Knie reichendes Hemd, von einem roten oder gelben Gürtel zusammengehalten, und um den Hals 10—20 Reihen von Glasperlen. Das lange schwarze Haar fällt in dichten Massen um die Schultern.

Abb. 147. Frau vom Cayusestamme.

Mit Genehmigung von Miß Cora M. Folson, Hampton Institute, Va.

Abb. 146. Schulmädchen des völlig zivilisierten Stockbridgestammes.

Die Waldindianerin Brasiliens.

Von den im Nordwesten Brasiliens lebenden Indianerinnen berichtet Koch-Grünberg, daß sie bei ihrem Volk geachtet sind und sich durch Fleiß und Kunstsinn in ihrer Kleinindustrie auszeichnen.

Der Eintritt in die Pubertät wird durch Fasten und durch verschiedene Festlichkeiten gefeiert. Es bestehen Reste des Frauenraubes und Frauenkaufes, so bei den Nacpez. Polygamie ist selten, die Heiligkeit der Ehe steht auf hoher Stufe. Als Koch-Grünberg einen Kaziken fragte, was die Männer seines Stammes tun, wenn ein Weib untreu wird, bekam er zur Antwort: „Es kommt nie vor." Das Benehmen der Frauen ist durchaus dezent und ihr Einfluß auf die Handlungsweise des Mannes gar nicht zu unterschätzen. Tatsächlich schließen sie zumeist den Handel ab, während

Abb. 148. Zivilisierte Frau vom Irokesenstamme.

der Mann nie ein Stück aus ihrem Besitztum ohne ihre Zustimmung veräußern würde.

Die Frauen am Isana üben sogar die ärztliche Kunst aus. Die Kultur der Manioka und die Töpferei liegt völlig in ihren Händen. Neben hoher Intelligenz ist Gutmütigkeit ein hervorstechender Zug der Indianerinnen Nordwest-Brasiliens; so werden auch die Kinder liebevoll von ihren Eltern behandelt.

Bei den von Karl von den Steinen beschriebenen Indianerstämmen am Xingu sind die Frauen erheblich kleiner als die Männer, nämlich etwa 1,460—1,470 m groß. Die Hautfarbe enthält in allen Abstufungen eine Skala von gelbgrauen Lehmtönen. Das schwarze oder braunschwarze Haar ist von mäßiger Stärke und zuweilen wellig. Es bedeckt vorn die Stirn völlig und fällt hinten frei herab. Die Iris der ziemlich horizontal liegenden Augen ist dunkelbraun. Die Wimpern, wie überhaupt alles übrige Haar am Körper, werden rasiert oder ausgezogen. Die Frauen lieben die Läusejagd, ein Sport, der bei den Männern nie beobachtet worden ist. Sie tragen vor der Scham ein winziges, dreieckig geformtes Stückchen Rindenbast, Uluri genannt, das aber nur als Schutz des Geschlechtsorgans gilt; denn ein Schamgefühl in unserm Sinne kennen diese glücklichen Völker nicht. Dagegen hat v. d. Steinen bei ihnen ein lebhaft ausgeprägtes Sich-Schämen beim Essen beobachtet, daher sie lieber haben, wenn ihnen niemand bei dieser Verrichtung zuschaut. Allenthalben findet sich die Einrichtung des Mutterrechts. Hinterläßt der Häuptling keinen Sohn, so geht die Würde auf den Sohn seiner Schwester über.

Abb. 149. Zivilisierte Frau vom Irokesenstamme.

Die Ehe wird ohne besondere Feierlichkeit abgeschlossen. Der Vater des jungen Mädchens erhält, nachdem die Angelegenheit genügend durchgesprochen, eine Anzahl von Pfeilen und Steinbeilen; alsdann hängt der junge Mann seine Hängematte über der des Mädchens auf, womit die Angelegenheit erledigt ist. Auch die Scheidung ist von gleicher Umstandslosigkeit. „Die Frau geht fort; vielleicht erwischt er sie wieder", heißt es. Die Stellung der Frau ist zwar eine dienende, doch wird sie nicht schlecht behandelt und bis zu einem gewissen Grade geachtet.

Abortivmittel werden häufig angewandt, da die Frau sich vor der Niederkunft fürchtet. Nach dieser macht der Mann regelmäßig

eine Couvade durch. Von den Karipanas-Indianerinnen am Madeira wird berichtet, daß sie vor versammeltem Volk gebären müssen.

Die Typen der verschiedenen, an Volkszahl übrigens unbedeutenden Stämme, wie der Bakairí, Bororó, Trumaí, Péua u. a. zu unterscheiden und besonders zu beschreiben, ist außerordentlich schwierig.

Nach den Abbildungen in den Werken Karl von den Steinens zu urteilen, machen die Frauen der Bororó den günstigsten physischen Eindruck. Nicht nur erreichen sie das respektable Durchschnittsmaß von 1,605 m Höhe, sondern auch ihre Gesichter sind oft recht anmutig und freundlich. Auffallend sind die schlanken, feingeformten Beine, sowie die kleinen Hände und Füße. Allein die Häuptlinge der Bororós leben in Polygamie. In

Prof. Dr. Fr. Starr, Chicago phot.

Abb. 150. Azteken-Indianerin (Mexiko).

Abb. 151. Aztekenweib und Kind.

der Hütte der Ehefrau und deren Kinder darf der Gatte nur die Nacht verbringen, während er am Tage seine Zuflucht in einem gemeinschaftlichen Männerhause findet. Dieser „Ranchão", das Männerhaus, ist beiläufig eine Einrichtung, die an die Gebräuche der malaiischen Völker im fernen Indischen Ozean erinnert. Er wird nur von unverheirateten Männern bewohnt, die sich des Abends Mädchen einfangen, sie vorübergehend festhalten und gemeinsam benutzen; doch scheint der Gewaltakt von den Frauen nicht unangenehm empfunden zu werden. Solche Mädchen können freilich nicht mehr heiraten. Alle Männer des Ranchão gelten als die Väter der hier erzeugten Kinder.

Ein bekannter Volksstamm im östlichen Brasilien sind die nach dem Pflock in ihrer Oberlippe (portugiesisch botoque) genannten Botokuden. Übrigens entwöhnt sich die jüngere Generation bereits dieser sonderbaren Zierde. Die Frauen sind kräftig und mittelgroß; ihre Hautfarbe ist ein schmutziges, fast

Prof. Dr. Fr. Starr, Chicago phot.

Abb. 152. Azteken-Indianerin (Mexiko).

bronziertes Braun. Die Typen sind sehr verschieden, doch haben alle tiefliegende Augen, die nicht besonders groß sind, aber recht lebhaft dreinblicken. Bezeichnend sind ferner eine niedrige Stirn, vorstehende Backenknochen, rabenschwarzes, schlichtes Haar und überraschend zierliche Gliedmaßen. Vom Körper, den sie mit verschiedenen Farben bemalen, entfernen sie alle Haare. Als Schmuck sind besonders die Zähne aller Arten Tiere beliebt. Sie heiraten in jugendlichem Alter. Die Ehe ist monogam; nur besonders glückliche Jäger haben wohl 2—3 Weiber. Für gewöhnlich gelten sie als treu in der Ehe. Kommt aber ein Fall von Ehebruch vor, so ist der Mann schändlich genug, seinem Weib ein Stück Fleisch — aus dem Steiß auszuschneiden.

Die Weiber der Coroados oder Kaingangs im südlichen Brasilien, von den dortigen Deutschen Bugres genannt, sind klein, aber wohl proportioniert und in der Jugend öfters von angenehmen Zügen. Die kleinen Augen liegen etwas schräg, die Lippen sind dick. Auch bei ihnen herrscht der Brauch, alle Haare vom Körper zu entfernen. Die Scham bedecken sie mit einem Fasergürtel. Sie werden von ihren Männern gut behandelt. Den Kriegsspielen der Männer wohnen sie bei, indem sie sie unter fürchterlichem Geschrei anfeuern, ihnen die Kalabassen mit dem berauschenden Getränk reichen und die sinnlos Betrunkenen vom Platze schaffen. Vielweiberei ist allgemein üblich; es kommen 4—6 Weiber bei einem Manne vor, die alle derselben Familie entstammen.

Die Frauen der Guato oder Buató, die Reisende als die schönsten Indianerinnen Brasiliens bezeichnen, leben in Paraguay und in Matto Grosso. Auch sie tragen einen Holzpflock in der Lippe. Ihre Scham bedeckt nur ein Lendenschurz.

Abb. 153. Junge Sokifrau aus Turtla (Mexiko).

Polygamie steht hier im vollsten Schwunge. Es gibt Männer, die 3—12 Frauen ihre Ehehälften nennen, und sie alle mit so großer Eifersucht bewachen, daß selbst die eignen Söhne, so bald sie halbwegs erwachsen sind, zum Tempel hinausgeworfen werden, und einen eignen Hausstand gründen müssen.

Die Indianerin der Plataländer.

Die ziemlich zahlreichen, kräftigen Stämme im Gran Chaco sind von dunkler Farbe. Die Weiber tätowieren ihren ganzen Körper mit zahllosen Arabesken. Während bei andern Stämmen die Männer das Haar kurz tragen, und die Frauen es lang wachsen lassen, ist es bei den Gran Chaco-Indianern umgekehrt: bei den Männern reicht es bis zur Stirn und den Schläfen, während die Frauen es gänzlich abschneiden.

Die Kaziken (Häuptlinge) haben eine Anzahl von Weibern, die übrigen gewöhnlich nur zwei.

Bei den Mataguayos oder Matacos macht das junge Mädchen, ehe es heiratet, eine schwere Fastenzeit durch; Ehebruch gilt bei diesem Stamme als Verbrechen, kommt aber nur selten vor.

Von der Polygamie machen die Tobas eine Ausnahme, vielleicht deswegen, weil ihre Weiber äußerst eifersüchtig sind. Der Toba darf sein Weib verstoßen; aber Unheil entsteht, wenn er dann eine andere nimmt. Sofort beginnt ein Zweikampf der beiden Rivalinnen, die aufeinander mit Fisch- oder Ziegenknochen losgehen. Täglich beginnt der Kampf aufs neue, bis eine unterliegt. Der Freier erhält die Erwählte ohne Umstände von deren Eltern; die Heirat erfolgt etwa in der Weise der Waldindianer (siehe voriges Kapitel). Bei den Mataguayos und Tobas tragen zwar die Männer Schamgürtel, dagegen gilt den Weibern wohl oft nur die rotgelbe Bemalung ihres Körpers als Garderobe.

Den Tobas sind die Pilagá verwandt. Ihre Weiber werden von der gleichen Eifersucht gequält wie die der Toba. Aber nicht nur um begehrte Männer, wie bei diesen, sondern oft um Nichtigkeiten werden von ihnen Duelle so lange ausgefochten, bis sie zur Einsicht gelangen, daß es besser ist, gesund zu bleiben als sich den Körper zu zerfleischen.

Die Stämme im Zentral-Chaco brauen berauschende Getränke aus der Algarobefrucht oder aus Honig. Während der alljährlich einen Monat lang währenden Be-

Abb. 154. Huicholes-Indianerinnen von der Sierra del Nayarit, Mexiko.

C. B. Waite, Mexiko phot.

Abb. 155. Galtipan-Indianerin beim Wassertragen.

reitung leben sie beständig in einem Alkoholtaumel. Da die Frauen erst trinken dürfen, wenn sie geheiratet haben, kann man das Alter eines Kindes erfahren, indem man seine Mutter fragt, wie oft sie schon betrunken war.

Bei den stammverwandten Abiponern im nordöstlichen Argentinien, die ebenfalls in Polygamie leben, wird die Tüchtigkeit der Frauen gerühmt.

Außer der Anfertigung von Waffen ruht alle Arbeit auf ihren Schultern. Sie bauen die Hütte, schleppen Holz und Wasser herbei, richten die Mahlzeit her, formen und brennen Töpfe und bereiten den Männern das berauschende Getränk, Aloja genannt; oder sie spinnen und färben Wolle oder Baumwolle und verfertigen ihre primitiven Kleidungsstücke.

Die Guaranys, zur Tupifamilie gehörig, leben vornehmlich in Paraguay. Ihre Frauen gehören meines Erachtens zu den schönsten, die unter den indianischen Völkern der beiden Kontinente zu finden sind. Die gewöhnliche Hautfarbe ist gelblichbraun, doch gibt es viele Nuancen, sogar, wie ich nicht selten gesehen habe, reines Weiß. Indessen ist anzunehmen, daß diese Farbe aus Beimischung europäischen Blutes (vielleicht der alten Paulistaner) entstanden ist. Die Guarany heiratet im Alter von 10—11 Jahren; eine 19jährige Unvermählte gälte als alte Jungfer. Platz sagt von ihnen:

„Die Damen der vornehmeren Klassen kleiden sich schwarz; schwarz ist im schwarzen Haare der Kamm, schwarz sind die mutwillig feurigen Augen, schwarz sind Mantel und Kleid. Die Mädchen der mittleren Klassen, die ‚Guigaberas' oder ‚Mädchen vom goldnen Kamm', die in diesem Weiberstaate den gesamten Kleinhandel, die Gewerbe, die kleinen Partikuliers, mit einem Worte den Bürgerstand darstellen,

Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 156. Zapotekfrau aus Tehuantepek, Mexiko.

G. B. Waite, Mexiko phot.

Abb. 157. Frauen von Tehuantepek (Mexiko) in der heimischen Tracht.

Abb. 158. Mexikanische Indianerinnen aus dem Staate Oaxaca beim Spinnen.

sieht man auf der Straße mit untadelhaft sauberem Hemde, mit weißem, spitzenbesetztem Unterrocke, mit schwarzer Seidenmantille, mit goldnem oder Schildpattkamme im schwarzen, glänzenden Haare, Fingerringen und ein paar Korallenketten über der Brust. Schuhe gibt es ebensowenig wie Strümpfe, niemals aber fehlt in der Hand ein eleganter Fächer, niemals hinter dem rechten Ohre eine Rose oder Nelke, die gerade so befestigt ist, wie unsere Kaufleute eine Feder zu tragen pflegen. Bei den Frauen niederen Standes besteht die einfache Kleidung aus weißem Zeuge. Der Rock reicht bis auf die Waden und eine Schnur gilt als Gürtel. Es gewährt einen hübschen Anblick, wenn man sieht, wie diese Guaranyfrauen immer

Abb. 159. Juavefrau mit Wassergefäßen. Gegend von Tehuantepek.

im Gänsemarsch zum Wasserholen oder auf den Markt gehen. Jede Frau, auch die der besten Stände, raucht Tabak; fast immer hat sie eine kolossale Zigarre im Munde, selbst die Kinder rauchen; wenn Säuglinge unartig sind, steckt ihnen die Mutter eine angekaute Zigarre in den Mund. Man rühmt an diesen Frauen, daß sie große Anhänglichkeit an ihre gleichviel ob angetrauten oder nicht angetrauten Männer haben; sie widersprechen nicht, sind außerordentlich sauber in allen Dingen, fleißig, verständig.

Es ist Sitte, daß man bei Ankunft wie beim Abschied jedem Einzelnen bis zum kleinsten Töchterchen hinab die Hand reicht. Dabei fehlt es nicht an gewählten Redensarten, in denen gerade spani-

sche Lippen so Unübertreffliches leisten. Freilich darf man sich nicht wundern, wenn Damen der besten Gesellschaft frei und frank über Dinge sprechen, bei deren Erwähnung einem Europäer die Haare zu Berge stehen würden. Auch darf man nicht in Erstaunen geraten, wenn die Hausfrau eigenhändig sich eine mächtige Zigarre zurechtdreht. Dabei liebt man den allerschwersten Tabak und läßt entweder die angerauchten Zigarren ein paar Stunden lang liegen, damit sie noch kräftiger werden, oder überträgt auch wohl das Geschäft des Anrauchens den Dienstboten.

C. B. Waite, Mexito phot.

Abb. 160. Mexikanische Indianerin bei der Bereitung der Tortillas.

Die Männer faulenzen und lungern herum, die Frauen mühen sich im Schweiße ihres Angesichtes. Ja, die Frauen bearbeiten nicht nur die Felder, sie befassen sich auch mit Gartenbau, exportieren Yerba Mate und

FRISCH

Abb. 161. Zapoteka-Indianerinnen im Sonntagskostüm in Tehuantepek im Staate Oaxaca, Mexiko.

Abb. 162. Taraskanerin aus Santa Fé de Laguna, Meriko.

Abb. 163. Taraskanerin aus Santa Fé de Laguna, Meriko.

Orangen, andere leben von der Hausindustrie, wie Spitzenklöppelei; kurz, es scheint, als ob hier Handel, Gewerbe und Industrie gänzlich in den Händen der Frauen liege."

Bei den Frauen der Payagua, ebenfalls in Paraguay, geht die Abscheu vor Haaren am Körper so weit, daß sie sich selbst die Augenliderhärchen ausreißen. Zur Zeit der Pubertät beginnen die Martern der Tätowierung, die sie ohne ein Zeichen des Schmerzes ertragen müssen. Sie heiraten oft schon mit 10 Jahren. Die Brüste, die sie sich vorher schon durch Druck von unten verlängert haben, werden nun durch Bandagen noch mehr ausgedehnt.

Bei den Chamacocos, wieder einem Stamm in Paraguay, kommt die Ehe anscheinend nur mit Hindernissen zustande. Zunächst versucht der Jüngling Beziehungen zu einer alleinstehenden älteren Frau oder Witwe anzuknüpfen. Allmählich sammelt er Erfahrungen, und schließlich wagt er es einem jungen Mädchen einen Antrag zu machen. Diese weist ihn vorläufig zurück, gibt aber schließlich seinen und seiner Freunde Überredungskünsten nach. Bald werden die Folgen des Verkehrs sichtbar. Nunmehr legen sich die Eltern der beiden ins Mittel und schaffen Ordnung, indem sie nach Standesbrauch Hochzeit feiern lassen. Das junge Paar hält fortab gut zusammen, und selten ereignet es sich, daß später der eine oder der andere Teil untreu wird.

Abb. 164. Otomifrau aus Huirquilucan bei Dos Rios, Meriko.

Nordamerikaniſche Indianerin vom Navajo-Stamme.

Die Indianerin der argentinischen Pampa ist etwa mittelgroß oder darunter, von häßlich gelblichroter Haut, ziemlich fleischig, zuweilen sogar fett. Sie hat ein breites Gesicht mit vorstehenden Wangenbeinen, zierliche Hände und kleine, aber breite Füße. Ich stimme mit den Reisenden überein, die die südliche Pampa-Indianerin an die Zigeunerin Europas erinnert hat. Feingliedrigkeit dagegen, und ein nicht unelegantes Wesen findet sich bei der nördlichen.

G. B. Waite, Mexito phot.

Abb. 165. Mexikanisches Indianermädchen bei der Herstellung von Tongefäßen.

Der Gang der südlichen Pampera ist jedenfalls ungraziös. Sie ist sehr fleißig, durchaus die Sklavin ihrer müßiggehenden Männer. Auf dem Pferd, das sie bald ungesattelt, bald auf einer gehäuften Anzahl von Schaffellen reitet, ist sie vielleicht noch gewandter als zu Fuß. Auch das Hüten und Treiben des Viehes ist ihre Sache. Im übrigen ist sie diebisch und unsauber.

Um ein Weib zu erhalten, veranlaßt der Freiende alle seine Freunde und Verwandten bei den Eltern der Braut Besuche zu machen und für ihn zu sprechen. Danach erwirbt er sie durch Eintausch von allerlei Dingen und Tieren, doch wird die Heiratszeremonie sehr umständlich, nach einer gewissen Etikette vollzogen.

Im Falle der Untreue ist der Mann berechtigt, das Weib und den Verführer zu töten; meist aber wird er durch Geschenke beschwichtigt und darf der Frau dann nie wieder Vorwürfe wegen ihres Vergehens machen. Neugeborne werden häufig getötet; ist aber einmal beschlossen, sie am Leben zu erhalten, so werden sie mit großer Liebe erzogen.

Die Indianerin des südlichen Südamerika.

Zwischen den in Chile und im tiefen Süden, in Patagonien und Feuerland lebenden Indianerstämmen einerseits, und ihren Nachbarn ein paar Grad nördlicher andrerseits, sehe ich guterdings keinen Zusammenhang. Auf die winzigen herabgekommenen Inka-Indianer und die unbedeuten-

den Pampavölker stoßen wir im mittleren und südlichen Chile plötzlich auf einen Stamm von urkräftigen, fast riesenhaft gewachsenen Menschen, die Araukaner.

Die Araukanerin ist zwar viel kleiner als ihre Männer, aber immer noch über mittelgroß, von schmutzig kupferroter Farbe, fleischig und öfters fett, sehr muskulös und

Abb. 166. Indianerin im Staate Yucatan, Mexiko.

von energischen, scharfen Zügen, obwohl sie weicher sind als die der Männer.

Sie tragen große Lenden- und Nackentücher, die an einer Schulter durch starke silberne Nadeln zusammengehalten werden, und silbernen Schmuck. Der Araukaner lebt in Polygamie; er erwirbt seine Weiber durch Kauf von deren Eltern. Die Häuptlinge machen außerdem gefangene Weiber zu ihren Konkubinen. Alle Weiber leben friedlich nebeneinander in einem Haus, nur hat jede ihre gesonderte Feuerstelle. Früher tötete der Araukaner ein untreues Weib; ich zweifle, daß er noch heute so streng verfährt. Mit dem laxen Leben der jungen Mädchen hatte man stets Nachsicht; sie pflegen auch heute noch, besonders in den Städten, freieste Sitten. Alle Arbeit ruht auf den Schultern des Weibes. Sie muß das Haus und Feld besorgen, Wolle spinnen, Matten flechten, Hüte, Fischnetze, Körbe verfertigen usw.

An die Araukaner schließen sich südlich die Tehueltschen oder Patagonier, die sich selbst Tsoneka nennen, an. Die Frauen der Patagonier sind ziemlich große, fleischige Gestalten von 1,602—1,670 m Höhe und oliven- oder kastanienbrauner Farbe. Sie sehen gut aus, haben freundliche, heitere Gesichtszüge mit roten Wangen, falls diese nicht mit einem Gemisch von Straußenfett und rotem Ton bemalt sind, und glänzende, dunkelbraune Augen mit dichten Wimpern. Der Mund ist normal, die Lippen sind verhältnismäßig fein. Das dichte, schwarze und glänzende Haar fällt gleich der Mähne eines Pferdes auf die Schultern. In der Jugend sind sie etwas schlanker und wohl auch etwas heller. So hübsch die jungen Mädchen oft sind, so grundhäßlich erscheinen die alten Weiber.

Die Patagonierin ist bescheiden und liebenswürdig, aber nicht minder kokett als unsere zivilisierten Schönen. Strapazen und Arbeit, die ihnen reichlich zufallen, scheinen ihren Reizen nicht vielen Abbruch zu tun. Jeden Morgen nehmen sie ihr Bad, züchtig von den Männern getrennt; sie besorgen nicht nur gegenseitig ihre eigne Frisur, sondern auch die der

Abb. 167. Gruppe von Otomifrauen und -Mädchen in heimiſcher Tracht aus Huixquilucan.

Männer. Obſchon ſie einen peinlichen Reinlichkeitsſinn bezeugen, täglich ihre Toldas (Hütten) aufs ſorgfältigſte ſäubern, obwohl ſie förmlich verſeſſen auf Seife ſind und ſofort alles Ergreifbare damit waſchen, ſind ſie doch von Läuſen bedeckt, die ſich in die Mäntel, in die ſie ſich vom Hals bis zu den Füßen einhüllen, feſt eingeniſtet haben. Der Eintritt der Pubertät der jungen Mädchen wird durch Feſte gefeiert. Sie heiraten nach Herzensneigung im Alter von 14 bis 15, nach andern erſt im 16. Jahre. Nie wird den Mädchen eine Heirat aufgezwungen.

Polygamie iſt erlaubt, doch finden ſich meiſt nur ein bis zwei Frauen in jeder Ehe. Ehepaare, die keine Ausſicht haben, Familiennachwuchs zu bekommen, pflegen einen Hund an Kindesſtelle anzunehmen.

Die Feuerländerin im tiefen kalten Süden, den vorigen verwandt, iſt etwas unter mittelgroß. Sie iſt olivbraun, ein wenig heller als die Patagonierin, und präſentiert einen feiſten und fetten Körper, dem entſprechend auch jegliche feinere Gliederung abgeht. Die Haut iſt weich und zart und fühlt ſich ſtets warm an. Tätowierungen oder Bemalungen am Körper mangeln, dagegen liebt die Feuerländerin ihr Geſicht durch Querſtreifen mit rotem, weißem oder ſchwarzem Ton zu färben. Das tiefſchwarze

Abb. 168. Otomifrau aus Huixquilucan bei Dos Rios, Mexiko.

G. G. Pierce, Los Angeles phot.

Abb. 169. Mexikanische Indianerinnen bei der Bereitung von Tortillas.

lange und straffe Haar gleicht wie bei der Patagonierin einer Pferdemähne, doch wird es im Nacken und vor der Stirn abgeschnitten. Das Gesicht ist rund und flach, die Nase groß und vollkommen platt gedrückt (mehr als bei den Männern); zugleich stehen die Backenknochen enorm hervor. Die Stirn ist gewölbt. Die äußeren Winkel der kleinen schwarzen Schweinsaugen stehen um 39 mm voneinander ab, also noch mehr als bei den Eskimos. Der Mund ist plump, mit dicken, vollen, hängenden Lippen. Das Kinn bildet eine runde, fast kugelige Hervorwölbung.

Die wadenlosen Arme und Beine sind schwach. Die Büste dagegen ist wieder kräftig breit und hat einen Umfang von 945 bis 1030 mm; die Brüste sind voll, nur wenig hängend, mit nach unten gerichteten Warzen. Stark hervorgetrieben erscheint der Bauch.

Die Feuerländerin ist sehr unsauber; ihre Kleidung besteht gewöhnlich aus einem um die Lenden geschlagenen Pelz, aber häufig ist sie ganz nackt. Die Jünglinge heiraten im Alter von 14—16 Jahren mit Vorliebe ältere Mädchen; denn dem Alter wird bei den Feuerländern besondere Verehrung zuteil. Doch sind die Mädchen gewöhnlich 12—13 Jahre alt, wenn sie für eine Anzahl von Fellen von ihren Eltern, indessen mit ihrer — der Mädchen — Zustimmung, in die Ehe gegeben werden.

Über die Eheverhältnisse der Feuerländer ist man sich noch nicht im klaren. Angeblich herrscht Polygamie. Jeder Mann scheint 2—4 Frauen zu haben; indessen macht sich beim näheren Hinschauen im Verkehr der Geschlechter vollkommener Kommunismus bemerkbar.

Die Feuerländerin gebärt oft und leicht, jedoch ist die Sterblichkeit der Kinder groß. Neugeborne werden sofort ins Meer getaucht. Die Kinder werden zuerst mit großer Liebe behandelt, allmählich aber stellt sich Gleichgültigkeit ein.

Wir betrachten nun die Frauen der in Amerika sehr zahlreichen gemischten Völker. Während wir in andern Weltteilen mit wenigen Ausnahmen nur auf Mischungen

mehr oder minder verwandter Völker stoßen, die selbst im Falle ferner Verwandtschaft noch ein und derselben größeren Völkerfamilie angehören, begegnen wir in Amerika auf beiden Hemisphären einer Vermischung heterogenster Elemente: der Verschmelzung von Kaukasiern mit eingebornen Amerikanern (Indianern), Kaukasiern mit afrikanischen Negern, und Indianern mit Negern. Das bedeutet, in Farben ausgedrückt, eine Vermischung von weiß mit schwarz, weiß mit rot, schwarz mit rot; ja selbst ein Kompositum aus allen drei Farben ist

G. B. Waite, Merito phot.

Abb. 170. Mexikanische Indianerinnen beim Wasserholen.

Pittier phot.

Abb. 171. Ein Ketschimädchen aus Senahu, Guatemala (Zentralamerika).

etwas ganz gewöhnliches. Für die verschiedenen Mischungen sind bestimmte Bezeichnungen gebräuchlich, ohne daß aber eine feste Übereinstimmung vorhanden ist. Im folgenden gebe ich die von Middendorf für die Bevölkerung der Westküste Südamerikas, insonderheit Perus, aufgestellte Tabelle wieder, indem ich bemerke, daß die mit einem * bezeichneten Namen in den meisten andern Ländern ungebräuchlich sind. Vgl. damit die von mir weiter unten gebrauchten Bezeichnungen.

Tabelle nach Middendorf.

Vater:	Mutter:	Kind:
Europäer	Europäerin	Weißer Kreole
Kreole	Kreolin	Weißer Kreole
Weißer	Indianerin	Mestize
Weißer	Mestizin	Weißer Mestize
Weißer	Negerin	Mulatte
Weißer	Mulattin	Quarteron
Weißer	Quarteronin	Quinteron
Weißer	Quinteronin	Weißer
Neger	Indianerin	Chino*

C. B. Waite, Mexiko phot.

Abb. 172. Indianerin, wie man sie in den Straßen der Hauptstadt von Mexiko zu sehen pflegt.

Abarten der Vorigen; sogenannte Salta-atrás.

Vater:	Mutter:	Kind:
Neger	Mulattin	Zambo*
Neger	Zamba	Dunkler Zambo
Neger	Dunkle Zamba	Neger
Neger	China	Zambo
Mestize	Indianerin	Cholo

In den Vereinigten Staaten werden alle Schwarzfarbigen, also sowohl reine Neger wie deren gemischtblütige Nachkommen, aus deren Antlitz noch die afrikanische Herkunft erkennbar ist, gemeinhin coloured people genannt. In Haïti dagegen unterscheidet man streng zwischen der population noire, den eigentlichen Schwarzen, und den gens de couleur, den Gemischtfarbigen, die sich oft feindlich gegenüberstehen. So gibt es in Kuba, Haïti und Santo Domingo niemals einen gesellschaftlichen Verkehr zwischen den „Klassen" der Schwarzen, der Mulatten und der Hellerfarbigen.

Über den Charakter und den Kulturwert der Mischlingsrassen sind genug ungünstige Urteile, besonders unter Engländern und Amerikanern im Umlauf. Eine eingehende Beobachtung des neuen Menschenmaterials läßt uns bald erkennen, daß es sich meist nur um leichtfertige Rassenvorurteile handelt, wie sie eben in der ganzen Welt bestehen. Die Mischlinge haben so gute Eigenschaften, natürlich neben minderwertigen, wie die Angehörigen sogenannter reiner Rassen. Den Mischungen der ersten Generation kann ich allerdings selber keinen zu großen Geschmack abgewinnen; dahin gehören also die aus Weißen und Negern entstandenen „Mulatten", die aus Weißen und Indianern entstandenen „Mestizen", und die aus Negern und Indianern entstandenen „Zambos".

Pittier phot.

Abb. 173. Frau und Kind vom Ketschistamme, Guatemala (Zentralamerika).

Pittier phot.

Abb. 174. Nikoya-Indianerin aus Costa Rica (Zentralamerika) vor ihrem Blätterhause.

Abb. 175. Weib vom Karaibenstamme (Orinokomündung).

Die weiteren „Aufhellungen" aber, die von einer vermehrten Zufuhr weißen Blutes herrühren, präsentieren völlig neue Völker, wie die Quadronen in den südlichen Vereinigten Staaten und in Westindien, und die Kreolen in Zentral- und Südamerika, denen wir unsere Sympathien nicht versagen können. Betrachten wir nunmehr die Frauen der verschiedenen Mischrassen, indem wir mit den Mulatten | und ihren Deszendenten beginnen. Ethnographisch wäre eine Besprechung dieser Völker im afrikanischen Weltteil mehr am Platze. Hier sind sie aber verhältnismäßig in so geringer Zahl vorhanden, daß ihre Erwähnung unter den amerikanischen Völkern, bei denen sie in vielen Millionen über die südlichen Vereinigten Staaten, über ganz Westindien und Brasilien verbreitet sind, gerechtfertigt erscheint.

Abb. 176. Talamanca-Indianerinnen, Zentralamerika, Kinder tragend.

Abb. 177. Indianerinnen aus Salina Cruz, zentralamerikanische Küste.

A. P. Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 178. Indianerin von Niederländisch Guayana.

Die Mulattin und ihre Deszendentinnen.

Die Mulattin ist in den meisten Fällen das Kind eines Weißen und einer Negerin; in seltenen Ausnahmen war das elterliche Rassenverhältnis umgekehrt. Sie erreicht jede Art Körpergröße. Ihre Hautfarbe, schlechtweg als gelb bezeichnet, ist genauer ein bräunliches, krankhaft erscheinendes und unangenehm wirkendes Gelb. Ihre Körperhaltung erscheint von Hause aus ein wenig unsicher, doch gibt sie sich gern geziert und kokett. Was unscharfe Beobachter an ihr graziös zu nennen pflegen, ist in Wirklichkeit nur Groteske. Dieses Wesen, ein Erbteil der afrikanischen Rasse, zeigt sich nicht nur in ihren Bewegungen, in ihrem ganzen Gebahren; es überträgt sich sogar auf ihre Sprache und Ausdrucksweise.

Naturhist. Museum, Paris.

Abb. 179. Indianerin aus Guatemala.

Das Haar der Mulattin ist zuweilen schlicht und großlockig, gewöhnlich aber gleicht es dem Haar des Negers. Auch ihre Kopfform erinnert an die afrikanischen Väter. Die Stirn ist niedrig, der Hinterkopf kurz, die Nase unten etwas schmäler als beim Neger; auch die Lippen gemahnen an die afrikanische Herkunft, doch sind sie weit weniger gewulstet.

Die Mulattin ist intelligent, anstellig, aber träg. Im Umgang ist sie freundlich und liebenswürdig; ihre Sprache ist stets in sanftem Ton gehalten, vielleicht weil sie es für überflüssig hält, ihre Lungen beim Sprechen anzustrengen.

P. N. Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 180. Typus einer Llanera von Niederländisch Guayana.

Abb. 181. Kolumbische Indianerinnen aus Antioquia.

ten sagt), sondern nahezu weiß, nicht viel anders als eine südeuropäische Prinzessin.

Unbegrenzt wie ihre Eitelkeit ist ihre Sinneslust. In den mittleren und unteren Ständen gibt sich das weibliche Mulattenvolk kaum Mühe, den äußeren Anstand zu wahren. Von Moral kann hier gar nicht die Rede sein. Ihr Ideal ist natürlich der Weiße; für ihn glüht ihre tiefste Neigung, während sie wieder Verachtung für den rein Schwarzen empfindet, der ihr aber mit gleicher Intensivität seine despektierlichen Gefühle erwidert.

Die Mulattin ist überaus fruchtbar; sie erzieht ihre Kinder mit großer Liebe, obschon man mit der Art ihrer Erziehung, in der sie stets den Kindern nachgibt, und es nie versteht, die Kleinen vor moralischen Schäden zu bewahren, kaum einverstanden sein kann.

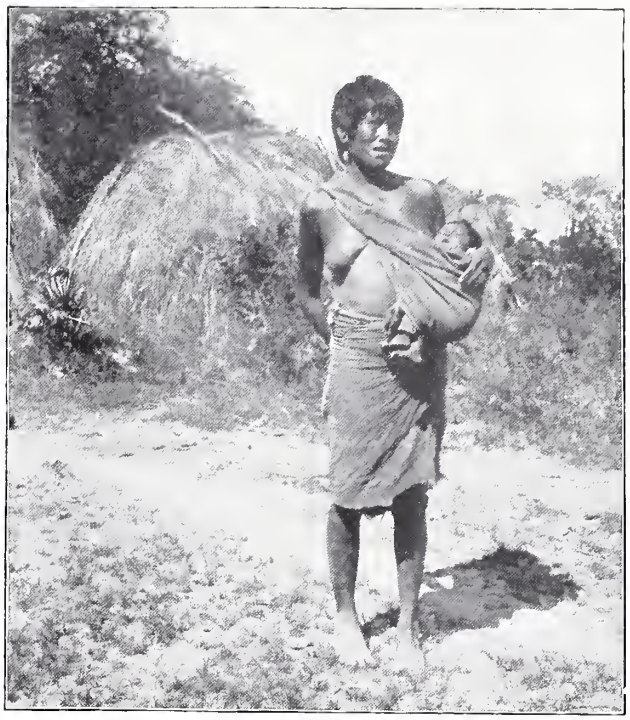
Als größte Fehler wirft man ihr, schwerlich zu Unrecht, Lügenhaftigkeit und Falschheit vor. Wie solche häßlichen Eigenschaften ganz gut erworben werden können, läßt sich ermessen, wenn man die offene Vorliebe der Mulattin für die weißen Freunde in Betracht zieht, zugleich aber ihr nur zu begründetes Miß-

Hand in Hand mit ihrer Koketterie geht eine übertriebene Putzsucht, die z. B. in Brasilien die kuriosesten Blüten treibt. Schreiendste Farben sind hier besonders beliebt; möglichst auffälligen, glitzernden Schmuck zu besitzen, ist der brennendste Wunsch jeder Mulattin Brasiliens. Dagegen fand ich sie in Martinique und Guadeloupe in der dort entstandenen Volkstracht zwar etwas bunt, aber doch recht hübsch gekleidet. Die Eitelkeit der Mulattin ist so groß, daß es z. B. einem witzigen Europäer mit Leichtigkeit gelingt, ihr einzureden, sie sei gar nicht „de couleur“ (oder coloured, wie man in den Vereinigten Staa-

Abb. 182. Sumu-Indianerinnen von der Moskitoküste (Zentralamerika).

Naturhist. Museum, Paris.

Abb. 183.
Colorado-Indianerin von Ecuador.



Erich Graf Rosen phot.

Abb. 184.
Choroteweib und Kind vom Bolivischen Chaco.

trauen, von diesen nicht für „voll" genommen zu werden.

Das größte Kontingent von Mulatten stellt der Süden der Vereinigten Staaten, Westindien, Brasilien und wohl auch der Nordrand von Südamerika. Die größte Rolle aber spielen sie in Brasilien, wo sie einen bedeutenden Bruchteil der städtischen Bevölkerung bilden. Hier, wo sie sich einer gewissen Beliebtheit erfreut, fühlt sich unsere Mulattin zweifellos auch am wohlsten. In diesem lebens- und sinneslustigen Lande mögen aber auch ihre Sitten den größten Tiefstand erreicht haben. Wirkliche Ehen mit Mulattinnen sind ziemlich selten. Freilich haben sie weder den Ehrgeiz, noch das moralische Verständnis für legitime Verhältnisse. Ihnen genügt die sinnliche, wilde Ehe, die ohne die geringsten Umstände wieder aufgelöst oder verändert werden kann. Das zahlreiche kleine Völkchen, das solchen Verhältnissen entspringt, behält die Mulattin im Falle einer Trennung gewöhnlich bei sich, oder aber sie findet diesen Sprößlingen der freien Liebe ein Unterkommen in den aufs beste florierenden Asilos de infancia.

Mit Erlaubnis der South American Missionary Society.

Abb. 185. Chaco-Indianerinnen in festlicher Tracht.

Aus den letzteren rekrutieren sich die jedem Reisenden bekannten kleinen „Muleques", halbwüchsige Jungen, die als Hausdiener, Laufjungen, „Kindermädchen" und dergleichen sich in jeder brasilianischen Familie finden. Sie sind die späteren verschwiegenen Freunde der gleichzeitig mit ihnen aufwachsenden

Abb. 186. Aimará-Indianerin vom Bolivischen Hochland.

Arch. Graf Rosen phot.

Abb. 187. Chorotoweib und -Kind vom Bolivischen Chaco.

jungen Brasilianerinnen der guten Familie . . .

Die aus der Vermischung von Negern und Mulatten entstandenen Nachkommen nennt man „Griff", aus der Ehe von Weißen und Mulatten „Terzeronen", und von Weißen mit den letzteren „Quarteronen" oder „Quadronen". Besonders gute Kenner zählen die Mischungen noch weiter bis zu Oktoronen. Hier sei nur gesagt, daß die Quadronin bereits ganz weiß erscheint. Nur das gewellte und gleichzeitig leicht gekräuselte Haar, die sinnlich starken Lippen sind dem Kenner ein Zeichen afrikanischer Herkunft. Die noch höheren Mischungen von Weißen zu unterscheiden, war mir, trotzdem ich etwa ein halbes Jahr in Westindien verbracht habe, nicht möglich. Auch als mir von befreundeter Seite solche Personen als afrikanische Deszendenten bezeichnet wurden, suchte ich vergeblich nach körperlichen Merkmalen. Beiläufig habe ich die schwarzen Flecke in den Nägeln, von denen man öfters hört, trotz sorgfältiger Mühe niemals feststellen können; ich bin geneigt, sie ins Bereich zahlreicher andrer Legenden, die ohne Kontrolle von Mund zu Mund sich fortpflanzen, oder von einem Buch ins andere übergehen, zu verweisen. — Aber andere und sogar hoch zu schätzende Merkmale finden wir bei den Frauen dieser höheren Mischlingsrassen, wie ich sie eben nannte: ein ungewöhnlich zartes Wesen, das sich im gesellschaftlichen Umgang mit ihnen in kaum definierbarer Weise kundgibt. Vergebens wird man sich in gesellschaftlichen Kreisen, in welchem Teile der Welt es auch sei, nach Frauen oder Jungfrauen umsehen, die an schlichter, züchtiger Art, an Liebenswürdigkeit und in der zwanglosen, aber wohlgesitteten Form des Verkehrs die Frauen dieser Rassen übertreffen. Das ist besonders der Fall in Westindien und hier vornehmlich in denjenigen Inselstaaten, in denen die Bewohner nicht die politisch Unterdrückten sind, also in Haïti, Sto. Domingo, dann auf den französischen Antillen. Sie nennen sich hier mit Vorzug Créolles, spanisch: Criollas.

Mit Erlaubnis der South America Missionary Society.

Abb. 188. Indianerkinder aus dem Chacogebiet.

Mit dem Worte „liebenswürdig“, wie es oft geschieht, sind diese Frauen keineswegs zur Genüge gekennzeichnet. Denn Liebenswürdigkeit kann aufdringlich sein, indem sie mehr gibt, als man zu nehmen gewillt ist. Oder sie ist faszinierend, indem sie den Betroffenen vielleicht mehr anzieht, als ihm recht ist. Nein, der Charme, der von diesen Frauen ausgeht, ist in der Tat undefinierbar, und die Wirkung eine so große, weil ihnen Kunst und niedere Koketterie fremd sind, und auf eine reine und züchtige Grundlage des Gemüts geschlossen werden kann.

Man höre sie nur plaudern, diese wohlgesitteten Euro-Afrikanerinnen, besonders in der sogenannten guten Gesellschaft Haïtis, eines Landes, in dem doch sonst alle Einrichtungen von so primitiver Art sind. Schon der Klang ihrer Stimme gleicht einer sanften Musik, an der sich das Ohr des Zuhörers gern berauscht. Übrigens dürfen wir uns über diese Vorzüge der helleren Haïtianerinnen nicht wundern; ist doch auch ihren Müttern, den schwarzen Töchtern Afrikas, unstreitig eine gewisse Liebenswürdigkeit und Zartheit eigen, die man bei andern farbigen Rassen vergeblich sucht, während ihre Väter meistens galante Franzosen gewesen sind.

Diese hellfarbigen Frauen von Haïti und noch mehr die der Vereinigten Staaten, dann wieder etwas weniger die von Kuba und Puerto Rico und den andern westindischen Inseln, besitzen keine üble Bildung; auch Kunstsinn ist vorhanden, und besonders groß ist die Freude an Musik, die viel gepflegt wird.

Sie kleiden sich in der Regel bescheiden, aber mit Geschmack. Nicht wenige Europäer sind glückliche Gatten westindischer Euro-Afrikanerinnen, und ich glaube versichern zu können, daß Trübungen solcher Ehen zu den größten Seltenheiten gehören.

Abb. 189. Negerin aus Surinam (Niederländisch Guayana). (Vermutlich eine Angehörige der Buschneger.)

Die Mestizin und ihre Deszendentinnen.

Aus der Blutsvereinigung des Weißen und der Indianerin ist, wie wir bereits festgestellt haben, die Mestizin entstanden, für die in Brasilien früher der Name Mamelukin gebräuchlich war. Äußerlich präsentiert die Mestizin vielleicht den vollendetsten Frauentypus, der mit Ausschluß der Kulturvölker zu treffen ist; ja, unter diesen würde noch ihr vortrefflicher Wuchs, ihre stattliche Haltung, die feine Gliederung ihres Körpers bei vollen Formen und die Reinheit der hellrötlichen Hautfarbe Bewunderung finden.

Aber noch weiter gehen ihre körperlichen Vorzüge. Selten wird man unter den Mestizinnen unschöne Gesichtszüge entdecken; um so öfter ist man betroffen von

Abb. 190. Pilagáweib mit Kind vom Chacogebiet am Pilcomayo.

Abb. 191. Toba-michí-Indianerinnen vom Pilcomayo.

wirklich hervorragender Schönheit. Freilich gibt es eine Erklärung hierfür: der Europäer, der sich mit einer Indianerin zusammentat, wird gewiß eine Auswahl nur unter den Schönen des Stammes getroffen haben. Das Gesicht ist meistens vollendet oval, die Augen sind glänzend schwarz, bisweilen von etwas unheimlichem Feuer; den wohlgeformten Mund umschließen sinnlich begehrliche Lippen, die Nasenform ist schön, das Haar lang, schlicht und tiefschwarz, der Busen wohlgerundet.

Weniger als ihr Körper ist das Wesen der Mestizin zu preisen. Dem Weißen, der ihr einen Teil seines Blutes gegeben, ist sie (im vollsten Gegensatz zur Mulattin) abhold, oft feindlich gesinnt. Niemals kann er ihr trauen. Mit allen Fasern ihres Seins hängt sie an der Rasse ihrer Mutter. Auch die Indolenz hat sie von ihren indianischen Vorfahren übernommen. Mit der Moral steht sie auf leichtem Fuße. Allerdings ist sie dem Weißen nicht so schnell zu Diensten, weil sie ihn eben haßt, dem jungen Burschen ihrer Farbe aber gibt sie sich ohne Umstände hin. Er spricht zu ihr, nennt sie „Simpática"; sie erwidert, nennt ihn „Simpático". Bei der ersten Gelegenheit nach diesem Gespräch werden sie sich irgendwo treffen und gehören einander mit Leib und Seele.

Abb. 192. Indianerinnen der Toba-guasú vom Pilcomayo (Gran-Chaco).

Süd- und Zentralamerika bis hinauf zur Nordgrenze von Mexiko ist die rechte Heimat der Mestizin. Öfters findet sie sich noch im britischen Nordamerika, wohingegen sie in den Vereinigten Staaten immerhin eine Seltenheit ist.

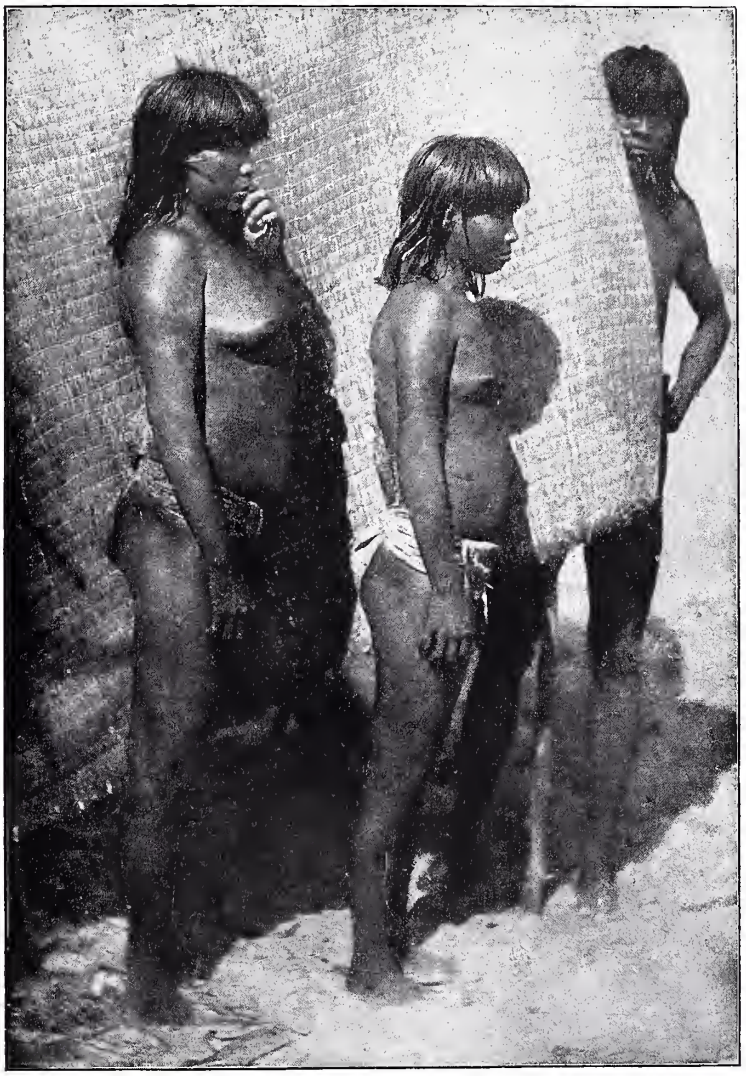
In der obigen Schilderung hatte ich vornehmlich die Mestizin der spanisch-amerikanischen Länder im Sinne. Die Mestizin Nordamerikas ist weniger empfehlenswert. Weder erreicht sie äußerlich die Schönheit ihrer südlichen Schwester, noch besitzt sie deren Sanftmut und gute Allüren. Eine gewisse Roheit und Wildheit haftet ihr an.

Für diese Unterschiede zwischen der nord- und der südamerikanischen Mestizin ist die Erklärung leicht: vergegenwärtigen wir uns, daß die indianischen Vorfahren der letzteren ein fast durchweg sanftmütiger, schöner Menschenschlag, und die europäischen ein Kulturvolk, die Spanier und Portugiesen waren; wohingegen die nordamerikanische Mestizin ihre Entstehung der Vereinigung von Frauen mehr oder weniger roher Indianerhorden mit nicht viel weniger rohen angelsächsischen Einwanderern verdankt.

Aus einer Vermischung der Mestizin mit Europäern und weiterer „Verdünnung" des indianischen Blutes durch europäisches ist dann das heute nach Millionen zählende Kulturvolk von Hispano-Amerika entstanden, das wir gewöhnlich mit Kreolen bezeichnen. Von ihnen soll weiterhin die Rede sein.

Wir betrachten einstweilen die Mischung aus Neger- und Indianerblut, deren Heimat hauptsächlich an den Küsten von Venezuela und Kolumbien, der karaibischen Küste von Zentralamerika, sowie in den Küstengebieten von Ecuador, Peru und dem nördlichen Brasilien gelegen ist. Das neu entstandene Produkt nennt man Zambos, in Brasilien außerdem noch Cafuzos und in den übrigen Ländern volkstümlich Cholos. („Chinos", wie einige Werke angeben, ist nicht durchaus identisch mit Zambos; unter Chinos — wörtlich Chinesen — versteht der ungebildete Kreole jede Art dunklen Blutes, also Mestizen und wohl auch reine Indianer. Am bekanntesten ist die weibliche Endung „China" geworden. Unter China, Chinita, Chinitica, versteht der Kreole sein dunkelfarbiges „Liebchen"; das Wort hat einen teils humoristischen, teils volkspoetischen Beiklang).

Die Chola ist meistens von üppigen Formen, untersetzter Statur, sehr dunklem, schwärzlich durchschimmerndem Rot der Haut, tiefschwarzen, glänzenden Augen, sinnlichen, etwas starken Lippen und wieder tiefschwarzem und glänzendem, stets aber gewelltem Haar. Das gewellte Haar ist für sie das sicherste Erkennungszeichen. Sie ist in ihrem Wesen eine kleine Teufelin, wenn auch nicht gerade im schlechtesten Sinne dieses Wortes. Katzenfreundlich, liebesgirr



P. Ehrentraut phot.

Abb. 193.
Sambioaweiber (Frau und Tochter) aus dem nordwestlichen Brasilien.

P. Ehrenreich phot.

Abb. 194.
Karawahi-Weib (Nordwestliches Brasilien).

P. Ehrenreich phot.

Abb. 195.
Karawahi-Weib (Nordwestliches Brasilien).

und sinnlich, wenig sauber, durchaus nicht zuverlässig, indolent, geschmacklos eitel, ohne Verständnis für Moral und Kultur, bigott, aber ohne Verständnis für Religion, enthusiastisch für Musik, Tanz und Volksfeste, erfreut sich die Tochter der Hefe des Volks, wie schon das Diminutiv „Cholita" zeigt, mit dem sie meistens bezeichnet wird, zweifellos einer gewissen Beliebtheit.

Notabene: in Chile, wo keine Mischung mit Negern stattgefunden hat, nennt man Cholos häufig Personen der untersten Volksschicht, die ganz rein indianisch sind oder nur ganz spärlichen Einschlag von Europäern empfangen haben.

Dr. Koch-Grünberg phot.

Abb. 196. Siusimädchen (Tochter des Häuptlings; Rio Aiary, nordwestliches Brasilien).

Schließlich sind noch zu erwähnen jene besonders rassengesegneten Individuen, von denen mal behauptet wurde, sie hätten die deutsche Reichsflagge (schwarz-weiß-rot) verschluckt, deren Vorfahren teils in Europa, teils in Afrika, teils im Lande selbst, d. i. an den Küsten Süd- und Zentralamerikas, so weit sie im Tropengürtel liegen, ihre Wiege gehabt haben. Eine besondere Bezeichnung für diese mixta multicomposita existiert nicht. Der Südamerikaner, der ja selbst nie genau sein „Pedigree" kennt,

nennt diese Herrschaften, die meist der unteren Klasse angehören, insgesamt artig und freundlich seine „Paisanos" (Landsleute). Zu ihnen gehören die in dem Artikel „Die Indianerin von Venezuela und Guayana" angeführten Llaneras; zu ihnen gehört schließlich ein großer Bruchteil der Bevölkerung, die sich Brasilianer nennen und sich zur „lateinischen Rasse" rechnen. S. darüber den später folgenden Artikel „Die Brasilianerin".

Wir verlassen nun die Völker, an denen wir einen mehr oder weniger großen „Farbenreichtum" entdeckt haben, und suchen die Bekanntschaft jener weit ausgebreiteten Nationen zu machen, die, obschon sie samt und sonders (oder nur mit geringen Ausnahmen) von urmütterlicher Seite indianisches Blut in den Adern haben, sich doch stolz zu der Farbe „weiß" bekennen, der Farbe, die nun einmal, offen oder verschwiegen, allen Menschenkindern des Erdballs als der Adel für eine jede Epidermis erscheint. Ich meine die Kreolen, die zivilisierten Bewohner des spanischen (bzw. portugiesischen) Amerikas.

Dr. Koch-Grünberg phot.

Abb. 197. Weib vom Uaianastamme (Rio Caiary-Uaupes; nordwestliches Brasilien).

Aus „Theodor Koch-Grünberg, Kreuz und quer durch Nordwestbrasilien".

Abb. 198. Siusimädchen (Nordwestbrasilien).

Aus „Theodor Koch-Grünberg, Kreuz und quer durch Nordwestbrasilien".

Abb. 199. Siusimädchen (Nordwestbrasilien).

Aus „Theodor Koch-Grünberg, Kreuz und quer durch Nordwestbrasilien".

Abb. 200. Weiber und Kinder der Kaua und Sinsi (Rio Aiary, Nordwestbrasilien).

Die spanische Kreolin.

Kreolen (franz. créol, span. criollo) nannte man ursprünglich die von Franzosen und Spaniern in überseeischen Ländern Geborenen. Diese noch heute gebräuchliche Bezeichnung hat inzwischen eine mannigfache Erweiterung und zum Teil Veränderung erfahren. Letzteres z. B. in Brasilien, wo kurioserweise nur die unverfälschten Neger als criolhos bezeichnet werden.

Auswanderer begannen frühzeitig sich mit den Eingebornen zu mischen, so die Franzosen in Nordamerika, Westindien und in Afrika mit den Negern, die Spanier hauptsächlich mit den Indianern in Süd- und Zentralamerika; und wenn auch für das Produkt der ersten entstandenen Mischung, wie wir gesehen haben, besondere Namen erfunden waren, nämlich Mulatte für die Sprossen eines Weißen und einer Negerin, und Mestize für die Mischung weißen und indianischen Blutes (siehe die vorhergehenden Artikel), so hießen bald ihre weiteren Nachkommen, wie immer sie auch mit Eingebornen vermischt waren, Kreolen. Beiläufig haben die Portugiesen (wie schon von dem portugiesisch sprechenden Brasilien erwähnt wurde) diese Bezeichnung niemals für ihre Deszendenten akzeptiert. Im Gegenteil, ihre zahlreichen rotbraunen und gelben, schrägäugigen Nachkommen in Asien, aus deren Gesicht zu etwa Neunzehntel der gelbe Weltteil spricht, nennen sich noch heute stolz Portugiesen und haben sich meist unter die Fahne des Königs von Portugal gestellt. Am populärsten ist wohl die Bezeichnung der gesamten spanisch sprechenden Amerikaner, also der Mexikaner, Zentral- und Südamerikaner als Kreolen geworden. Von

Dr. Koch-Grünberg phot.

Abb. 201.
Kobeuaweib mit Kind.

Dr. Koch-Grünberg phot.

Abb. 202. Junges Kobeuaweib
(Rio Cuduiary, nordwestliches Brasilien).

Dr. Koch-Grünberg phot.

Abb. 203.
Kobeuaweib mit Kind.

diesen soll in den folgenden Zeilen die Rede sein.

Als die Spanier in den Jahrhunderten nach den Conquistas ihr iberisches Geburtsland verließen, um ein Dorado in der Neuen Welt zu suchen, siedelten sie sich mit Vorliebe in solchen Strichen an, die mit ihrer engeren Heimat eine gewisse Ähnlichkeit besaßen. Die aus der Hochebene von Alt- und Neukastilien erwählten gern das Hochland von Mexiko, das Innere von Kolumbien und die Kordillerenländer als neue Heimstätte,

Aus „Theodor Koch-Grünberg, Kreuz und quer durch Nordwestbrasilien".

Abb. 204—205. Ipuriná-Indianerin.
Reine Rasse, etwa 30 Jahre alt. (Cachoeira, Rio Purús, Brasilien.)

Auswanderer von der heißen Küste Andalusiens zogen die tropischen Küstenstriche des Antillenmeeres vor, während die industriellen Galizier und Katalanen mit Vorliebe Hafenplätze mit mildem Klima, wie die Platamündung, Valparaiso u. a., erwählten. Nur auf zwei Antilleninseln finden wir alle spanischen Volksstämme ziemlich gleichmäßig vertreten: in Kuba und Puerto Rico, den Kolonien, die der spanischen Krone noch am längsten gehört haben, nachdem schon vor mehr als einem Menschenalter

alle übrigen Besitzungen vom Mutterlande abgefallen waren.

Vergegenwärtigen wir uns die Verschiedenheit dieser spanischen Stämme und die noch größere der indianischen Völker, mit denen sie Verbindungen eingegangen waren — es sei nur an die prächtig gestaltete, aber geistig unproduktive Rasse der Guaranys, die in der brasilischen Hochebene und in der Niederung des Platastromes lebt, an die wieder körperlich unbedeutenden, aber um so kultivierteren Inkastämme, an die Azteken und Tolteken im mexikanischen Hochland und an die mächtigen, starken Araukaner in Chile erinnert, — so leuchtet es ein, welche große Verschiedenheit von neuen Mischungen entstanden sind. Immerhin ist aber eine gewisse geistige wie körperliche Ähnlichkeit vorhanden; und jedenfalls ist es nicht leicht, aus der bloßen Betrachtung des Typus die Nationalität genau zu bestimmen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die schwächere indianische Rasse in der stärkeren iberischen zwar aufgegangen ist, aber jenes besondere

Aus „Theodor Koch-Grünberg, Kreuz und quer durch Nordwestbrasilien".

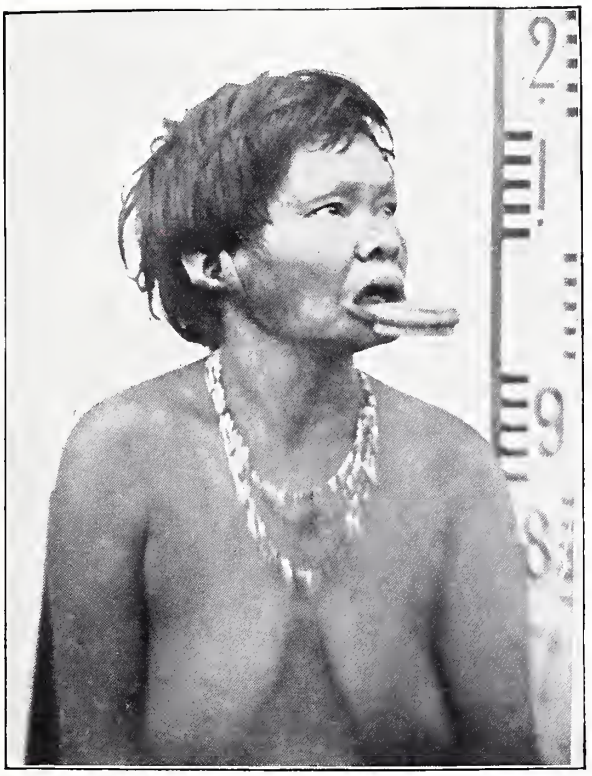
Abb. 206. Ipurináweib „Kaniviáro". Rio Iturý; Purús, Brasilien.

Gepräge hinterlassen hat, das wir schlechtweg als kreolischen Typ bezeichnen. Für die Frauen dieses Typs gelten etwa folgende Merkmale:

Mittlere Größe, schlanke Figur, anmutig abgerundete Gliedmaßen, höchste Geschmeidigkeit unter allen Völkern, die man noch zur mittelländischen Rasse rechnet, schön geformte Brüste, kleine und zierliche Hände und Füße, kräftige Waden, tiefschwarzes, üppig entwickeltes schlichtes Haar, eine ovale Kopfform, geradlinige mandelförmige Augen von tiefer feuersprühender Schwärze, eine mittelgroße, römisch geformte, jedoch weich abgerundete Nase, ein zierlicher Mund mit leicht sinnlichen, aber nicht üppigen Lippen. Die Haltung ist ziemlich gerade, die Gangart graziös, wie überhaupt sämtliche Allüren von vollendeter Grazie sind; der Klang der Stimme ist von äußerstem Wohllaut.

Aus „Theodor Koch-Grünberg, Kreuz und quer durch Nordwestbrasilien".

Abb. 207. Ipurináweib. Rio Iturý; Purús, Brasilien.



Naturhist. Museum, Paris.

Abb. 208. Botokudenweib (Brasilien) mit dem Pflock (botoque) in der Unterlippe.

Die Kreolin wird mit Recht zu den schönsten Frauen der Erde gerechnet. Ihre Schönheit, ihre Grazie, eine natürliche Koketterie und gewiß nicht zuletzt ihre Herzensgüte, haben schon manchem Europäer den Kopf verrückt, und Tausende von ihnen leben in ihrem Bann als treue, in der überwiegenden Mehrzahl glückliche Ehegatten.

Wer die Frauen dieser Länder kennen lernt, wird bald an ihnen vortreffliche Eigenschaften entdecken. Daß sich neben den Vorzügen auch Nachteiliges findet, wen dürfte das wundern? Vielleicht ist die Indolenz, die ihnen von ihren einheimischen roten wie von ihren weißen spanischen Vätern überkommen ist, der markanteste Zug an ihnen.

Die Kreolin steht in den großen, vergnügungssüchtigen Städten sehr spät auf, in den Provinzstädtchen aber, besonders in den Tropen, verhältnismäßig früh, weil die frühen Morgen-, ebenso wie die späten Nachmittagsstunden, die angenehmsten des Tages sind. Stunden braucht sie für ihre Toilette und ist dann — noch immer im Negligé. Ihr erster Ausgang führt sie in die Kirche, zur Morgenmesse, in Begleitung ihrer Schwestern und der hinterher schreitenden Dienerin. Daran schließen sich vielleicht Besorgungen in den Modewarenläden. Um die Mittagszeit nimmt sie ihr frugales Frühstück ein, hält danach eine mehrstündige Siesta mit geschlossenen Augen und in späten Nachmittagsstunden eine Siesta mit offenen Augen auf bequemen Sesseln oder Schaukelstühlen, die um ihre weitgeöffneten vergitterten Fenster gereiht sind. Draußen promenieren stundenlang die „caballeros", bleiben ein Weilchen, das auch eine Stunde betragen kann, stehen und plaudern durch das Gitter hindurch mit der angebeteten Schönen über Neuigkeiten und Nichtigkeiten, machen ihr den Hof und flüstern ihr

Abb. 209.
Araukanerin, ihr Kind nährend.

Mit Erlaubnis der South American Missionary Society.

Abb. 210 Araukanische Frauen vom Mapucheзweig.
(Medizinfrauen und Beschwörerinnen mit den Symbolen ihres Handwerks.)

Liebesschwüre immer wieder durch das Eisengitter zu. An dieser Stelle kommen die meisten Verlobungen zustande, von denen weiter unten mehr gesprochen werden soll. Oder man geht aus und macht bei den Freundinnen visitas, bei denen über Toilette und andere gleich wichtige Dinge stundenlang geplaudert wird; in großen Städten fährt man wohl in eleganten Wagen spazieren, wirft den Galans graziöse Grüße mit den Fingern zu und nimmt ein paar Stunden lang an den Korsofahrten

Dr. Th. Koch-Grünberg phot.

Abb. 211. Weib vom Desanastamme (Nordwestl. Brasilien).

teil, bei denen sich die ganze Eleganz der Lebewelt in der Öffentlichkeit entfaltet. Der Abend wird bei befreundeten Familien verbracht, oder im Theater, in dessen Logen eine blendende Toilettenpracht zur Schau getragen wird.

In den zahllosen spanisch-amerikanischen Städten, die eher zu schlafen als zu leben scheinen, begibt sich die Kreolin früh zur nächtlichen Ruhe; in den wenigen Hauptstädten aber, in denen ein Vergnügen das andere jagt, wie Mexiko, Buenos Aires,

Mit Erlaubnis der South American Missionary Society.

Abb. 212. Mädchen vom Yaghanstamme.

wo die Theater nie vor Mitternacht schließen, geht man erst zu später Stunde zu Bett. Das höchste Interesse zeigt die Kreolin für ihre Toilette. Ihr widmet sie die größte Sorgfalt und, wie wir schon gesagt haben, einen sehr beträchtlichen Teil des Tages. Stunden, die sie für die Pflege ihres Körpers, ihres schönen Haares, Schminken, Pudern, für Papilloten und für das Ankleiden gebraucht, und noch mehr Stunden für die Anfertigung neuer Kleidungsstücke. Aber nicht etwa, daß sie selbst ihre Garderobe anfertigt; das geschieht wohl nur in den ärmsten Kreisen. Nein, zwar pflegt sie darüber, wie wir schon wissen, endlose Beratungen (consultas) mit ihren Geschwistern, ihrer Mutter, und der Schar ihrer Freundinnen; aber die letzte Entscheidung und Anfertigung der Kleider ruht selbstredend in den bewährten Händen der Meisterin, der modista. Dafür muß man aber auch sagen, daß unsere señorita einen Geschmack entwickelt, der nicht hinter dem der Pariserin zurückbleibt. Natürlich verschlingen Toilette und der Aufwand von Brillanten ganze Vermögen. Es wird erzählt, daß in vergangenen, lebensfrohen Zeiten, als in jenen neuen Ländern das Geld „keinen Wert" hatte, die jungen Peruanerinnen Sterne von Brillanten auf ihren Schuhen trugen. Auch für die Tücher, in die sie ihren Körper zu hüllen lieben, die rebozos, sayas und mantas, die bei den armen, roten Cholas und Indias von Baumwolle sind, bei den reichen Kreolinnen aber aus reiner Seide und feinster Spitzenstickerei bestehen, werden Unsummen ausgegeben, ebenso für die Kopftücher, die bekannten mantillas. Wo diese, wie in Buenos Aires und in einigen anderen Plätzen, außer Mode gekommen sind, werden ebenso kost-

Abb. 213. Araukanerin beim Spinnen.

Abb. 214. Die Familie eines Araukanischen Kaziken (Häuptlings).

bare Pariser Hüte angeschafft. Mit Schmucksachen wird, wie gesagt, viel Luxus getrieben, obschon kaum mehr als in den Kreisen der europäischen Lebewelt. Bemerkenswert ist nur, daß selbst die Ärmsten danach streben, mindestens einen Brillantschmuck zu besitzen.

Um noch einmal auf die Pflege ihres Körpers zurückzukommen, muß gesagt werden, daß Baden zwar nicht überall in gleichem Maße gebräuchlich ist, aber im allgemeinen sorgt die spanische Kreolin für Sauberkeit ihres Körpers in hinreichender Weise und unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von der Spanierin des Mutterlandes.

In Speise und Trank ist sie bescheiden; das einfache, aber wohlschmeckende Mahl wird gewöhnlich von den Dienerinnen bereitet, doch sind sie selbst Meisterinnen in der Bereitung nationaler Gerichte. Von Getränken kennt die Kreolin nur das Wasser und nippt von Weinen, von denen sie

Otto Nestler-Dresden phot.

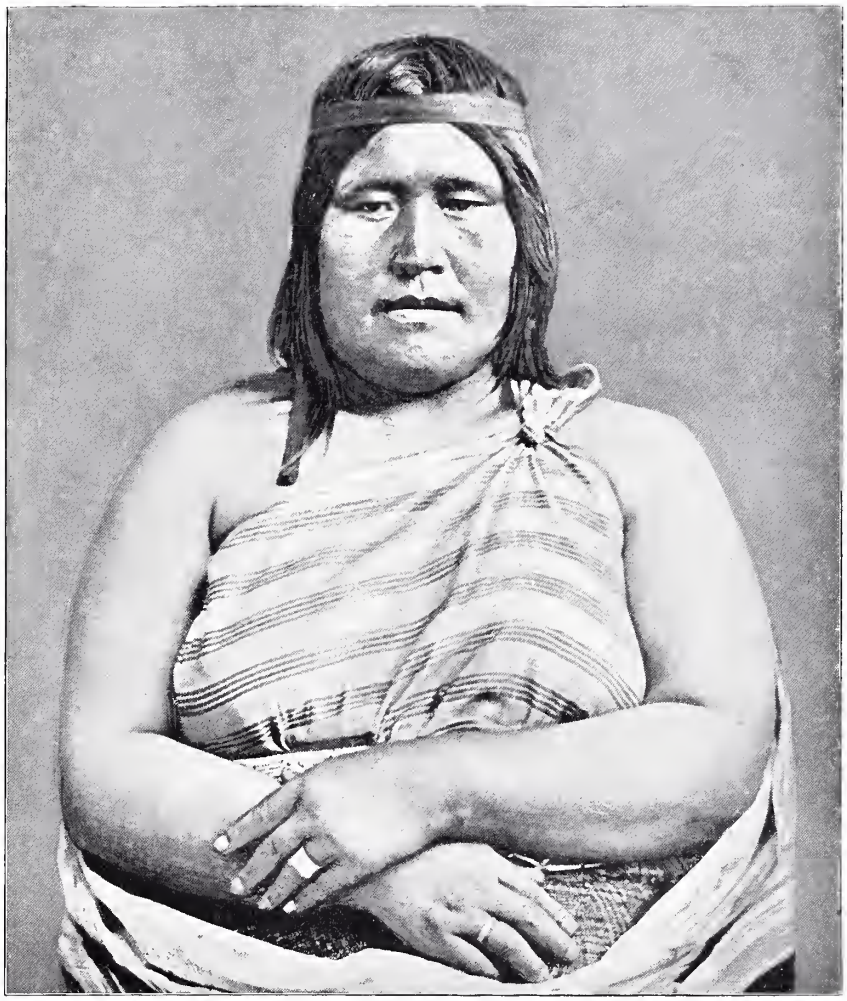
Abb. 215. Araukanische Frau aus Chile mit ihrem Kind.

Otto Nestler-Dresden phot.

Abb. 216. Araukanische Frau aus Chile mit ihrem Kind.

den Champagner allerdings gerade so liebt, wie anscheinend das weibliche Geschlecht der ganzen Erde, nur bei Festlichkeiten. Rauchen ist den jungen wohlerzogenen Damen ganz unbekannt. Dagegen lieben öfters ältere Damen bei Tisch den Genuß von ein oder zwei cigarillos zwischen den Gängen.

Musik ist eine der Lieblingsbeschäftigungen aller Kreolinnen. Das Instrument, das hauptsächlich in Betracht kommt, ist das Klavier. Nicht gering ist die Zahl junger Damen, die es darin zu beachtenswerter Fertigkeit gebracht haben. Die meisten freilich begnügen sich mit der Erlernung der einheimischen Tänze. Außerdem wird Guitarre sehr viel gespielt, wogegen Mandoline, Harfe und Geige jeweilige Modeinstrumente sind. Was die Gesangskunst betrifft, so reicht die Stimme der jungen Mädchen für den Vortrag volkstümlicher Lieder und Romanzen im engeren Kreise wohl aus; aber Sängerinnen von Bedeutung hat das spanische Amerika nicht hervorgebracht. Es scheint, als ob die Mischung weißen und indianischen Blutes nicht geeignet ist, schöne Stimmen hervorzubringen.



Museum Umlauff, Hamburg.

Abb. 217. Patagonierin (Tehueltschin).

Vom Tanz ist die Kreolin eine große Freundin, obgleich ihre Leidenschaft dafür bei weitem nicht so tief geht, wie bei ihren nordamerikanischen Schwestern. Getanzt wird gewöhnlich auf den tertulias, wie man die zwanglosen häuslichen Gesellschaftsabende nennt, die von den Mitgliedern befreundeter Familien besucht werden. Gewöhnlich sitzen die jungen schmachtenden Schönheiten mit ihren feurigen, kohlenschwarzen Augen, und ihrem schönen, ebenso schwarzen Haar, das bei erwachsenen Damen aufgesteckt, bei jüngeren Mädchen öfters aufgelöst getragen wird, in schmucken, leichten Toiletten dicht gedrängt um die Wände des Salons herum, während die caballeros, Zigaretten rauchend, in den Nebenzimmern oder im patio (Hof) herumstehen. Speise und Trank, selbst in Form der bescheidensten Erfrischungen, sind auf diesen tertulias so

gut wie unbekannt. Nur beim Tanz vereinigt sich das starke mit dem schönen Geschlecht. Leider haben schon längst europäische Tänze, besonders der Walzer, Eingang in das ganze Hispano-Amerika gefunden, und an einigen Orten, wie z. B. in Buenos Aires, Montevideo u. a., die einheimischen fast verdrängt; jedoch wird noch gern die volkstümliche melancholische dansa mit ihren langsamen, eigenartigen Rhythmen getanzt und besonders in den tropischen Ländern allen andern Tänzen vorgezogen. Das ganze Haus dient für den Tanz, vor allem aber der patio. In den stillen, lauen Tropennächten, unter dem Geflimmer des südlichen Sternenhimmels diese schwermütigen dansas, besonders die Habanera zu hören und den graziösen Bewegungen der liebeschmachtenden Paare, dem langsamen Heben und Senken der Hüften zuzuschauen, ist unbeschreiblich reizvoll.

Ich erwähnte schon das Theater. Jede, auch die kleinste südamerikanische Stadt besitzt ein solches; in den Hauptstädten sind es oft wahre Prachtgebäude. Mit wenigen Ausnahmen nehmen die Frauen der vornehmen Klassen in den Logen der unteren Galerien, die der niederen Klassen in den oberen Galerien Platz. Das Parkett ist ausschließlich den einzelnen Herren reserviert. Die Stühle schicken die Familien vielfach selber in ihre Logen.

Öffentliche Bälle finden selten statt und werden nur besucht, wenn sie von der vornehmen Gesellschaft zu wohltätigen Zwecken arrangiert sind. Stiergefechte, noch vor einem Jahrzehnt ein aufregendes Vergnügen an Sonntag-Nachmittagen, dem von der männlichen Lebewelt, aber auch von den Damen der besten Stände, nicht zu sprechen von der Halbwelt, stürmisch gehuldigt wurde, werden immer seltener abgehalten und sind in vielen Ländern bereits verboten. Hispano-Amerika, das sich mit Recht für zivilisierter hält als das spanische Mutterland, will von solchen brutalen Vergnügungen nichts mehr wissen!

Ist die Kreolin feurig in ihrer Liebe? Ich möchte die Frage verneinen. In Anbetracht ihres heißen Blutes und des feurigen Temperaments — ich fand beiläufig die Spanierinnen allenthalben unvergleichlich temperamentvoller als die Kreolinnen — hält man die spanischen Amerikaner für fähig, jede Tat in der Leidenschaft zu begehen und glaubt, daß Liebesabenteuer, Entführungen, Gewaltakte um eines geliebten Weibes willen an der Tagesordnung sind. Welch ein Irrtum! Die Kreolin wird eher vor Liebesgram vergehen, als sich zu einer Tat aufraffen. Man übersehe nicht das heiße Klima, unter dem die meisten Nationen der spanisch-amerikanischen Republiken leben. Wie überall erzeugt auch hier die Hitze Trägheit, und Trägheit legt fast immer einem allzu feurigen Empfinden Fesseln an. Es kommt zwar vor, daß junge Mädchen aus angesehenen Familien entführt werden; aber diese Fälle sind so selten, daß sie noch viel mehr Aufsehen als bei uns erregen. Daß jemand aus Liebes-

Abb. 218. Feuerländerin.
Weib eines Häuptlings vom Onastamme.

P. Neville Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 219. Patagonierin mit ihren Kindern.

kummer in den Tod geht, habe ich im Laufe vieler Jahre, die ich unter Kreolen geweilt habe, nur einmal erlebt, und in diesem Falle war das junge Mädchen, das aus Kummer um einen untreuen Geliebten durch Gift aus dem Leben schied, keine rein-spanische Kreolin: der Vater war ein Deutscher.

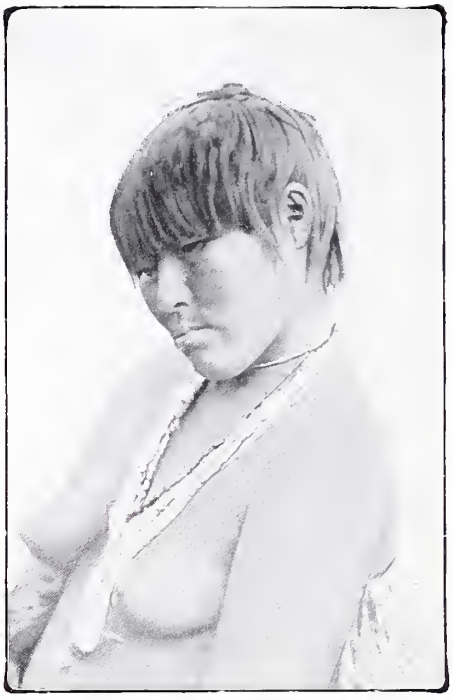
Zweifellos ist auch die Kreolin einer tiefen Liebe fähig. Aber sie ist viel zu welterfahren, um sich in ein Liebesverhältnis einzulassen, das nicht Aussicht hätte, vor dem Altar einen legitimen Abschluß zu finden. Das Verlieben ist ihr ein angenehmer Zeitvertreib, die Heirat die Hauptsache.

Am wärmsten schlägt wohl ihr Herz, solange sie noch keinen Lebensgefährten gefunden und eigne Kinder hat, für ihre Eltern und Geschwister. Kaum daß sie die Eltern verläßt, wenn sie sich verheiratet. Wenigstens hält man es ganz in der Ordnung, wenn der junge Gatte in das Haus der Schwiegereltern zieht; sind aber seine materiellen Verhältnisse günstigere als die der Schwiegereltern, so nimmt er oft nicht nur diese, sondern auch die stets zahlreichen Geschwister seiner Gattin mit in sein Haus auf, und auf alle Fälle wird von ihm erwartet, daß er mit seinen Mitteln die ganze weit ausgebreitete Sippe unterstützt. Für ihre oft zahlreichen Kinder besitzt die Kreolin eine Liebe, die fast keine Grenzen kennt, aber leider verbindet sie damit eine wenig empfehlenswerte Verzärtelung und Verwöhnung.

Niemals vermöchte eine Mutter, einen erfüllbaren Wunsch ihrem Kinde abzuschlagen. Sie würde das für ausgewählt grausam halten. Es ist ein Wunder, daß diese übertriebene Nachsicht bei dem weiblichen Geschlecht keine moralischen Schäden zeitigt; dagegen sind die Mängel der Männer zweifellos auf die ungenügende Erziehung,

Museum für Völkerkunde, Leipzig.

Abb. 220. Feuerländerin.



Museum für Völkerkunde, Leipzig.

Abb. 221. Feuerländerin.

die sie im elterlichen Hause genossen, zurückzuführen.

Die Kreolin besitzt trotz der Oberflächlichkeit ihres Tuns und Handelns, die ein Gemeingut der gesamten spanisch-amerikanischen Familie ist, Weichheit und Herzensgüte. Für das Unglück anderer empfindet sie tiefstes Mitgefühl und ist bereit, ihr Letztes zu opfern. Sie ist noch weniger als die Männer ihres Volkes imstande „nein" zu sagen, d. h. eine Bitte, den Wunsch eines andern glattweg abzuschlagen. Wo sie nicht helfen kann, sucht sie die Ablehnung durch Redewendungen, durch andere Versprechungen, Aufschiebungen (daher das bekannte „mañana!", d. h. morgen), oder sonstwie zu umgehen. Ihren Volksgenossen bleibt in solchen Fällen kein Zweifel, woran sie sind; nur der „Gringo"*) ist öfters etwas schwer von Begriff, oder er beklagt sich über die „Unaufrichtigkeit der Rasse", deren Handlungsweise im Grunde doch nur auf Herzensgüte und Höflichkeit beruht. Bis in die niedrigsten Volksschichten sind die Kreolen uns Nordländern in der Wahl und Feinheit der Umgangsformen überlegen. Überhaupt halte ich die ihnen mehrfach vorgeworfene Falschheit als eine ungerechte Bezichtigung, die auf ungenügender Beobachtung beruht.

Abb. 222. Feuerländerin mit Kind.

Frühreife findet sich bei beiden Geschlechtern; nur schade, daß die Entwickelung der auf fast allen Gebieten glänzenden Anlagen schon in den Jahren einen Stillstand erleidet, wo sie bei uns noch lebhaft fortschreitet. So wird aus den gar nicht zu zählenden, oft er-

*) Gringo ist die Bezeichnung für den Europäer, die bald im Sinne der Antipathie, bald im Scherz gebraucht wird.

Abb. 223—224. Feuerländerinnen.

ſtaunlichen Talenten gewöhnlich nichts. Etwa im Alter von 16—20 Jahren iſt das Wunder verſchwunden und übrig bleibt nur ein phyſiſch völlig reifer Menſch, der ſich in keiner Weiſe von ſeinen Volksgenoſſen unterſcheidet.

Das Problem, ob Kinder in geſchlechtliche Fragen einzuweihen ſind, iſt für das Kreolenvolk längſt gelöſt. Die im Salon ſtatt in der Spielſtube aufwachſenden jungen Mädchen hören jedem Geſpräch der Erwachſenen zu; ſie wiſſen genau über den Zuſtand ihrer Mutter bei der Ankunft kleiner Geſchwiſter Beſcheid und nehmen bald regen Anteil an Fragen delikater Natur. Kein Wunder, daß die junge 13jährige Kreolin über intime Verhältniſſe mit einer Ungeniertheit ſpricht, die einen Europäer nicht wenig verblüfft. Iſt aber von alledem, was man bei uns die Illuſionen der Jugend, die Reinheit auf Grund von Unwiſſenheit nennt, bei den Kreolinnen nichts vorhanden, ſo kann doch an der Keuſchheit und Unberührtheit der jungen Mädchen, wenigſtens in den mittleren und beſſeren Klaſſen, nicht gezweifelt werden. Freilich deckt ſich das Wort Keuſchheit für dieſe alles wiſſenden, geſchwätzigen jungen Damen, die man nur ſelten erröten ſieht, nicht ganz mit dem, was wir Deutſche darunter verſtehen.

Im Punkte ehelicher Treue iſt die Kreolin weit beſſer als der Ruf, den ihr kurzſichtige und einſeitige Beobachter hin und wieder geben. Nach eigenen langjährigen Erfahrungen in den ſpaniſch-amerikaniſchen Ländern darf ich unumwunden erklären, daß die Kreolin ihrem Gatten gerade ſo treu iſt wie Frauen in andern Ländern, z. B. in Deutſchland. Ihre Führung in der Ehe hängt durchaus von der Handlungsweiſe des Mannes ab. Nur ein fortgeſetzter Verdruß, verurſacht durch die ehelichen Seitenſprünge ihres Gatten, durch die Bloßſtellung ihrer Ehe, vermöchte ſie allmählich ſelber auf Abwege zu führen. Weit weniger genau, wie geſagt, nimmt es in der Ehe der Herr Gemahl, der oft genug noch anderweitig ſeine zweite Familie unterhält.

Abb. 225. Feuerländerin mit Kind.

Abb. 226. Feuerländerin mit Kind.

Alles in allem stelle ich die Frauen des spanischen Amerika hoch über ihre Männer. Bei diesen kann man nicht einmal die hohe Schätzung des weiblichen Geschlechts zu ihren Gunsten auslegen, da sie in der Hauptsache nur auf Sinnenreiz beruht. So mag denn der Leser das bekannte Wort richtig einschätzen: Südamerika ist das Fegefeuer für die Pferde, die Hölle für die Männer und der „Himmel für die Frauen".

Wenn ich in den mittleren und höheren Ständen die sittliche Lebensführung und Unberührtheit der jungen Kreolin, die übrigens von ihren Eltern und Geschwistern ständig beobachtet, sowie bei ihren Ausgängen meist von Dienerinnen begleitet wird, als die Regel hinstelle, kann ich eine gleiche Zensur der ärmeren Bevölkerungsklasse nicht erteilen. Freilich ist es hier wie fast überall die Mittellosigkeit, die von den lebenslustigen caballeros ausgebeutet wird. So ist es zu erklären, daß sich in manchen dieser Republiken, obenan wohl Chile und Mexiko, eine regelrechte Kokotten- und Mätressenwirtschaft herausgebildet hat.

Abb. 227. Feuerländerin.

Die Kreolin ist strenggläubige Katholikin. Durch das Weib hält der Klerus die Familie und damit oft das ganze Land im Zügel. Durch seinen unheilvollen Einfluß, wie oft genug festgestellt worden ist, wer-

den die spanischen Republiken verhindert, sich an den Kulturfortschritten der Zeit in gleichem Maße zu beteiligen wie die europäischen Staaten. Nur wenige Länder haben sich davon frei gemacht, obenan Venezuela und die Hauptstadt Buenos Aires (nicht aber die argentinische Provinz). Ganz bigott sind Chile, Peru, Bolivia, Ecuador, Mexiko u. a.

Wissenschaftliche Bildung eignet sich die Kreolin in den Schulen nur unvollkommen an. Die erwachsene junge Dame hat wohl von allem Wissenswerten gehört, weiß von allem etwas, aber nichts gründlich. In der Literatur beispielweise kennt sie sicher alle Namen der klassischen Autoren, aber ihre Werke hat sie kaum gelesen. Von Sprachen wird besonders Französisch, jedoch auch nur mit mittelmäßiger Fertigkeit erlernt. Am höchsten ist ihre musikalische Bildung, worüber bereits gesprochen, einzuschätzen. Andere Künste, von ein wenig Malerei kaum zu sprechen, werden kaum gepflegt.

Versuchen wir nun, nach dieser allgemeinen Charakteristik, die einzelnen Typen in zwanglos zusammengestellten, nur leicht umgrenzten Bildern, die in ihren Gegensätzen keinen Anspruch auf ethnologische Wertung machen, kennen zu lernen, nämlich:

Abb. 228. Nordamerikanische Mestizin.
(Vater Amerikaner, Mutter Sioux-Indianerin; Süd-Dakota.)

C. B. Waite, Mexiko phot.

Abb. 229. Mexikanische Mestizin bei der Handarbeit.

a) Die Guachinanga, in Verbindung mit den Frauen Mexikos und Zentralamerikas.

b) Die Caraqueña, in Verbindung mit den Frauen Venezuelas und Kolumbiens.

c) Die Ecuadorianerin und Bolivianerin.

d) Die Limeña und die Frauen Perus.

e) Die Chilenin.

f) Die Frauen am La Plata.

g) Die Kubanerin und Portoriqueña.

Im Anschluß an diese Aufsätze folgt dann der Versuch einer Charakteristik

E. B. Waite, Mexiko phot.

Abb. 230. Mexikanische Mestizin in der Mußestunde.

der Brasilianerin, der Tochter des portugiesisch-amerikanischen Volksstammes. Nicht berücksichtigt werden die Frauen Paraguays, wo eine neue, d. h. kreolische Rasse, erst im Entstehen ist, und die einheimischen Guaranyfrauen in dem Artikel „Die Indianerinnen der Platastaaten" bereits besprochen sind, und schließlich die geringe Zahl von Kreolinnen der Republik Santo Domingo, die den Frauen Kubas und Puerto Ricos verwandt sind.

Die Guachinanga.

Dies ist der Volksname, der den Frauen im Innern von Mexiko, besonders der schönen Tochter der mexikanischen Hauptstadt, gegeben wird. Alle Reize, die für die Kreolin charakteristisch sind, finden sich in ihr vereint. Ihr Teint ist weiß, mit einem Unterton von dem Braun der Kastanie, bald in hellerer, bald in dunklerer Färbung, wie man ihn bei Südländern so oft findet. Ihre Vorfahren sind väterlicherseits die ritterlichen Kastilier, mütterlicherseits die Azteken, doch will das kreolische Volk Mexikos, das sich stolz zur „lateinischen Rasse" rechnet, von der aztekischen Vermischung nichts wissen, wie es überhaupt niemals geraten ist, einen Kreolen an seine indianischen Vorfahren zu erinnern.

Die Guachinanga ist etwa mittelgroß. Als junge Dame ist sie stets schlank und schmiegsam, aber leider wird sie als verheiratete Frau bald plump und dick. Ein niedliches Stumpfnäschen ist ihr nicht selten zu eigen.

Von allen Spanisch-Amerikanern sind die Mexikaner die ausgesucht höflichsten. In der Unterhaltung befolgt man gern die Sitte, verheiratete Frauen mit señorita (Fräulein) und ganz alte Damen und Großmütter mit niña (Kind) anzureden. Die jungen Mädchen sind frühreif und heiraten in sehr jungen Jahren. Ihre Erziehung, besonders in der Hauptstadt, ist eine recht gute und strebt durch den Einfluß der nahen Amerikaner immer höheren Zielen zu. In musikalischer Hinsicht gilt Mexiko als eines der sang- und liederreichsten Länder der Erde. Auch der Tanz ist außerordentlich beliebt, und den heimatlichen bald heiteren, bald tief traurigen dansas wird gern der Vorzug gegeben. Noch findet sich überall die heimische Mode, der rebozo (das Umlegetuch) und die mantilla (das Kopftuch) bei den Frauen. Aber gewaltsam dringt das Amerikanertum in das Land und mit ihm die

Mode von Paris und Newyork, der man in der Hauptstadt der Republik schon auf Schritt und Tritt begegnet.

Reizend weiß die kleine Mexikanerin zu plaudern, wobei es auch an pikanten und recht spitzen Bemerkungen, die freilich niemals das Unerlaubte streifen, fehlt. Nach Tausenden zählen die Fremden, Europäer und Amerikaner, denen es die feurigen schwarzen Augen und das Plappermäulchen der Guachinanga angetan haben; die sehr zahlreichen Ehen zwischen Deutschen und Mexikanerinnen sind fast durchweg glücklich.

In welchem andern Lande aber wird einem das Heiraten in der Regel so schwer gemacht wie in Mexiko? Gleich nachdem der junge Mann um die Hand der Angebeteten angehalten, wird ihm nach altem Brauch das Haus verboten. Aber nicht verwehrt ist ihm, mit der Geliebten durch das Gitterfenster mündlich zu verkehren. 5, 6 bis 8 Jahre lang muß er sich nun begnügen, mit der Dueña seines Herzens vor ihrem vergitterten Fenster zu sprechen. Hier werden die Liebesschwüre die langen Jahre hinein- und hinausgehaucht. Hier flüstert er, was er nur Gutes von sich selber wie für die Zukunft der Geliebten zu erzählen weiß, immer durch das Gitter hindurch; pflichtschuldig überbringt das Töchterlein die guten Nachrichten den Eltern im Hintergrunde, um sie zu überzeugen, mit welcher Sicherheit sie in den Armen ihres Don Fulano aufgehoben sein wird. Endlich, endlich wird die Einwilligung gegeben und nach der Verlobung folgt eilig die Trauung.

Auch in der Verlobungszeit wird das heißblütige, künftige Paar keinen Augenblick allein gelassen, und den ersten Kuß dürfen sie nicht eher austauschen, als bis sie Mann und Frau geworden sind. Natürlich, wenn der künftige Schwiegersohn zu der im stillen oft gehaßten und doch so viel begehrten Gringorasse*) gehört, wickeln sich Verlobung und Heirat in einfacheren Formen ab, d. h. nicht viel anders als bei uns; denn einerseits würde ein Europäer

*) Siehe die Erklärung für das Wort Gringo im vorigen Kapitel.

C. B. Waite, Mexiko phot.

Abb. 231. Mexikanische Mestizin in ihrem Hause.

Abb. 232. Fünfzehnjährige kolumbianische Mestizin.

mit so strengen Regeln kaum einverstanden sein, andererseits bringt man ihm auch unbedingt größeres Vertrauen entgegen als dem eignen Landsmann.

Nach so langer Prüfung erscheint treueste Liebe verbürgt bis an das Lebensende. Ist sie das auch? Ich wiederhole an dieser Stelle, was ich schon von den Kreolinnen im allgemeinen sagte: die verheiratete Mexikanerin wird ihrem Gatten so treu bleiben, wie Frauen in den besten Kulturländern, wohingegen der Herr Gemahl stark eingenommen ist für zeitweilige Extratouren in Amors Reich.

Die Mädchen und Frauen der unteren Klasse, in deren Adern freilich mehr indianisches als kastilisches Blut fließt, sind leicht käuflich, vorausgesetzt, daß nicht ein Liebhaber mit dem Dolch in der Hand bereit ist, den Eindringling ohne Überlegung kalt zu machen; denn Eifersucht in Liebessachen ist eine der fatalsten Eigenschaften des mexikanischen Volkes. Im allgemeinen sind Eltern der ärmeren Klasse geneigt, gegen entsprechende Bezahlung ihr Töchterchen dem Europäer zeitweise, d. h. auf Monate oder länger, zu überlassen.

Aus „Theodor Koch-Grünberg, Kreuz und quer durch Nordwestbrasilien".

Abb. 233—234. Mestizin von Ipuriná-Mutter und Cearenser-Vater, etwa 15 Jahre alt. (Cachoeira, Rio Purús, Brasilien.)

Die Veracruzana und die übrigen Frauen der tierra caliente von Mexiko sind etwas dunkler als die auf der Hochebene lebende Guachinanga, sie sind auch träger und sinnlicher; ihnen gleichen am ehesten die Frauen der zentralamerikanischen Republiken (Guatemala, Salvador, Honduras, Nicara-

Arthur P. Bedou, New-Orleans phot.

Abb. 235. Amerikaniſche Vollblutnegerin.

Arthur P. Bedou, New-Orleans phot.

Abb. 236. Terzeronin.

gua und Coſta Rica). Zwiſchen den letzteren und den Frauen der mexikaniſchen heißen Zone dürfte es ſchwer ſein, einen Unterſchied feſtzuſtellen. Die Indianerinnen Zentralamerikas (über die an anderer Stelle ausführlicher geſprochen wurde) ſind am häßlichſten in der nördlichſten dieſer Republiken, in Guatemala, und werden je hübſcher, je weiter man nach Süden geht. Jedoch ſcheint die Häßlichkeit der erſteren den Typus der entſtehenden kreoliſchen Raſſe nicht beeinflußt zu haben, denn überall in Zentralamerika finden ſich vollendete Figuren und edle, ſchöne Geſichtszüge, und gerade in der Hauptſtadt von Guatemala ſah ich typiſche Schönheiten erſten Ranges.

In religiöſer Hinſicht ſind die Zentralamerikanerinnen der Kirche ſo ergeben, wie die Mexikanerinnen. In ihrer Bildung reichen ſie wohl nirgends heran an die Guachinanga der Hauptſtadt. Muſik und Tanz erfreuen ſich überall größter Beliebtheit.

Die Caraqueña*)

Von ſtrahlender Schönheit ſind die Frauen von Caracas, der Hauptſtadt von Venezuela. Der Ruhm ihrer Schönheit iſt über das ganze Südamerika verbreitet. Ich nehme keinen Anſtand, ſie den ſchönſten Frauen der Erde beizurechnen. Der Typus iſt der allgemeine kreoliſche, doch iſt das Geſicht breiter und plaſtiſcher angelegt, ohne jemals die in vollendetem Ebenmaß geprägten Züge ſcharf erſcheinen zu laſſen. Dazu iſt ihr Teint weißer als bei den meiſten übrigen Südamerikanerinnen. Es iſt ein feines Weiß, über das ein Hauch von Elfenbeinfarbe gegoſſen erſcheint. Die Augen ſind groß, von der typiſchen Schwärze und dem nie fehlenden ſpaniſch-indianiſchen Feuer. Die Naſe iſt fein geformt, der Mund von zartem Schnitt. Recht große Figuren ſind nicht ungewöhnlich. Ich ſtelle dieſe Frauen hoch über ihre Männer, deren Phraſenheldentum und Unehrlichkeit, beſonders in

*) Spr. Karakenja.

Abb. 237.
Negerin mit geringem Einschlag von Weißen.

Abb. 238.
Mulattin (Vater Weißer, Mutter Negerin).

der Verwaltung von Ämtern, zur Genüge bekannt sind. Übrigens habe ich selten bei Frauen eine solche Mißbilligung und Unzufriedenheit mit den Handlungen ihrer Männer gefunden wie bei den Caraqueñas.

Die übrigen Frauen Venezuelas sind ihnen zwar ähnlich, aber reichen nicht an ihre Schönheit heran. Auch fehlt ihnen der weiße Teint der Hauptstädterinnen; besonders in den Küstenstädten und am Orinoko sind sie beträchtlich dunkler. Nichtsdestoweniger konsta-

Arthur P. Bedou, New-Orleans phot.

Abb. 239. Typische Mulattin.

tiere ich, in dem glühend heißen, ungesunden Maracaibo Frauen gesehen zu haben, die man nach dem edlen Schnitt ihrer Züge für Caraqueñas hätte halten können.

Die Erziehung der Venezolanerinnen, besonders der Caraqueñas, ist eine recht gute. Dem warmen Klima entsprechend fehlt ihnen wohl die Heiterkeit und Plapperfreudigkeit, die den Guachinangas, Limeñas und Chileninnen eigen ist, dagegen mögen sie gemütstiefer und schwärmerischer,

vielleicht auch sinnlicher veranlagt sein. Das Land ist voll von Melodien und Liedern; in dieser Beziehung steht es an der Spitze Südamerikas. Auch der Tanz ist beliebt, besonders die einheimische dansa (Habanera).

Es muß übrigens bemerkt werden, daß die venezolanischen Kreolen, vornehmlich an den Küsten, aber auch bis ins Innere hinein, eine nicht geringe Beimischung von Negerblut erfahren haben. Dennoch nennen sie sich stolz „Lateiner", und gebärden sich den Europäern gegenüber, die nirgends mehr als hier mit dem Haßworte gringo bezeichnet werden, und obgleich sie diesen das ganze bißchen Zivilisation verdanken, als seien sie die direkten Nachkommen spanischer Hidalgos.

Die Frauen der Kolumbischen Republik gleichen ihren Schwestern in Venezuela doch so weit, daß es nicht nötig scheint, sie als einen besondern Typus hinzustellen. Freilich ist auch Ähnlichkeit mit den Zentral-Amerikanerinnen vorhanden, ebenso mit den Frauen im Hochland von Ecuador.

Die Kreolin von Ecuador.

Zieht man das sich ewig gleich bleibende Klima Guayaquils, der unter dem Äquator gelegenen Hafenstadt in Betracht, die Schwammfeuchtigkeit und die Glutwellen der Luft, so ist man nicht überrascht, daß die Töchter Ecuadors der Küstenzone tagsüber ihre Häuser nie verlassen, sondern vorziehen, ihren schlaffen Körper zu pflegen und zu ruhen — die Hängematte vertritt hier häufig den Divan — oder im besten Falle eine Arbeit vorzunehmen, die man sozusagen im Schlafe leisten kann.

Die Ecuadorianerinnen verzichten auf die Umstände der Toilette, bis gegen Abend das Thermometer um ein paar Grad sinkt. Dann öffnen sich die Jalousien und unsere Dueña posiert auf dem Balkon, macht Besuche oder fährt mit der Straßenbahn spazieren. Das letztere ist ein beliebtes Vergnügen der Gesellschaft von Guayaquil. Man redet sich dabei ein, etwas frische Luft, nämlich durch die Bewegung beim Fahren, zu schöpfen, wobei man sich nicht einmal anzustrengen hat. Äußerlich ist die Ecuadorianerin den übrigen Kreolinnen nicht unähnlich. Vielleicht etwas dunkler, weniger graziös und weniger lebhaft. Sie fesselt den Europäer kaum in dem Maße wie die Frauen der andern Nationen, von denen in

Abb. 240. Amerikanisches Negerkind mit geringem Einschlag von Weißen (sog. „Griff").

in diesen Kapiteln die Rede ist. Auch ihre Bildung steht nicht sehr hoch. Folgender Vorfall mag dafür als Beispiel dienen:

Als Sarah Bernhardt mit ihrer Truppe diese ferne Küste besuchte — ein Ereignis, das in den Annalen der Kulturgeschichte des Landes verzeichnet steht —, eilte jedermann die berühmte Schauspielerin zu sehen. Nähmaschinen wurden verkauft, Juwelen

verpfändet, niemand wollte fehlen. In der Vorstellung aber erging sich das Publikum in endlosen Lachsalven; je ernster der Vorgang auf der Bühne, je toller wurde gelacht. Der tragische Schluß des Stückes — die Kameliendame wurde gespielt — wurde durch das Brüllen der Menge förmlich erstickt, und zwar sollen sich am meisten die Damen durch solch albernes Betragen hervorgetan haben.

Arthur P. Bedou, New-Orleans phot.

Abb. 241. Mulattin
(oder Terzeronin; mit absoluter Genauigkeit lassen sich diese wie die übrigen verwandten Typen nicht bestimmen).

Arthur P. Bedou, New-Orleans phot.

Abb. 242. Typische Quadronin.

Im Innern des Landes regiert der manto, der schwarze meterlange Spitzenschleier, der um den Kopf und den Körper der Frauen geschlungen wird. Hier ist man in der Kultur noch weit zurück. Bigotterie ist die wesentliche Eigenschaft der Damen von Quito, der Hauptstadt der Republik. Sie sind im allgemeinen hübsch zu nennen, doch heißt es, daß auffallende Schönheiten fast ebenso selten sind wie ausgesprochen häßliche Gesichter.

Ecuador ist von Bolivia zwar durch Peru, ein Land von mehr als der dreifachen Ausdehnung des Deutschen Reiches, getrennt. Dennoch finden sich zwischen den Frauen des Hochlandes von Ecuador und denen von Bolivia, das überall ein Hochland ist, so viel verwandte Züge, daß wir an dieser Stelle auch der Bolivianerin gedenken mögen.

Bolivia hat keinen Hafen und eine schmale heiße Zone nur tief im Innern. Der größte Teil des Landes ist, wie gesagt, Hochebene, die in manchen Teilen nicht viel tiefer liegt als die Spitze des Mont Blanc. Äußerlich den Frauen von Quito nicht unähnlich, sind die Bolivianerinnen vielleicht noch um einen Grad weniger unterrichtet und noch um einen Grad bigotter. Daß der Bolivianer aber sein Weib nicht schlecht behandelt, möchte ich doch behaupten trotz des hier entstandenen Wortes: Mucho me quiere, porque mucho me aporrea, d. h. auf deutsch: Er liebt mich wohl sehr, denn er schlägt mich so sehr.

Arthur P. Bedou, New-Orleans phot.

Abb. 243. Quadronin.

Arthur P. Bedou, New-Orleans phot.

Abb. 244. Quadronin.

Mit Entzücken gedenke ich der zarten, tieftraurigen Lieder und Tänze, die ich aus schönem Frauenmund in diesen Ländern gehört habe, der tristes de la cordillera.

Die Limeña.

Du allerschönste Peruanerin,
Du Ebenbild der Reinheit,
Keine Einzige kann dir gleichen,
Dir, zartes, keusches Blümlein.

Dies ist der Anfang einer der schönsten peruanischen dansas, die die Reize der Limeñas, der viel gerühmten Frauen Limas, besser schildert als es prosaische Worte vermöchten. Nicht viele Städte der Welt dürfen im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung so viele schöne Frauen bergen, wie die Hauptstadt des ehemaligen spanischen Königreichs von Peru. Die Limeña ist die Königin unter den Kreolinnen, nur daß das Majestätische, das das Wort Königin in sich schließt, keiner Kreolin, und am allerwenigsten der Limeña zukommt. Grazie ist ihre wesentliche Eigenschaft; in Grazie getaucht erscheint ihr ganzes Wesen: ... et la grâce plus belle encore que la beauté!

Arthur P. Bedou, New-Orleans phot.

Abb. 245. Okteronin.

Die Limeña ist klein, höchstens mittelgroß;

Abb. 246. Nordamerikanische Zambo.

Das Geplauder der kleinen Limeña, das schnell wie ein munteres Bächlein dahinfließt, ist von zauberischer Wirkung; nur darf derjenige, der das Glück hat, an einem Dialog teilzunehmen, nicht die Erörterung philosophischer Probleme von der kleinen Plauderin, deren Betrachtungen nur selten über Mode, Spiel und Tanz, Theater und Musik, Promenaden und vielleicht noch ein wenig Lektüre hinausgehen, erwarten.

Middendorf erzählt, daß der Witz und die Schlagfertigkeit der Limeñas ehedem noch berühmter waren als heute. „Das gewandte Plänkeln mit Worten war eine Folge der ehemaligen Sitte, welche den Frauen der besten Gesellschaft erlaubte, mit verhülltem Gesicht auszugehen und unter solcher Verkleidung sich mit jedermann zu unterhalten." (Gemeint ist die „Tapada", von der weiter unten gesprochen werden soll.) „Unter dem Schutze des Schleiers entledigte sich dann die Zunge der Fesseln, die

sie hat unter allen Kreolinnen den zierlichsten, schmiegsamsten Körper. Auf ihren winzigen Füßchen mit hochgewölbtem Spann und hohler Sohle schwebt sie elastisch und anmutig über den Boden. Ihre Hautfarbe ist wie weißes Elfenbein, zart und blaß, oder doch nur leicht rosig angehaucht. Ihre Züge sind von vollendeter Schönheit. Feiner als die der Chilenin, die mit der Peruanerin oft verglichen wird. Sie hat nicht etwa den breitangelegten Kopf von klassischem Ebenmaß wie die Caraqueña; vielmehr ist das Köpfchen der Limeña, ihrer zierlichen Figur entsprechend, klein und oval. Die tiefschwarzen, unter den Brauen fein verschleierten Augen, deren Ausdruck meist noch durch lange, aufwärts gebogene Wimpern erhöht wird, das fein geschnittene Näschen, der überaus zierliche Mund wirken vereint als ein Ganzes von wundervoller Harmonie. Wenn wir einen Vergleich mit den Göttinnen der Antike ziehen wollen, so gleicht die Caraqueña vielleicht der Juno, die Chilenin der Minerva, die Limeña der Diana oder der Venus.

Abb. 247. Mexikanische Zambo.

im gewöhnlichen Leben Schüchternheit und Schamhaftigkeit ihr anlegten, mutwillige Einfälle wurden in kecker Weise vorgebracht und Neckereien, bei welchen sich die Männer Blößen gaben, mit beißendem Spott zurückgegeben und vom zuhörenden Publikum beklatscht."

Die Limeña geht viel zur Messe, wenn auch mit etwas weniger Eifer als die Chilenin. Läßt sie auch hin und wieder den Kirchgang am frühen Morgen ausfallen, so wird sie doch nie am Sonntag zur 11-Uhr-Messe fehlen. „Das wissen die jungen Leute", erzählt Middendorf, „und stehen daher in dichten Gruppen auf dem Platz vor dem Ausgang, um die jungen Mädchen vorbeigehen zu sehen. Auch die Mädchen wissen, daß man sie draußen erwartet, und wenn sie aus der Kirche kommen, ziehen sie sittsam die schwarzen Spitzenblenden über ihr Gesicht, aber die lebhaften Augen leuchten durch die Maschen. Die Befreundeten wandern zusammen in leisem Geplauder durch die Straßen bis zu einer Ecke, wo sich ihre Wege trennen. Dann umarmen sie sich zärtlich und küssen sich wiederholt, als ob sie auf lange Zeit Abschied nähmen, und nicht bis zum nächsten Morgen. Die Alten umarmen sich gleichfalls, küssen sich aber nicht, sondern sehen einander über die Schulter und klopfen sich liebkosend auf den Rücken."

Für den Besuch der Kirche ohne Ausnahme, aber auch bei den meisten Tagesausgängen bedient sich die Limeña der Manta, des schwarzen kostbaren Spitzentuches, in das sie ihren Körper eng einhüllt. Früher kannte man auch die „Tapada", d. h. die Peruanerin, die bei der Umhüllung mit der manta nur ein Auge frei läßt, eine Sitte, die auf die Zeit des Maurentums in Spanien hinweist — die Vorfahren der Limeña sind auf spanischer Seite bekanntlich Andalusier, auf der amerikanischen der Inkastamm gewesen.

Bei den Korsofahrten aber, und sobald das Gaslicht entzündet wird, verlangt der gute Ton, sich in moderner, d. h. europäischer Weise zu kleiden. Eine Dame, die dann noch die Manta trüge, würde sich der Unannehmlichkeit aussetzen, mit abenteuernden Frauenzimmern verwechselt und belästigt zu werden.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Frauen des übrigen Peru denen der Hauptstadt gleichen, nur daß alle Eigenschaften, die uns die Limeña wert machten, bei ihnen doch eine gelinde Abschwächung erfahren haben. In den Provinzstädten Südamerikas, wo der Klerus ungehinderter sein Szepter schwingen darf, herrscht überall ein gewisser Stumpfsinn. Allein in einem Punkte sind diese Frauen der Limeña überlegen: in dem Eifer, mit dem sie die Kirche besuchen.

Abb. 248. Kolumbianische Zambo.

Abb. 249. Peruanische Chola mit Kind.

Abb. 250. Cholas bei der Morgentoilette.

Die Chilenin.

Einer der interessantesten und pikantesten Typen der Kreolinnen ist die Chilenin. Sie gleicht am meisten der Limeña, ist vielleicht etwas größer als diese und kleidet sich gleich ihr. Auch unter den Chileninnen wachsen Schönheiten auf wie Blumen auf einer Wiese, wenn auch nicht ganz so zahlreich wie unter den Limeñas. Viele Vorzüge dieser besitzt auch die Chilenin. Man rühmt ihre höhere Bildung und größere Intelligenz. Ob sie uns dadurch noch sympathischer ist, als ihre Schwester in der Tropenzone?

Chile ist die einzige Republik, in der es eine Klasse (die Ceŭticos) gibt, die behauptet, von rein spanischer Abstammung zu sein, was ich übrigens stark bezweifle. Die Frauen dieses Standes unterscheiden sich äußerlich jedenfalls nicht von denen des Volkes, nur daß sie, ihren größeren Mitteln entsprechend, sich vornehmer, selbstredend immer nach der letzten Pariser Mode, kleiden. Mit großer Zähigkeit halten sie, unter dem Druck des Klerus, an hergebrachten Sitten. Noch sind die jungen Damen in der Mehrheit, die bei ihren Vormittagsspaziergängen sich des Manto*) bedienen; die Kirche etwa im Hut zu betreten, käme einer Sünde gleich. Aber reizend schauen diese Köpfchen in ihren oft kostbaren Mantos aus; man hat wahrlich keine Sehnsucht, sie in Pariser Hüten zu sehen.

Der Manto ist ein Stück schwarzes Zeug, bei den Damen der vornehmen Welt ein Spitzentuch aus feiner Seide, von zwei oder mehr Metern Länge. Er bedeckt enganliegend das Haupt, so daß nur das Gesicht frei bleibt, und gleichzeitig in mehreren

Abb. 251. Peruanische Zambo (sog. „Chola").

*) In Chile sagt man meist manto, in Peru manta.

Windungen den Oberkörper. Der letzte rechte Zipfel wird über die linke Schulter geschlagen und am Rücken durch eine Nadel befestigt. Auch der den Kopf bedeckende Teil wird mit einer Nadel, die durch das Haar geht, festgesteckt. Das Gesicht blickt wie aus einem engen schwarzen Rahmen hervor. Die Mantos der armen Bevölkerung mögen wenig kostspielig sein, obgleich für keinen anderen Bekleidungsgegenstand so viel ausgegeben wird wie für den Manto. Dagegen kosten die der wohlhabenden Damenwelt, vapores oder crêpes de Chine genannt, oft viele hundert Mark. Sie sind eine Art Negligé für die Straße, und da sie das Haupthaar vollkommen einhüllen, enthebt sich die Trägerin damit der Mühe, sich zu frisieren.

Die Chilenin hat es durch kosmetische Künste wirklich erreicht, daß ihre Gesichtshaut allmählich eine hellere Färbung angenommen hat als die ihres Körpers, dessen etwas dunkle Tönung eine mehr oder weniger erfolgreiche Vermischung mit den kupferfarbenen Töchtern des Landes verrät. Da natürlich ihr klassisch schönes Gesichtchen weißer erscheinen soll als es beschaffen ist, so ist die Pflege des Teints zu einem Gegenstand ihrer beständigen Sorge geworden. Das Schminken ist bekanntlich allgemeiner Brauch bei allen Kreolinnen; indessen zu einer ganz besonderen Kunstfertigkeit hat man es darin in den Ländern der Westküste gebracht — in Peru und in Chile. Middendorf schreibt darüber: „Um die Täuschung möglichst vollständig zu machen, legt man zuerst Weiß und Rot auf und bestreut das Gesicht nachher mit Reispulver, als ob die darunter befindliche Maske die natürliche Farbe des Gesichtes sei. Das bleibt alles recht schön, solange die so herausstaffierten Frauen nichts anderes vornehmen, als etwa am Fenster zu sitzen, langsam spazieren zu gehen oder einen Besuch zu machen. Aber wenn sie sich verleiten lassen zu essen, so entsteht um den Mund mitten im Weißen ein brauner Ring, und bei stärkerer Erhitzung und Ausdünstung würde das unvorsichtige Abwischen eines Schweißtropfens eine schreckliche Verheerung auf Stirn und Wangen anrichten. Wie nun jede Kunst ihre Grenzen hat, so auch das Schminken, und es gibt Gesichter, die überhaupt nicht mehr schminkbar sind. Diese Wahrheit ist aber so bitter, daß manche Frauen es durchaus nicht über das Herz bringen können, sich davon zu überzeugen. Sie machen verzweifelte Anstrengungen, und aus dem natürlichen Braun ihrer Haut und dem aufgelegten Weiß entstehen Mischfarben, etwa wie lehmiges Regenwasser

Abb. 252. Mexikanerin von einem Rancho (Landgut), phantastisch kostümiert.

Abb. 253. Junge Mexikanerinnen als Verkaufsdamen in einem Wohltätigkeitsbazar in Huatusco im Staate Vera Cruz.

oder schlechter Hotelkaffee mit dünner Milch."

Die Chilenin hat die denkbar besten gesellschaftlichen Manieren. Sie ist sicher im Auftreten, von heiterem Gemüt, plauderlustig und gleich den meisten Kreolinnen nie verlegen um eine Antwort, die mitunter recht schlagfertig und schelmisch ausfällt. Ihre wissenschaftliche Bildung reicht im allgemeinen nicht über das Mittelmäßige hinaus.

Musikalisch ist sie weit mehr entwickelt als die Limeña. Es gibt in Südamerika außer Venezuela kein zweites so liederreiches Land wie Chile. Der nationale Tanz, der mit geringer Veränderung bis Peru gedrungen ist, ist die Zamacueca, kurz Cueca genannt, ein Tanz, der aus dem spanischen Fandango entstanden ist. Aber wie viel graziöser und melodiöser ist diese Cueca! Leider wird sie ausschließlich vom niedern Volk getanzt, d. h. von Cholos und Indianern. In den vornehmen Familien wagt man es nur zu vorgerückter Stunde und im intimsten Kreise, den nationalen Tanz, nach dem das feurige Blut so gern verlangt, zu tanzen. Köstlich ist die Grazie, die die Chilenin dabei entfaltet, und urkomisch wirkt meistens die vergebliche Mühe des europäischen Gringo, sich um seine Partnerin stilgerecht zu drehen.

Abb. 254. La Paloma! Typus einer schönen Guachinanga.

Unter den Chileninnen finden sich zahlreiche Blondinen, was vermutlich von dem nicht geringen Einschlag

Abb. 255. Städtische Mexikanerin.

Abb. 256. Guatemalteca.
(Zentralamerikanische Kreolin.)

von englischem und irischem Blut herrührt. (Englische Namen sind in Chile nicht ungewöhnlich; um das Ende des 18. Jahrhunderts sind englische und irische Familien eingewandert, deren Nachkommen freilich zu echten Chilenen geworden sind.) Indessen darf nicht vergessen werden, daß sich auch unter den eingewanderten Kastiliern vermutlich viele blonde Typen befanden. Außer durch das blonde Haar und einen vielleicht etwas helleren Teint unterscheidet sich aber eine „Rubia“

Abb. 257. Kreolin von San José de Guatemala.
(Mutter Guatemalteca, Vater Israelit.)

durchaus nicht von dem Normaltypus der brünetten Chilenin.

Die Frauen am Platafluß.

Der mächtige Silberstrom (La Plata) und sein Zufluß, der Uruguay, teilt die Ostseite des südlichen Südamerika in zwei ungleiche Teile, die kleine Republik Uruguay (República Oriental del Uruguay, daher die Bewohner sich kurzweg Orientalen nennen) und die Republik Argentinien, die etwa sechsmal so groß wie das Deutsche Reich ist. Die Frauen von

Buenos Aires, der Hauptstadt Argentiniens, nennen sich noch besonders Porteñas (nach puerto, der Hafen). Es wird hin und wieder versucht, die Porteñas von den Orientalinnen Montevideos zu unterscheiden. Allein der Versuch ist meines Erachtens so vergeblich, wie wenn man etwa eine Elberfelderin von einer Düsseldorferin unterscheiden wollte. Wenn jemand aber von dem äußerst lebenslustigen, luxuriösen, verwöhnten Buenos Aires, das ganz auf der Höhe der Zeit steht, einerseits, und der beträchtlich ruhigeren, finanziell meist schlecht situierten Hauptstadt am Uruguay andererseits, auf das Wesen seiner Einwohner schließen möchte, steht dem nichts im Wege. Der Verfasser vermochte, wie gesagt, keinen Unterschied zu entdecken. Beide hatten die gleichen Voreltern, beide gleichen sich in der Figur, in den oft klassisch schönen Zügen ihres Gesichtes und entsprechen in ihrem Äußern dem allgemein kreolischen Typus. Beide sprechen die gleiche Sprache, kleiden sich durchaus nach Pariser Mode mit demselben hervorragend guten Geschmack, und überragen bei gleich guter Erziehung und Bildung alle übrigen Kreolinnen. Aber freilich ist es nicht ausschließlich der spanische Kreolentyp, den wir in diesen Ländern, und besonders in den Hauptstädten, antreffen. Man vergesse nicht, daß die Einwanderung nach Buenos Aires von jeher sehr stark gewesen ist. Heute zählt diese Metropolis mit ihren Vororten über 1½ Millionen Einwohner, wovon etwa die Hälfte Italiener! So kommt es, daß in Buenos Aires von einem einheitlichen Typus nicht recht gesprochen werden kann. Gleich dem ganzen Land, befinden sich auch die Typen gewissermaßen erst in der Entwicklung. Vergeblich würden wir heute das charakteristische, feingeschnitzte Köpfchen und die unnachahmliche Grazie der Limeña oder die pikante Schönheit der Chilenin hier in der Allgemeinheit suchen. Die Umgangsformen in diesen von Europäern überfluteten Ländern unterscheiden sich kaum mehr von denen eines europäischen Salons.

Abb. 258. Guatemalteca auf dem Wege zur Messe.

Außer den Italienern zählen noch die Kolonien der Franzosen, Spanier, Engländer, Deutschen, Amerikaner u. A. nach Tausenden. Nach der Nationalität ihrer Eltern, bezw. falls die Mutter Argentinierin ist, nach der des Vaters, nennen sich die in Buenos Aires geborenen Töchter: Franco-Porteña, Anglo-Porteña, Teuto-Porteña usw. Viele der blonden Erscheinungen gehören ihnen an.

Die vortreffliche Erziehung der Portena ist schon erwähnt worden. Sie besucht gute Schulen und zeigt ein weit höheres Interesse als die übrigen Südamerikanerinnen für alle Zweige des Wissens. So musikalisch wie in den anderen Republiken ist man freilich am Plata nicht; eine nationale Musik, ebenso einheimische Tänze haben

Abb. 259. Mädchen im Nationalkleid (pollera) aus Panama.
(Die Mehrzahl sind kolumbische Kreolinnen; die rechts außen stehende eine Zamba.)

kaum existiert, oder sind doch verschwunden. Dennoch zeichnet sich die junge Frauenwelt in der Musik aus. Es wird in der Tat vorzüglich musiziert in Buenos Aires, nicht minder in den meisten Inlandstädten. Mir scheint, daß Musikstudium dort fast zur Modesache geworden ist. Aber auch für Malerei, Deklamation u. a. ist das Interesse ziemlich groß.

Natürlich ist die Provinz, wie überall, weiter in der Kultur zurück. Hier finden sich noch in größerer Zahl die echten kreolischen Typen und hier und da alte landesheimische Sitten. Nichtsdestoweniger zeigt auch die provinziale Argentinierin weit mehr kulturellen Ehrgeiz, als man in den Provinzen dieser exotischen Länder zu finden gewohnt ist.

Echte, unverfälschte Volkstümlichkeit wird in Argentinien heute nur in entlegenen Pampaansiedelungen, fern von den Eisenbahnsträngen, die heute die Republiken am Platastrom durchschneiden, zu finden sein, und wohl nur bei der Bevölkerung, die man nach ihrem Aussehen eher zu den roten ureingeborenen Kindern der Pampa als zu den Europäern rechnen möchte. Hier mag man noch echte Romantik, die man sonst in der prosaischsten aller Republiken, Argentinien, vergeblich sucht, finden. Der junge Gaucho zeigt seiner Geliebten, wie geschickt er mit dem Lasso feurige Pferde einfängt, oder er singt ihr Liebeslieder zur Guitarre oder erzählt von dem Nationalhelden Fierro, indem er ihr suggeriert, dem Helden und Ritter zu gleichen. Diese etwas rauhe Bevölkerung wird den fremden Wanderer, den halb mit Neid, halb mit Spott und Verachtung bedachten Gringo, mit ritterlicher Gastlichkeit aufnehmen. Die Frauen sind den Fremden gegenüber scheu und halten sich abseits. Die Sittlichkeit unter der Landbevölkerung ist nichts weniger als makellos; die Frauen leben mit den Männern oft im Konkubinat. — Ein eigentümlicher Brauch ist der der „angelitos" (Engelchen). Kleine verstorbene Kinder, angelitos genannt,

Abb. 260. Peruanerin.
Eine sog. „Beata" (Betschwester), einer religiösen Genossenschaft angehörig.

Abb. 221. Kolumbianerin aus dem Innern des Landes.

werden den befreundeten Familien geborgt und von ihnen tagelang im Hause gehalten. Alles reißt sich darum, solch einen angelito eine Weile zu besitzen. Das geht so lange, bis selbst diese nervenstarken Menschen den Geruch der Verwesung nicht länger ertragen können und eine Bestattung der Leiche erforderlich wird. Dieser widerwärtige Brauch soll sich nicht nur bei der halb zivilisierten Bevölkerung der Pampa, sondern auch unter den Kreolen der größeren Provinzstädte finden. (Er ist auch in Chile und in anderen Republiken beliebt.)

Aber von allen diesen Verhältnissen wird der Reisende, der etwa zwecks Handelsinteresse oder als Globetrotter die Laplatastaaten aufsucht, schwerlich etwas entdecken. Bis an die äußersten Punkte der Eisenbahn, sei es in der Kordillere, südlich an der patagonischen oder nördlich an der bolivischen Grenze, überall macht sich der Einfluß von Buenos Aires, das eine richtige Weltstadt ist, die Metropole der südlichen Hemisphäre, geltend. Die höfliche und wohlerzogene Bevölkerung unterscheidet sich kaum in irgendeiner Hinsicht von Europäern.

In Buenos Aires wie in Montevideo denkt man in religiöser Hinsicht ziemlich frei, wie überhaupt die Mehrheit der Frauen dieser Länder sehr aufgeklärt ist. Eine große Ausnahme macht allein das sehr kirchenfromme Córdoba.

Die Kubanerin und die Portoriqueña.

Kuba, die Perle der Antillen, und Puerto Rico waren noch bis zu neuerer Zeit Kolonien Spaniens in Amerika, nachdem die übrigen längst, einzelne schon seit einem Jahrhundert, von dem Mutterlande abgefallen waren. Heute ist auch Kuba eine selbständige Republik und Puerto Rico steht unter dem Sternenbanner der Union.

Die Bevölkerung der beiden Antillen besteht meist aus Negern und Mulattenvölkern, die wir an anderer Stelle geschildert haben. Die Kre-

Abb. 262. Peruanerinnen (Limeñas) in der üblichen Tracht beim Vormittagsausgang.

Flores del Sur.
(Blumen aus dem Süden.)

Chileninnen aus Santiago.

olin, von der hier gesprochen werden soll, ist die Tochter ehemaliger spanischer Kolonisten oder auch neuerer spanischer Ansiedler. Hier und da mag afrikanisches Blut unbemerkt in ihren Adern fließen, aber dem trefflichsten Anthropologen dürfte es kaum glücken, indianisches Blut nachzuweisen. Es war noch kein Jahrhundert nach Entdeckung der Neuen Welt verflossen, als die grausamen Eroberer die etlichen Millionen von Karaiben, die damals Westindien bevölkerten, aufgerieben hatten, so daß mit Ausnahme eines Häufleins auf Trinidad und auf zwei andern Inseln, seit Menschengedenken kein Indianer mehr auf den Antillen zu finden ist.

Die beiden Inseln wurden von jeher von Spaniern aller Provinzen, von den kräftigen Basken im Norden bis zu den geschmeidigen Andalusiern des Südens, besiedelt. Aus ihren Vermischungen entstand unter dem Einfluß des neuen Bodens und des tropischen Klimas eine neue Gattung, die sehr verschieden ist von den Spaniern der iberischen Halbinsel.

Abb. 263. Peruanerin von Arequipa.

Die Kubanerin von der Portoriqueña an ihrer Gestalt zu unterscheiden, ist so schwierig wie die Porteña von Buenos Aires von der Tochter Montevideos. Wenn es überhaupt zwischen beiden einen Unterschied gibt, müßte er im Wesen der Frauen gesucht werden. Kuba ist stets eine der lebenslustigsten, ich möchte sagen, lebenstollsten Kolonien Spaniens gewesen, das Dorado aller Auswanderer; anders Puerto Rico, das viel bespöttelte, von dem es oft hieß, daß es anstelle von „reicher Hafen" Puerto Pobre, d. h. armer Hafen, genannt werden sollte. In der Tat fand ich die Portoriqueña ziemlich still und zurückhaltend. Bezeichnend für diesen Unterschied im Wesen erscheint mir die üppige, berauschende, sinnliche Musik Kubas und die zwar ebenso sinnlichen, aber melancholisch schwärmerischen Dansas und Lieder Puerto Ricos.

Abb. 264. Bolivianerin.

In der schlanken, schmiegsamen Figur, in den Zügen ihres Gesichts, den tiefschwarzen blitzenden Augen und dem ebenso schwarzen Haar, in der Grazie ihrer Bewegungen, den wiegenden Hüften, den feinen schmalen Händen und kleinen Füßchen, gleichen beide der typischen Kreolin; freilich ohne die wie ein Hauch angedeuteten Merkmale der indianischen Rasse in den Zügen der letzteren. Da, wo ein dunkler Teint vorhanden ist, darf man vielleicht auf

afrikanische Blutmischung schließen. Der Teint der Kubanerin und Portoriqueña ist im Gegenteil blendend weiß, denn vor den Strahlen der tropischen Sonne schützen sie vorsichtig ihr preziöses Köpfchen. In der Tat ist kaum eine ihrer kreolischen Schwestern so wenig geneigt den Körper, sei es dem Wetter, sei es zwecks gymnastischer Übungen, zu exponieren, wie sie.

Auf den „paseos", wenn in der abendlichen Kühle beim Klange der Musik die vornehme Welt auf- und niederwogt, kann man sich beim Anblick von Hunderten von bildhübschen Gesichtern einen Begriff machen, welch einen Reichtum an Frauenschönheiten die spanischen Antilleneilande bergen. In Habana bildet auch das Korsofahren der Hautevolee zur Zeit des Sonnenunterganges ein vielbeliebtes Vergnügen.

Abb. 265. Bolivianerin.

Der Toilette und Pflege des Körpers wird zweifellos das größte Interesse entgegengebracht. Zu den Vergnügungen unserer „señoritas" gehören vor allem die trägen, schläfrigen dansas, die nicht die geringste Anstrengung erfordern. Außerdem wird ein wenig und zwar recht oberflächlich musiziert, Theater und die Tertulias (Reunions) befreundeter Familien werden besucht, in denen man ganze Scharen anmutiger, höchst geschmackvoll gekleideter junger Damen antrifft, die gleich lebenden, entzückenden Dekorationen rings um die Wände des Salons plaziert sind, während die Herrenwelt sich in den Nebenräumen, Zigarretten rauchend, zerstreut.

Abb. 266. Bolivianerin.

Die Brasilianerin.

Es liegt nichts im Wege, auch die Brasilianerin den Kreolinnen beizurechnen, denn ihre Väter waren Portugiesen, also eine den Spaniern verwandte Rasse, ihre Mütter Indiane-

Abb. 267. Bolivianerin.

rinnen und öfters die dunklen Töchter Afrikas. Diese letztere Mischung haben wir bereits in vorhergehenden Aufsätzen als Cholos kennen gelernt. Allein die Bezeichnung Kreolen ist in unserm Sinne bei den Brasilianern selbst nicht üblich, denn hier versteht man unter criolho unverfälschte Neger. Natürlich ist eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der spanischen Kreolin und der Brasilianerin vorhanden. Beide haben die gleiche schlanke, sehr schmiegsame Gestalt, die gleichen schwarzen Augen und das schwarze Haar, das jedoch bei der Brasilianerin nicht immer schlicht, sondern öfters gewellt und gekräuselt ist; sonst aber ist der Unterschied recht groß.

Wenn wir von der Paulistanerin, von der weiter unten noch gesprochen werden soll, absehen, finden wir die typische Brasilianerin eher häßlich als hübsch; jedenfalls gehören Schönheiten zu den Ausnahmen. Es ist offenbar, daß das portugiesische Element, das für Schönheit jedenfalls nicht berühmt ist, seinen Stempel der indianischen Rasse, mit der es sich vermählte, aufgedrückt hat. Berücksichtigen wir noch die afrikanische Beimischung, die weit öfters, als es zugegeben wird, vorhanden ist, so ist das Aussehen der Brasilianerin erklärt.

Nun gibt es freilich eine ganze Anzahl von Typen in diesem ausgedehnten Staate; man übersehe nicht, daß die Länge der brasilianischen Küste allein, nach Europa übertragen, vom Nordkap bis Syrakus reichen würde. Weder wurde diese Küste gleichmäßig von Portugiesen besiedelt, noch war die Dichtigkeit der indiani-

Abb. 268. Bolivianerin.

schen Bevölkerung, auf welche die ersten Kolonisten stießen, überall die gleiche. Zu diesen Elementen gesellten sich bald die ursprünglich als Sklaven von der Westküste, besonders vom Kongo eingeführten Afrikaner. Dort, wo der amerikanische Kontinent sich am meisten dem afrikanischen nähert, war die Einfuhr von Negern am stärksten.

Abb. 269. Chilenische Damen im Manto.
Der Manto ist die übliche Ausgangstracht der Kreolinnen am Vormittag. Nur im Manto werden sie in manchen Ländern, besonders in Chile, in die Kirchen zugelassen.

Der Portugiese pflegte die Weiber zu nehmen, wo er sie fand, ob sie gelb, schwarz oder rot waren, ob von feinem Gesichtsschnitt oder mit wulstigen Lippen, ob mit geradstehenden oder geschlitzten Augen. So kann man sich eine Vorstellung machen von der Farbenpanscherei und den physiognomischen Verschandelungen, die er in seiner reichsten und größten ehemaligen Kolonie, Brasilien, getrieben hat. Ein wahres Wunder, daß man überhaupt noch unvermischte Stämme antrifft. Immerhin finden wir heute im Staate Bahia, nächstdem im Staate Rio die meisten Neger, deren Zahl nach Norden und noch mehr nach Süden stark abnimmt. Reine Indianer gibt es noch genug im Innern, und unvermischte Portugiesenabkömmlinge in ziemlicher Anzahl im Süden, abgesehen von neu zugewanderten Portugiesen und andern Europäern.

Die jeweiligen Grade der Vermischung dieser Völker weiß man im Lande auf einen Blick leicht zu bestimmen. Die Fremden leisten sich für diesen Zweck folgenden Scherz: Milch gilt für Weiß, Schokolade für die Farbe des Indianers und Kaffee für die Farbe des Negers. Danach heißt es: Mischung eines Bahianers etwa = 8 Teile Kaffee, 2 Teile Milch; Mischung in Para = 5 Teile Schokolade, 2 Teile Kaffee, 3 Teile Milch, in São Paulo = 4 Teile Schokolade, 5 Teile Milch, 1 Teil Kaffee usw. — Wie gesagt, sind das Späße, aber sie geben einen Begriff des so bezeichneten „ethnographischen Produktes". Für den in Brasilien ansässigen Ausländer sind diese ethnographischen Kenntnisse durchaus nicht ohne Bedeutung; man schließt aus ihnen auf das Wesen des in Frage stehenden Menschen; daher man in Brasilien, wenn etwas Besonderes von einem Menschen erzählt wird, so oft nach seiner Farbe gefragt wird.

Obschon die Brasilianerin weit unter

dem Körpermaß ihrer schlank und lang gewachsenen Männer steht, erreicht sie immerhin die mittlere Größe unserer Frauen und oft darüber. Leider verbindet sie nicht mit der Schlankheit und Schmiegsamkeit ihres Körpers die Grazie und Anmut in den Bewegungen der spanischen Kreolin; im Gegenteil, die Brasilianerin erscheint öfters ungeschickt und plump. Während ferner die Schlankheit ihrer spanischen Schwester von genügender Fleischfülle gedeckt wird, sind knochige, ja eckige Figuren unter den Brasilianerinnen keine Seltenheit.

Die Gesichtsform ist sehr verschieden, bald rundlich, bald oval. Die Lippen sind, wenn afrikanische Vorfahren vorhanden, etwas geschwollen, sonst nicht unfein. Von tadelloser Schönheit ist die doppelte Reihe kleiner Zähne. Der Fuß ist zierlich, die Hand schmal, die glänzende, an den Küsten stets gebräunte, öfters recht dunkle Haut sammetweich.

Abb. 270. Chilenin.

Den schönsten, der spanischen Kreolin äußerlich am meisten gleichenden Typus präsentiert die Paulistanerin. Paulistaner nennt man die Einwohner des Staates São Paulo. In diesem Landesteile fand in älteren Zeiten eine Vermischung portugiesischer Kolonisten mit den eingebornen Guaranys statt, aus der diese wirklich hervorragend schönen Frauen hervorgegangen sind. Von dem Unterschied in den Typen der Küstenbewohner und dieser Paulistaner kann man sich nicht leicht einen Begriff machen. Man glaubt ein anderes Volk vor sich zu sehen. Orte wie Itú, Tutuí, im Innern des Staates, sind berühmt geworden wegen ihrer schönen Jungfrauen, und in manchen Orten der Provinz sind häßliche Frauen überhaupt nicht vorhanden.

Abb. 271. Typus einer Chilenin.

Die Paulistanerin ist schlank, aber fleischig und geschmeidig. Sie ist nicht selten recht groß gewachsen, obwohl immer noch viel kleiner als die oft baumlangen Männer. Ihre Hautfarbe ist reinweiß oder leicht elfenbeinfarbig, die Kopfbildung oval, das volle, gern offen getragene Haar tiefschwarz und schlicht. Die Gesichtszüge sind von vollendetem Ebenmaß, der Mund fein gebildet, die Augen schwarz, bald sanft, bald sprühend. Damit wären aber die wesentlichen Vorzüge der Paulistanerin erschöpft. Viel Grazie und Anmut entwickelt sie so wenig wie ihre übrigen Landsmänninnen.

Auffallend für den Fremden, der auf seinen Wan-

Abb. 272. Chilenin.
(Vater Portugiese, Mutter Kreolin.)

derungen durch die spanischen Republiken bis in deren entfernteste Winkel vollendete und anmutige Umgangsformen gefunden hat, ist die schwerfällige, fast plumpe Art der Brasilianerin, die besonders hervortritt, je weiter er sich von der Küste nach dem Inneren entfernt. Selbst ihre Höflichkeit hat etwas Ungeschicktes. Wir vermissen auch die naive Ungezwungenheit, die uns so häufig an der spanischen Kreolin entzückt hat. Obschon die Brasilianerin in ihren Schulen mehr lernt als die spanische Kreolin (die La Platafrauen ausgenommen), weiß sie doch recht wenig und nichts gründlich. Von der hohen Selbsteinschätzung, in der sich die Männer ihres Landes so wohl zu gefallen scheinen, ist leider ein Abglanz auf sie gekommen. Dafür ist die Brasilianerin aber zu rühmen als brave Gattin und gute, fleißige Hausfrau, die auf allen Gebieten der Haushaltung bewandert ist und mit Lust und Liebe kocht und schneidert und webt und für den Acker oder den Stall sorgt, je nach der Lebensstellung ihres Gatten; die mit großer Fürsorge auf das Wohl des Gatten und der Kinder bedacht ist und ein warmes Herz hat für die zahlreichen Dienstboten und deren endlosen Anhang.

Sind hierzulande schon die Männer schlaffe Individuen, die ohne Versuche der Gegenwehr jedem Hindernis aus dem Wege gehen, so sind es die Frauen noch mehr. Wo findet man noch ein Land, wo die geringste körperliche Indisposition wie eine schwere Krankheit behandelt wird, wo man bei stark bewölktem Himmel nicht wagt auszugehen, um sich bei dem vermutlich fallenden Regen nicht den Tod zu holen, wo auch die kleinste

Abb. 273. Chilenische Kreolin.
(Vater Engländer, Mutter Chilenin.)

gymnastische Übung als entsetzliche Anstrengung gilt? Wie oft hörte ich in Brasilien sagen, wenn jemand ein paarmal nieste, er sei schwer erkältet und dürfe sich vor allem nicht waschen!

Was moralische Dinge betrifft, so erhebt die Brasilianerin kaum den Anspruch, einer Nonne zu gleichen. Schlüpfrigkeiten im Verkehr entschuldigt vielleicht das heiße Klima. Daß die jungen Damen nicht selten intime Beziehungen zu den Muleques, den farbigen Hausjungen, unterhalten, ist schon an anderer Stelle angedeutet worden.

Zu rühmen wäre die große Liebe der Familienmitglieder zueinander; dafür hat aber die Affenliebe der Eltern und deren grenzenlose Nachgiebigkeit hier die ungezogensten Kinder des Erdballs geschaffen. Die freche Vorlautheit dieser Knirpse, die bei keiner Gelegenheit, auch an keiner Tafel, fehlen dürfen, wird als seltene Frühreife und Intelligenz laut gepriesen und immer von neuem angespornt. Nennt man die japanischen Kinder die artigsten der Welt, so sind zweifelsohne die brasilianischen die unartigsten.

Die Brasilianerin liebt viel und gut zu essen. Auf Toilette wird etwas weniger Gewicht gelegt als bei den Kreolinnen. Beiläufig fiel mir die Liebhaberei der Frauen für Kartenspiel, natürlich Hazard, auf. Ich fand es in zahlreichen Orten, in den sogenannten „besten Kreisen", als eine bis zum Laster gediehene allabendliche Unterhaltung. Erfreulicher ist ihre Liebe zur Musik und ihr Vergnügen am Tanz. In der Produktion nationaler Lieder und Tänze steht Brasilien neben den in dieser Hinsicht reichsten Ländern Südamerikas.

Wir kommen nun zu den rein weißen Bewohnern der Neuen Welt, den Nordamerikanern. Neuerdings ist die Frage wieder aufgeworfen worden, ob die Farbe der Unschuld bei ihnen wirklich in solcher Reinheit vorhanden ist, wie man es bisher wenigstens annahm. Man weist nach, daß die jungen Kolonisten, die meist ohne Frauen die neue Heimat betreten haben, dauernd in Berührung mit den roten Eingeborenen standen. Wie dem aber auch sei, wenn wirklich eine Vermischung in der ersten Zeit stattgefunden hat, so ist doch das indianische Blut so gründlich absorbiert worden, daß davon heute keine Spur nachzuweisen ist. Und dennoch zeigen die weißen Nordamerikaner gewisse Beziehungen zu den roten Söhnen des Landes! Wie das zusammenhängt, werden wir gleich kennen lernen.

Abb. 274. Argentinische Schönheit.

R. P. Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 275. Mädchen aus dem Innern von Puerto Rico.

Die Nordamerikanerin.

Kaum in einem andern Lande der Welt geht das Problem der Völkermischungen so aussichtsvoll einer glücklichen Lösung entgegen wie in den Vereinigten Staaten. An den Nordamerikanern, dem jugendfrischen Volke, das vielleicht einmal in der Lage sein wird, dem alten Europa seine Vorschriften zu diktieren, lernen wir erkennen, wie segensreich es für die kommenden Geschlechter ist, wenn sich Völker (die gleiche Rasse vorausgesetzt) vermischen.

Starres Zusammenschließen der Volksgenossen ist meines Erachtens die erste Ursache gewesen, daß ganze Völker, von denen wir in der Weltgeschichte gehört haben, ausgestorben sind. So die Völker im Euphrattal, die Ägypter, die Griechen, die Römer, die Mauren. Nach ihrer Unterjochung verschwanden sie unter der Flut neu zuströmender Einwanderer. Alle gemischten, aus guten Elementen der gleichen Rasse zusammengesetzten Völker, sind den alten gegenüber im Vorteil. Ihnen allein öffnen sich neue unbegrenzte Horizonte. Möge dann das neuerstandene Volk immerhin politisch einen neuen Staat bilden; es wird nur zu seinem Vorteil geschehen.

Die Vereinigten Staaten umfassen ein Gebiet, das fast genau so groß ist wie das ganze Europa. Während dieses aber nach nationalen Prinzipien in zahllose Staaten getrennt ist, die sich, in Waffen starrend, eifersüchtig und feindlich gegenüberstehen, sind die Bürger der Vereinigten Staaten aus der Vermischung von Europäern aller Nationalitäten entstanden, Europäern, die der Trieb, ihre Lebensbedingungen zu verbessern — im Grunde genommen ein un-

Abb. 276. Junge Dame aus Mayaguez (Puerto Rico).

bewußter Verjüngungstrieb — nach der Neuen Welt geführt hat.

Die erste Wahrnehmung, die der Anthropologe in diesem Weltteil macht, ist, daß das hier geborne Geschlecht auffallend verschieden geartet ist von seinen europäischen Vorfahren. Die späteren Nachkommen der keltischen Iren gleichen den Nachkommen von Skandinaviern und Slawen zum Verwechseln. Offenbar hat das Klima, der jungfräuliche Boden, die Nahrung, den großen Prozeß der Veränderung des Menschenkindes bewirkt. Gerland spricht von der makroskopischen und besonders mikroskopischen Wechselwirkung des Menschen auf seine Umgebung. „Wer den Einfluß leugnet, müßte den physischen Zustand des Menschen für feststehend halten. Völkerkundig ist es eine längst feststehende Tatsache, daß der Mensch sich überall dem Boden anartet."

Abb. 277. Brasilianerin.

Von der Veränderung der Typen auf amerikanischem Boden erzählt Paul Toutain, ein neuerer Reisender: „Hat man darauf aufmerksam gemacht, daß der amerikanische Typ sich dem indianischen zu nähern scheint? Es ist dies eine ebenso seltsame wie unbestreitbare Beobachtung."

Abb. 278. Brasilianerin.
(Der indianische Einschlag ist unverkennbar.)

Auch Darwin macht die Wahrnehmung: „Wie allgemein angenommen wird, erleiden die europäischen Ansiedler in den Vereinigten Staaten eine geringe, aber außerordentlich rapid eintretende Veränderung des Ansehens."

Quatrefages berichtet: „Nach der zweiten Generation schon zeigt der angelsächsische Amerikaner oder Yankee Züge des Indianertypus. Später reduziert sich das Drüsensystem auf ein Minimum seiner normalen Entwickelung. Die Haut wird trocken wie Leder; die Wärme der Farbe, die Röte der Wangen geht verloren und wird bei den Männern durch einen lehmigen Teint, bei den Weibern durch eine fahle Blässe ersetzt. Der Kopf wird kleiner, rund oder spitzig. Man bemerkt eine große Entwicklung der Backenknochen und Kaumuskeln; die Schläfengruben werden tiefer, die Kinnbacken massiver, die Augen liegen in tiefen, einander sehr genäherten Höhlen. Die Iris ist dunkel, der Blick durchdringend und wild. Die langen Knochen verlängern sich, besonders an den oberen Gliedern,

Abb. 279. Brasilianerin.

so daß in Europa für Amerika verfertigte Handschuhe mit besonders langen Fingern hergestellt werden. Die inneren Höhlen dieser Knochen verengen sich, die Nägel werden leicht lang und spitz. Das Becken des Weibes wird demjenigen des Mannes ähnlich. Aus dem ursprünglich angelsächsischen ist ein neuer Typus, die Yankeerasse, entstanden."

Den von Waitz-Gerland angegebenen Veränderungen fügt Hellwald hinzu (nach John White, Sketches from America, London 1890), daß die „Frauen in der fünften und sechsten Geschlechtsfolge immer blasser und blasser, immer zarter und magerer und zugleich ätherischer werden, daher für ihre höchste Aufgabe, gesunde Kinder zu tragen und selbst zu erziehen, immer weniger befähigt werden." Wir kommen darauf zurück.

Nach Mor. Wagners Migrationsgesetz unterliegen die Nordamerikaner trotz immerwährender Nachschübe einem unaufhaltbaren Naturprozeß und bilden in ihrer Abtrennung vom Mutterlande einen von ihren Stammeltern verschiedenen Menschenschlag.

Mir erschien als das markanteste die Verlängerung des Halswirbels, wodurch die ganze Figur schlanker und hagerer erscheint, die eckige Kopfbildung und sehr häufig die etwas vorgebeugte Haltung und der nachdenkliche, grüblerische Gang. Das „grave" Element in der Haltung des Nordamerikaners erinnert durchaus an die indianische Urrasse. Auch der Grundernst in seinem Wesen mag an die feierlich ernste Art der Rothäute gemahnen. Wenn man trotzdem bei Amerikanern (selbst bei älteren Leuten) so viel Lebenslust und Jugendfrische beobachtet, schreibe ich diese Vorzüge wieder dem durch günstige Vermischungen geglückten Verjüngungsprozeß ihrer Vorfahren zu.

Wäre nun auch die Macht des jungfräulichen Erdteils, einen neuen Volksstamm gedeihen zu lassen, nachgewiesen, so kann

Abb. 280. Amerikanerin von deutscher Herkunft.

doch nicht jeder uns entgegentretende Sohn des Landes als Vollblut-Amerikaner angesehen werden. Viele Millionen von Europäern sind in den letzten Jahrzehnten über den Atlantischen Ozean gewandert, und oft genug sind es deren unmittelbare Nachkommen, die sich uns als Amerikaner vorstellen. Zwar zeigen sie schon einige spezifisch amerikanische Eigenschaften im Äußern und im Gebaren, aber gewöhnlich ist der Prozeß der Umwandlung noch nicht beendigt. Allerdings ist der Deutsche öfters schon in der ersten dort entstandenen Generation ein halber Amerikaner; aber vom Irländer z. B. wird behauptet, daß er erst in der dritten Generation sich völlig amerikanisiert. In den folgenden Zeilen wollen wir uns nur von den fertigen Typen, die wir als Vollblut-Amerikaner ansprechen dürfen, unterhalten.

Einer guten, fast sensationellen Reputation erfreut sich die Nordamerikanerin. Entgegen den landläufigen, meist unkontrollierten Ansichten vermag ich nicht unbedingt das ihr gespendete Lob zu teilen.

Betrachten wir zunächst ihre äußere Erscheinung, ihre Figur, ihr Antlitz. Man trifft ja genug Leute, die die „schöne" Amerikanerin für die typische ansehen. Vielleicht haben sie auch nie eine häßliche, an denen Amerika so reich ist wie irgend ein anderes Land, gesehen. Möglich, daß die häßliche stets die Tochter noch ungenügend vermischter, unakklimatisierter Europäer ist — lassen wir es dahingestellt. Von der „schönen Amerikanerin" soll bald die Rede sein. Einstweilen aber gedenken wir derjenigen Tochter des Sternenbanners, die ich nach eigenen, während eines zweijährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten gemachten Beobachtungen als die typische glaube aufstellen zu können, nämlich die schlanke, flotte, hübsche (öfters auch schöne) up to date Amerikanerin, die durch den geschickten Stift des Zeichners Gibson als das Gibsongirl bekannt geworden ist. Das Gibsongirl als die typische Yankeetochter*) zu bezeichnen, dürfte auch die freudige Zustimmung ihrer eignen Landsleute finden. Schauen wir uns also das Gibsongirl mit den Augen eines Beobachters an, der — ganz unamerikanisch — nicht gleich vor einer

Abb. 281. Amerikanerin von deutscher Herkunft.

Frau in die Knie sinkt und sogar unhöflich genug ist, den Gegenstand seiner Betrachtung scharf unter die Lupe zu nehmen.

Ihre Figur ist, wie schon angedeutet, schlank und hoch, oft von gutem Wuchs, öfters aber hager. Durchschnittlich fehlen ihr diese oder jene Eigenschaften, ohne die

*) Es muß hier angemerkt werden, daß in Amerika selbst nur die Bewohner der Oststaaten Yankees genannt werden.

wir uns weibliche Schönheit nicht als vollkommen denken können. So geht ihr, wenn man genau hinschaut, meist die Anmut und Grazie verleihende Rundung der Formen ab. So sind oft die kräftig entwickelten Schultern knochig und breit, statt wohlig abgerundet. Vollendet sind aber die fleischigen Arme, die schlanken, ziemlich

Abb. 282. Amerikanerin von deutscher Herkunft.

kräftigen Beine. Die Hände sind von mittlerer Größe, schmal und schön geformt; auf die Pflege der Hand und der wohlgebildeten Nägel wird viel Wert gelegt, daher auch das bekannte Manikure eine amerikanische Erfindung ist. Die Füße sind groß und nicht schön. Der Hals ist schlank, öfters zierlich. Der Busen ist bei der typischen Amerikanerin nur mittelmäßig entwickelt. Im Gesicht fällt die Blässe auf, die freilich durch reichliches Pudern, Cremepasten und ganz diskret aufgetragene Schminke übertüncht wird. Kosmetika werden überhaupt mit so künstlerischer Raffiniertheit angewendet, daß die meisten Männer sie nicht gewahr werden. Beiläufig ist der Aufwand an Zeit, den die reichen Müßiggängerinnen für die Pflege ihres Körpers, besonders des Gesichts, der Hände und Nägel, verwenden, nicht viel geringer, als bei den Orientalinnen.

Die Augen sind blau oder graublau. Die Augenlider sind kürzer als bei Europäern. Die Nase ist wohlgebildet, der Mund normal, doch sind die Lippen etwas hoch und dünn. Der Unterkiefer ist recht groß geraten, daher das Untergesicht (bei den Männern oft richtig viereckig) nur wenig abgerundet, eher leicht eckig erscheint. Das meist blonde Haar ist steif und struppig und von mittelmäßiger Kraft. (Das wellige und lockige Haar der Europäer wird in Amerika schlicht.) Die Mängel ihres Haares scheinen von allen empfunden zu werden; denn nirgends wird so viel mit dem Haar herumgewirtschaftet wie in Amerika. Ich wüßte kein anderes Land, in dem sich das Verändern der natürlichen Haarfarbe einer so großen Beliebtheit erfreut wie hier. Die Amerikanerinnen teilen diese Sitte von zweifelhaftem Geschmack mit den primitivsten Völkern des Erdballs, den Nubiern, Negern von Zentralafrika, Papuas u. a., außerdem noch mit den Demimondänen Europas. Bis vor einigen Jahren war das „bleaching“ und Einseifen der Haare, das dem ursprünglich schwarzen oder blonden Haar einen Goldglanz verlieh, eine beliebte Mode; gleichzeitig war das Arrangement der Stirnhaare in eine Reihe von Dreiecken, Sternchen oder andern an die Stirn geklebten Ornamenten sehr beliebt. Diese Geschmacklosigkeit habe ich in den letzten Jahren nicht mehr bemerkt. Dagegen wird

neuerdings die Coiffüre durch ſtarke eingelegte Haarrollen oder durch eine vollſtändige Perücke, die oft eine andere Farbe zeigt als das Naturhaar, verſtärkt, wie es heißt, aus „Geſundheitsrückſichten".

Die Haltung des ſpezifiſchen Gibſongirl iſt durchaus gerade und korrekt. Dagegen macht ſich bei allen übrigen Amerikanerinnen, beſonders im jugendlichen Alter, ein Hang zum Gebeugtgehen bemerkbar, dem durch gymnaſtiſche Übungen in den Schulen zu ſteuern geſucht wird.

Die Stimme iſt wenig klangvoll, wobei ich nicht etwa an das ſchnarrende, knurrende, näſelnde Yankee-Engliſch denke, das man in England als „twang" bezeichnet. Niemals hört man den wundervollen Sprechton der europäiſchen Südländerinnen, oder den herzlichen ſympathiſchen Klang deutſcher Frauenſtimmen. Nichtsdeſtoweniger iſt das Organ für die Geſangskunſt oft vortrefflich geeignet. —

Nun aber, nach Betrachtung der rein typiſchen, dürfen wir auch der rein „ſchönen" Yankeetochter,

Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Geſ., Berlin-Steglitz.

Abb. 283. Amerikanerin von däniſcher Herkunft.

von der ſchon vorhin die Rede war, ein paar Worte widmen. Amerika iſt an dieſen herrlichen, erquickenden Erſcheinungen ſo reich wie nicht viele andere Länder. Nicht ganz ſo groß wie das Gibſongirl, ſind ſie dafür mehr fleiſchig und wohlproportioniert. Eine ſchöne Figur, mit wundervollen Armen, noch immer kräftigen und breiten, aber doch ziemlich abgerundeten Schultern, gutem und, wenn uns die Robe nicht täuſcht, entwickeltem Buſen, ſchöner Taille und vollendetem Unterbau mit wohlgeſtalteten Gliedmaßen. Der Kopf zeigt eine ſchöne ovale Form. Das Geſicht, mit herrlichen, lebensſprühenden Augen, beſchattet von ſchönen langen Wimpern, iſt die Lebendigkeit ſelbſt; die Naſe iſt fein geſchnitten, der Mund könnte nicht ſchöner gedacht werden, das Kinn iſt

Abb. 284. Amerikanerin von ſkandinaviſcher Herkunft.

Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Ges., Berlin-Steglitz.

Abb. 285. Amerikanerin aus Kalifornien.
Angelsächsischer Typus.

rundlich und vollendet. Der untere Teil des Gesichts ist am vollkommensten bei Frauen von deutscher, romanischer, israelitischer Abkunft, weniger vollkommen bei englischen und irischen Nachkommen. Den frischen, oft rosigen Teint, ebenso die Fülle des Haares wollen wir diesmal nicht untersuchen, um uns am Ende nicht Illusionen zu zerstören. Auch vom Gebiß wollen wir schweigen und nur in Parenthesis erfahren, daß (infolge der scheffelweise vertilgten Süßigkeiten) es nirgends so viele Zahnleiden gibt wie in Amerika, der klassischen Heimat der Zahnärzte, und daß selbst bei den Ärmsten ein guter Geschmack jede Zahnlücke verpönt. Auch auf ihre Füße wollen wir besser nicht schauen, obschon offen und frei, wie die Yankeetochter nun einmal ist, bei der nonchalanten Art ihres Sitzens sie uns förmlich dazu herausfordert.

Die meiste sinnliche Wirkung geht noch von den direkten Nachkommen (in der ersten oder zweiten Generation) von Romanen, Deutschen und Israeliten aus, weniger von Skandinaviern und Slawen und noch weniger von den Töchtern englisch-irischer Vorfahren. Die echte, „gründlich durchgemischte" Amerikanerin aber, die über die Herkunft ihrer Vorfahren vielleicht selbst nicht mehr im klaren ist, wirkt fast niemals sinnlich.

Eines aber fehlt so häufig der schönen Amerikanerin: die Herzenswärme, die Tiefe des Gemüts, die Innerlichkeit, kurz, die seelischen Eigenschaften unserer europäischen Frauen. Wie oft friert uns beim Anblick dieser kalten schönen Züge, bei dem harten, unschönen Klang der Stimme, den nüchtern rationellen Aussagen, oder gar, wenn sie ihre Lippen zu einem ausgelassen frivolen Lachen öffnet; wie selten entströmt diesen Lippen eine Äußerung, die aus der Tiefe des Herzens kommt! Man glaube nicht, daß Scheu oder Reserviertheit diesem Verhalten zugrunde liegt; nichts ist der Ameri-

Falk, New York phot. Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Ges., Berlin-Steglitz.

Abb. 286. Amerikanerin aus New York.
Angelsächsischer Schönheitstypus.

kanerin fremder, als ihre Gedanken über einen Gegenstand in den züchtigen Mantel der Verlegenheit zu zwängen. Nein, es fehlt an der inneren Wärme! Wie klingt es, wenn eine Deutsche von dem Gegenstand ihrer Liebe, sei er eine verehrte Person, ein Buch, eine Kunst, eine Idee, in beredten Worten oder auch nur in diskreter Weise spricht, und wie anders, wenn eine Amerikanerin ausruft, z. B. how I love music! Man denkt sich gar nichts dabei und plaudert in der üblichen, gesellschaftlichen Manier weiter. Mit mehr Wahrheit und Enthusiasmus hört man sie allerdings sagen: Oh, I love candy, oder ice cream usw. Je nun, es gibt auch andere; aber meine Aufgabe ist es, die Allgemeinheit ins Auge zu fassen. Übrigens habe ich drüben bei den von der Natur mit weniger Reizen ausgestatteten Frauen keineswegs eine größere Innerlichkeit gefunden als bei der schönen Spezies.

In ihren Bewegungen ist die Amerikanerin eckig. Freilich nicht jeder hat dafür ein Auge. Man sieht eigenartige Bewegungen, dazu vielleicht ein schönes Gesicht, und ist geneigt die Bewegungen für graziös zu halten, während grotesk die richtigere Bezeichnung wäre. Für Grazie fehlt ihr von vornherein die Figur und die Rundung der Gliedmaßen. Auch setzt Grazie gewissermaßen Unbewußtheit in der Handlung voraus, während bei unserer Amerikanerin alles Tun auf vollem Bewußtsein und Überlegung beruht. Auch der schwebende Schritt beim Tanz (es werden bekanntlich alle Rundtänze wie Walzer getanzt) ist kein Beweis für Grazie. Die originellen amerikanischen Tänze, von denen fortwährend neue erscheinen, sind einer wie der andere grotesk, niemals graziös. Freilich noch weniger Grazie findet sich bei dem amerikanischen Mann. Er lüftet beispielsweise den Hut, etwa wie man einen Deckel vom Kochtopf abhebt. Trotz größten Servilismus gegenüber Frauen bleibt sein Rücken stets steif.

Die Ansichten über die Amerikanerin sind übrigens in den verschiedenen Ländern

Abb. 287. Amerikanerin von britischer Herkunft.

Europas geteilte. In England erfreut sie sich keineswegs allgemeiner Bewunderung; doch genießt das spezifisch „Amerikanische" an ihr neuerdings modische, gesellschaftliche Beliebtheit, die mehr auf Amüsement als auf innerer Zustimmung beruht. Gewisse distinguierte Kreise sind ihr jedenfalls ver-

ſchloſſen. In Frankreich, wo man ſich kaum auf etwas anders beſſer verſteht als auf Frauen, hat ſie eigentlich niemals Erfolge gehabt; nicht einmal die „ſchöne“ Amerikanerin wird unbedingt anerkannt, da man Mängel an ihren Zügen entdeckt. Um ſo mehr Eindruck hat ſie von jeher in unſerm

Abb. 288. Amerikanerin von normanniſchem Typus.

impreſſionablen deutſchen Vaterland gemacht.

In der Tat, wer gäbe wohl außerhalb ihrer eignen Heimat ein geeigneteres Medium für ihre hypnotiſchen Künſte ab als der deutſche Jüngling? Vor ſich ſieht er, in nonchalanter (im Grunde genommen geſchmackloſer) Weiſe, vielleicht mit überſchlagenen Beinen, ein Weib von ſchönen, nehmen wir an ſehr ſchönen Zügen, das ſich ihm ganz zu widmen ſcheint. Dankbar hängt er an dem „bezaubernden“ Antlitz und lauſcht hingeriſſen ihren kühnen Anſichten über europäiſche, ſpeziell deutſche Zuſtände (die ſie eben erſt kennen gelernt hat); ſie zerpflückt eine ſeiner hergebrachten Sitten nach der andern, ſucht an allem zu tadeln, findet, daß die Deutſchen zu viel Bier trinken (von ihren Whysky-trinkenden Männern ſpricht ſie nicht), die deutſchen Frauen wären „dull“ und „vor allem“ verſtänden ſie ſich nicht zu kleiden; dagegen enthüllt ſie ihm die Vorzüge ihres eigenen Landes und ihres unübertrefflichen Volkes, und ſeiner Frauen, die „ihresgleichen nicht wieder in der Welt finden“...

Eine der auffallendſten Erſcheinungen iſt die Unfruchtbarkeit des amerikaniſchen Volkes. Die noch immer ſtark zunehmende Bevölkerungsziffer rekrutiert ſich einerſeits aus der bis heute ununterbrochenen Einwanderung, andrerſeits aus der Fortpflanzung der Neuankömmlinge in der erſten, allenfalls zweiten Generation. Alle ſpäteren Geſchlechter, beſonders diejenige Volksſchicht, die wir als ſogenannte Vollblut-Yankees anſprechen, zeigen eine auffallend geringe Vermehrungsfähigkeit. Nach der von dem Bureau of Education herausgegebenen Schrift „The Vital Statistics of America“ iſt ſogar der ſtändige Rückgang der Geburten eine feſtſtehende Tatſache. Wir werden darüber gleich Näheres erfahren. Dieſer Zuſtand iſt keineswegs nur auf künſtlich unterbun-

Nordamerikanerin.

Falk, New York phot. Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Ges., Berlin-Steglitz.

Abb. 289. Amerikanerin aus Boston.
Vermutlich von schottischem Einschlag.

dene Fruchtbarkeit, etwa in der Art des 1—2-Kindersystems in Frankreich, sondern hauptsächlich auf ein natürliches Manko zurückzuführen. Dort haben wir ein Nicht-Wollen, hier (bei den Amerikanern) ein Nicht-Vermögen. Nach den vorliegenden statistischen Tabellen ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn heute ein Verbot gegen die Einwanderung erlassen würde, und nicht irgendwie andere Lebensverhältnisse entstehen, das amerikanische Volk in absehbarer Zeit aussterben müßte.

Es sei mir gestattet ein paar Zahlen anzuführen. In 87 Stadtgebieten der östlichen Staaten ergaben sich nur $1^2/_3$ Geburten für je eine Familie. Von diesen starben $^1/_3$ vor dem fünften Jahre und höchstens ein Kind erreichte das Mannesalter. In den nördlichen Staaten liegt das Verhältnis etwas günstiger; da aber auch hier der Durchschnitt der Todesfälle in den anglo-amerikanischen Familien 2% größer ist als die Geburten, dürfte in 50 Jahren der letzte Puritaner begraben sein. Man datiert die Geburtenabnahme, die jetzt freilich erst augenfällig wird, schon seit fast hundert Jahren. (Siehe auch Dixon: The white conquest.)

Hiernach müßte es allerdings scheinen, als seien die gepriesene Rassenvermischung oder der neue Weltteil selbst ungeeignet für den Bestand eines Volkes. Indessen ist für diese Annahme noch nicht der Schimmer eines Beweises erbracht worden; vielmehr muß auf eine Wechselwirkung zwischen gewissen angeborenen physischen Eigenschaften und der ganzen Lebensführung des amerikanischen Volkes als die Ursache der verminderten Fruchtbarkeit gewiesen werden.

Erotische Veranlagung ist noch immer mit Vermehrungsfähigkeit Hand in Hand gegangen. Erotik ist aber das, was man nur im geringsten Maße bei den Bewohnern

Falk, New York phot. Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Ges., Berlin-Steglitz.

Abb. 290. Amerikanerin aus Boston.
Schottischer Schönheitstypus.

Abb. 291. Amerikanerin von britischer Herkunft.

der Union antrifft. Vielleicht ist dafür die folgende Erklärung annehmbar.

Als vor genau drei Jahrhunderten das Gebiet der Vereinigten Staaten seine ersten Ansiedler von Europa empfing, harrte dieser ein entbehrungsreiches Leben. Nur langsam wuchs die junge Kolonie, die etwa 200 Jahre später, also schon einen guten Zeitraum nach ihrer Unabhängigkeitserklärung, kaum mehr als 4 Millionen Seelen zählte. Erst in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts begannen die Ströme der europäischen Zuwanderung, in denen alljährlich hunderttausende von Einwanderern das Land überfluteten. Bemerkenswert war, daß der Zuzug von weiblichen Wesen den männlichen ganz erheblich nachstand. Je mehr der Zuwanderer aber erschienen, um so härter wurde die Existenzfrage. Der Erwerb des allmächtigen Dollar war die einzige Losung, die bekanntlich bei der großen Mehrheit des amerikanischen Volkes auch noch heute als wesentlichster Lebenszweck besteht. Bei diesem harten Ringen um eine Existenz und der Jagd nach dem Mammon dürfte sich das erotische Gefühl des Amerikaners stark vermindert haben. Gleichzeitig hat auch das amerikanische Weib, das sich nicht mehr geminnt sah, das beim Manne wohl die Liebe zum Dollar, nicht aber die ideale Liebe zum andern Geschlecht bemerkte, den erotischen Trieb allmählich eingebüßt. Es erkannte sich bald als Objekt der „flirtation", als süßen Zeitvertreib in den Mußestunden des Mannes, dessen an Liebe gerade von fern noch erinnernde Empfindungen ihr pikant genug erschienen, um nun daran die ihr angeborene Kunst des Flirtens nach allen Regeln auszuüben. In der Tat wird diese Kunst — ich sage das mit vollstem Nachdruck — in keinem Teile der Welt in solcher Quantität kultiviert, wie in Amerika. Zum flirting geneigt bis zu den höchsten und abenteuerlichsten Phasen, macht die Amerikanerin aber vor dem letzten Punkt, dem erotischen, halt,

Abb. 292. Amerikanerin von britischer Herkunft.

Falk, New York phot. Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Ges., Berlin-Steglitz.

Abb. 293. Amerikanerin von irischer Herkunft.

weil sich ihr der Sinn dafür nicht oder nur in geringem Maße erschlossen hat. Kommt es aber dennoch dazu, so sind die Vergleiche, die Kenner des Volkes aus den Regionen des „ewigen Eises und Schnees" herbeigezogen haben, bezeichnend für den Vorgang. Schließlich hat wohl die emanzipierte, selbstherrliche Stellung, die sich die Amerikanerin errungen, noch den letzten Hauch von sinnlicher Hingebung an den Mann in ihr erlöscht.

Für denjenigen aber, der an dem erotischen Manko der Amerikanerin zweifelt, sei noch besonders bemerkt, daß schon unzählige Ehen in den Vereinigten Staaten geschieden worden sind, weil der weibliche Teil dem männlichen nicht seine natürlichen Rechte zugestanden hatte.

Nun weiß ich wohl, daß auch noch andere Gründe als mutmaßliche Ursache der Unfruchtbarkeit angeführt werden: das geringe Interesse für Kinder, die Abneigung gegen Kindererziehung und die Führung eines eignen Haushaltes; daher das entsittlichende Boardinghouseleben — in Amerika leben Millionen von Ehepaaren in Pensionaten, ein Zustand, der in der ganzen übrigen Welt so gut wie unbekannt ist, — und schließlich der beliebte Aufenthalt der männlichen Welt an den bars, mit andern Worten: der Alkoholgenuß. Allein, es gibt doch in Amerika mehr denn irgendwo völlige Abstinenzler, sogar einzelne Staaten, in denen der Alkoholverkauf vollständig unterbunden ist, während man z. B. beim britischen Volk (besonders den Schotten und Iren), das dem Alkoholgenuß weit mehr huldigt als das amerikanische, durchaus keine Zeichen von verminderter Fruchtbarkeit beobachtet hat. — Es mag an dieser Stelle noch bemerkt werden, daß entgegen den meisten Kulturländern, in denen ein starker Überschuß der weiblichen

Falk, New York phot. Mit Genehmigung der Neuen Phot. Ges., Berlin-Steglitz.

Abb. 294. Amerikanerin aus Boston. Anglokeltischer Typus.

über die männlichen Geburten existiert, Amerika ein Minus von 2 Millionen Frauen gegenüber seiner männlichen Bevölkerung aufweist; d. h. es gibt dort 2½% weniger Frauen als Männer!

Im Angesicht solcher Zustände legt man sich die Frage vor, ob es noch einmal anders wird in „Dollarika". Je nun, ich denke, wer mit Interesse und Erstaunen die verschiedenen Phasen verfolgt hat, die dieses Volk bereits durchgemacht hat, kann die Hoffnung nicht aufgeben.

Noch haben die Musen hier keine Heimstätte. Nach kurzem Besuch und einem mehr oder weniger unbehaglichen Dasein im Yankeelande, über dessen innere Unbefriedigung auch kein noch so vergoldeter Lohn sie hat täuschen können, ist noch bei weitem die Mehrzahl aller Künstler, die die Vereinigten Staaten bereist haben, in die alte Kulturheimat zurückgekehrt. Es mangelt dort noch immer an „Geschichte" und historischen Stätten, an Ruinen, Burgen und Denkmälern, an altehrwürdigen Kathedralen, an Galerien, Tempeln und Kunststätten. Neu ist alles — trotz 300-jähriger Existenz — und an allem, was man sieht und hört, haftet der unästhetische Glanz und der Geruch des Dollars, auch an Konzerten, Theater und Oper — inklusive Parsifal.

Falk, New York phot. Mit Genehmigung der Neuen Photogr. Ges., Berlin-Steglitz.

Abb. 295. Amerikanerin, 18jährig.
Von spanisch-mexikanischem, vielleicht auch indianischem Einschlag.

Aber schon ändern sich die Zeiten. Die Einsicht, daß es nicht so bleiben kann und wird, ist schon allen gekommen. Es klingt wie ein Schrei aus dem neuen Weltteil nach Ruhe und Einkehr und dem Wunsche, auch ideellen Gütern zu leben. Und diese Zeit wird kommen, und dann wird sich auch, das hoffe ich, die physische und die psychische Konstitution des amerikanischen Volkes ändern und „neues Leben blüht . . ."

Sprechen wir aber weiter von der Amerikanerin, so wie wir sie heute kennen. Jeder Reisende wird die fast beispiellose Ungezogenheit amerikanischer Kinder beobachtet haben. Von den beiden Geschlechtern gebührt aber in der Ungezogenheit dem kleinen Mädchen der Vorrang. Nicht daß sie zu gleich tollen Streichen wie ihre Brüder aufgelegt ist,

aber in den spezifischen „Kleinen Mädchen-Unarten", wie Trotz und Eigensinn, ist sie einfach unübertroffen. Es gehört ein Nichts dazu, sich die Ungnade der jungen Dame zuzuziehen. Dann funkeln die Äuglein in dem kleinen Köpfchen, ein über das andere Mal stampft das Füßchen den Boden, und die bekannte Unart des Lamas, wenn es gereizt wird, veranschaulicht sie zu drastischer Wirkung. Das alles finden Papa und die Brüder herrlich — wehe auch den letzteren, wenn sie der kleinen „Prinzessin" nicht parieren wollten. Die Mutter fände es sofort ungentlemanlike. Sie selbst hält der Kleinen allerdings ihre Unart vor; das geschieht aber ohne Nachdruck, ohne Strenge — und natürlich ohne Erfolg. In der Schule fehlt es den Töchtern gewiß nicht an der Gelegenheit, sich eine recht passable Bildung anzueignen. Da aber der Mangel an Disziplin groß und die Art des Unterrichtens unzulänglich ist, tritt sie später als erwachsene junge Dame aus der Schule, ohne im entfernten die Bildung z. B. unserer deutschen jungen Mädchen erlangt zu haben. Vergeblich würde man versuchen mit ihr eine Unterhaltung, die über das Alltägliche hinausgeht, oder in fremden Sprachen (es seien denn die Sprachen ihrer Eltern) zu führen. Auch die höheren Institute, die meistens zur Ausbildung in einem bestimmten Beruf dienen, vermögen nicht, den Bildungsgrad der Zöglinge wesentlich zu erhöhen.

Indem ich bemerke, daß ich selbst wiederholt Gelegenheit hatte, dem Unterricht in amerikanischen Töchterschulen beizuwohnen, möchte ich wieder betonen, daß ich allgemeine, durchschnittliche Verhältnisse schildere. Auch hier gibt es zahlreiche, glänzende Ausnahmen. Mit Genuß erinnere ich mich der Unterhaltung mit einzelnen Damen, deren Bildungsgrad ein außergewöhnlich hoher war, und deren Streben in idealer Richtung von unsern eifrigsten jungen Damen nicht übertroffen werden könnte.

Weit mehr Achtung gebietet ein recht schön entwickelter Sinn für Kunst und Kunstgewerbe. Besonders Musik erfreut sich der größten Beliebtheit. Hier finden wir Legionen vortrefflicher Klavierspielerinnen, Geigerinnen, Cellistinnen und Sängerinnen, von Instrumenten, die allein der amüsanten Unterhaltung dienen, wie Harfe, Guitarre, Mandoline gar nicht zu sprechen. Nächstdem wird die Malerei

Abb. 296. Amerikanerin von spanischer Herkunft.

jeder existierenden Gattung stark und erfolgreich kultiviert. Daran schließt sich das Kunstgewerbe, sofern es mehr oder weniger verwöhnten jungen Damen ohne allzu große Anstrengung zugänglich ist. Es ist der jeweiligen Mode unterworfen. Während meiner letzten Anwesenheit in den Vereinigten Staaten war die Herstellung von Porzellan, zu welchem Zweck eigens Brennöfen gesetzt wurden, eine solche Modesache. Ganz ausgeschlossen waren aber von jeher alle Arbeiten, die große körperliche Ermüdung verursachten; also vor allem die leidige Beschäftigung deutscher Jungfrauen, wie Schneidern, Nähen, Stricken, Klöppeln, Sticken usw.

Unübertroffen ist die Amerikanerin als Tänzerin in ihrer Art. Der Tanz, von dem in einer andern Beziehung schon vorher gesprochen wurde, wird mit Leidenschaft gepflegt, so daß in vielen Familien die jungen Damen mehrmals wöchentlich, bisweilen allabendlich Gelegenheit haben, sich diesem Vergnügen hinzugeben. Der amerikanische Tanz gleicht mehr einem rhythmischen Schweben und Gleiten, wobei die Füße kaum den Boden verlassen. Der Walzer ist so beliebt, daß man nach seinem Rhythmus gern auch alle andern Tänze ausführt. Daß den Tänzerinnen dies tadellos gelingt, ist ein Beweis feinen rhythmischen Gefühls und eines guten Ohres.

Abb. 297. Amerikanerin von israelitischer Herkunft.

Große Sorgfalt verwendet die Amerikanerin auf ihre Toilette; sie will nicht nur schön, sondern möglichst elegant gekleidet sein. Daß sie das vermag, unterliegt keinem Zweifel. Aber Eleganz und Schönheit sind wohl auch in der Toilettekunst verschiedene Begriffe. Wenn wir nur Schönheit berücksichtigen, so erreicht die kleinste Neapolitanerin, die bescheidenste Französin mit einfachsten Mitteln, was der Amerikanerin nur mit Aufwendung von Raffinement gelingt. Es kommt ihr z. B. nicht darauf an, während vielleicht die ganze übrige Damenwelt farbig gekleidet erscheint, sich von Kopf bis Fuß weiß zu kleiden, oder durch auffällige Bänder, Schleifen, Schals, Boas oder Kombinationen irgend welcher Einfälle die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Pierre de Coulevain, die sie sehr fein beobachtet hat, sagt übrigens, die Amerikanerin kleide sich zu vollkommen, mehr schick als elegant. So groß der Aufwand ist, der mit den Hüten getrieben wird, so vernachlässigt wird das Schuhwerk. Was gerade paßt und bequem sitzt, wird allem andern vorgezogen; freilich darf nicht verschwiegen werden, daß dieses Schuhwerk nicht gerade den schönsten Fuß zu bekleiden hat.

Die Durchschnitts-Amerikanerin liebt nicht in die Tiefen des Lebens zu steigen. Gemeinsinn betätigt sie nur, wenn

sie damit eine ihrer Kaprizen oder Prüderien der Menschheit aufzwingen kann. Weil in einer Stadt ein paar Trunkenbolde sich bemerkbar machten, haben die Frauen die Behörden gezwungen, das "Law of Prohibition" über die Stadt, nein, über den ganzen Staat zu verhängen, so daß in manchen Staaten auch nicht mehr das unschuldigste Gläschen Bier auf honette Weise zu haben ist.

Weil man in einer Stadt in Kansas — Max O'Rell erzählt diese schier unglaubliche Geschichte — das Söhnchen einer achtbaren Familie beim Zigarettenrauchen ertappt hat, wurde der Richter des Bezirks gezwungen, innerhalb seiner Jurisdiktion den Verkauf von Tabak jeder Art zu verbieten. Frauen sind es fast immer, die solche „Wandlungen" geschaffen haben! Oder aber ein Dutzend Frauen überfallen einen Alkoholausschank und zerschlagen dem Eigentümer alles, was ihnen in die Hände fällt, zu Scherben. In Deutschland kämen sie dafür ins Gefängnis; in Amerika werden sie gefeiert. Natürlich zeigt sich auch hier und da Gemeinsinn in einer edleren Richtung, aber Prohibition, Gesundbeten, Christian Science, heißt doch das mit höchster Leidenschaft gepflügte Feld der „gemeinnützigen" Amerikanerin, und sicher ist, daß "votes for women", wofür sich eben Engländerinnen schmähen und prügeln ließen, ganz unpopulär in Amerika sind. Vor Jahren wurde der Versuch allerdings gemacht, das Wahlrecht für Frauen einzuführen. Nirgends hätten es Frauen leichter dieses Ziel zu erreichen — im Handumdrehen käme es zustande. Aber die Mehrheit der Frauen selbst lehnte es ab: es brächte ihnen nur Mühe und Arbeit. Was eine Amerikanerin gerade zu vermeiden wünscht!

Von der Kunst des Flirtens ist schon gesprochen worden. Wirklich verursacht der durchschnittlichen Amerikanerin nichts in der Welt ein solches Behagen wie die Ausübung dieser Kunst, in der sie es, wie schon an anderer Stelle gesagt, weit gebracht hat, nur daß dabei die Grazie, die Feinheit und jener undefinierbare Charme unserer kokettierenden Südländerinnen ausgeblieben sind. Nicht einmal mit der Engländerin nimmt sie es darin auf. Pierre de Coulevain sagt, daß, während die Engländerin im Flirten zart und fein ist, klug und gefährlich, sei die Amerikanerin befehlend, roh und dreist.

Abb. 298. Amerikanerin von israelitischer Herkunft.

Der höchste "fun" ist für sie, sich von ihrem Kavalier traktieren zu lassen; sie hat kein Empfinden dafür, daß er vielleicht sein Letztes hingibt. Im Gegenteil, sie rühmt sich hinterher (man kann das täglich hören!): I made him spend d. h. ich ließ ihn für mich ausgeben — und dann wird der Betrag in Dollars und Cents oder das Objekt

genannt. Daß sie sich zu einer Wagenfahrt, in eine Abendgesellschaft abholen oder ins Theater führen läßt, ist durchaus gang und gäbe. Diesen Gelegenheiten wohnen niemals etwa die Eltern der jungen Dame bei. Sie hat auch das Recht, stets ihren Galan ohne Beisein ihrer Eltern zu empfangen. Indessen ist eine Überwachung der jungen Leute in der Tat nicht notwendig; denn mag auch ihre Freundschaft und Intimität eine große sein — Küsse z. B. sind über alles wohlfeil in Amerika —, so wird die gewisse Grenze, welche die Freundschaft von der Erotik trennt, wohl niemals überschritten. Da ich eben von Küssen sprach, bemerke ich einschaltend, daß prüde Frauen, wahrscheinlich solche, um die, schändlich genug, noch kein Mann geworben hat, es durchgesetzt haben, daß Küssen in der Öffentlichkeit in New

Abb. 299. Amerikanerin
(zum überwiegenden Teile deutscher, zum kleineren Teile mexikanischer Herkunft).

Abb. 300. Amerikanerin von französischer Herkunft.

Jersey mit Geld, in Massatchusetts mit Gefängnis bestraft wird.

Alle Artigkeiten, die der Amerikanerin erwiesen werden, nimmt sie als selbstverständlich hin, als käme das ihrem Geschlecht zu, als sei es schon ein Verdienst als Weib in die Welt gekommen zu sein, die Welt, die aus Göttinnen, d. h. Frauen, vielmehr Amerikanerinnen, und Sklaven, d. h. Männern besteht (freilich sind ihnen die amerikanischen Männer „bessere" Sklaven als wir Europäer es wären). Ich erinnere mich, wie es in Amerika als selbstverständlich galt, daß man gleich einer automatischen Figur von seinem Sitz aufsprang, wenn in der überfüllten Straßenbahn eine Dame erschien, die dann ohne einen Hauch des Dankes den Platz einnahm. Das ist so weit gegangen, bis der Männerwelt in einer intelligenten Stadt wie New York diese

Abb. 301. Brünette Amerikanerin.

Unmanier ihrer Frauen doch über das Maß ihrer Geduld ging, und plötzlich alle wie ein Mann den Platz festhielten, mochte auch die allersmarteste Yankeetochter mit den süßesten googy-Augen vor ihnen stehen. So fand ich es noch bis vor einigen Jahren. Weiß nicht, ob heute noch der Brauch besteht.

Nirgends werden so viele Ehen geschieden wie in Amerika. Auf Grund einer Veröffentlichung, daß in den letzten 20 Jahren eine Million Scheidungen stattfanden, machte ich die folgende numerische Aufstellung. In der Annahme, daß die genannte Ziffer sich auf den Zeitraum von 1888—1908 bezieht, dürfen wir das Mittel der Bevölkerungsziffer auf 70 Millionen festsetzen. Da laut einer andern Statistik auf 10000 Einwohner etwa 100 (genau 102) Personen im Jahr getraut werden, beträgt die Summe der Trauungen in den Vereinigten Staaten in 20 Jahren 14 Millionen. Somit wird von 14 Ehen immer eine geschieden. Oder nehmen wir an, daß $^2/_3$ der Bevölkerung ledig wäre, $^1/_3$ verheiratet, so ergäbe das etwa $23^1/_3$ Millionen Verheiratete, also etwas über $11^1/_2$ Millionen Ehen. Danach würden von ca. $11^1/_2$ Ehen immer 1 geschieden. Folglich dürfte das Mittel aller geschiedenen Ehen in den Vereinigten Staaten 8% pro Jahr betragen.

Mit welcher Frivolität Scheidungen betrieben werden, kann man täglich in den Zeitungen lesen. Da ist die Frau, die sich scheiden läßt, weil sie den Mann für reicher hielt, als es sich herausstellte, eine andere, die als Beweggrund zur Scheidung angibt, daß der Mann ihr kein seal-skin schenken wollte. Da ist eine, die sich acht mal hat scheiden lassen und sich immer wieder verheiraten will, bis sie den „richtigen" Mann findet. Da ist ein Richter, Mr. Dowling in New York, der an einem Tage 125 Ehen schnell und schmerzlos trennte — Bettler und

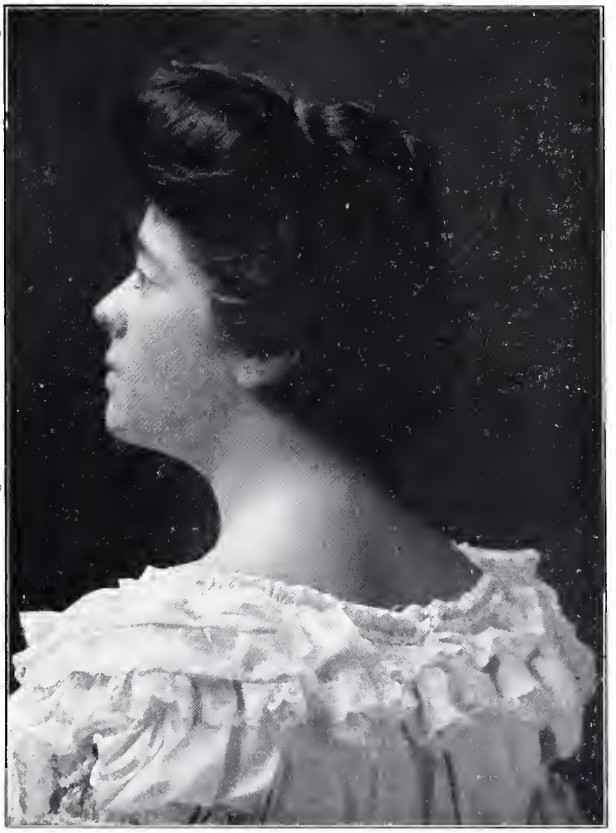


Abb. 302. Brünette Amerikanerin.

Trunkenbolde hätten nicht schneller abgeurteilt werden können.

Nach allen diesen Schilderungen kann Niemand, der ein offenes Auge dafür hat, mehr bezweifeln, daß in diesem Lande sich Zustände entwickelt haben, die sich für die Zukunft als geradezu unhaltbar erweisen müssen. Nur die Amerikaner selbst scheinen nichts davon zu merken. Es gibt sicher kein anderes Volk, das so eingenommen von sich selbst, so von seiner Vollkommenheit überzeugt wäre, wie die Amerikaner. Sind die Männer schon nicht zugänglich einer Belehrung über ihre Mängel, so sind es noch weniger die Frauen, die von ihrer Wiege an gewohnt sind, Huldigungen zu empfangen, denen von ihren Kavalieren, von der Presse unzählige Male gesagt wurde, daß ihresgleichen nicht wieder auf der Erde existiert.

Abb. 303. Amerikanerin.
Typus des Gibsongirl.

Da muß es denn geradezu wie eine Explosion gewirkt haben, als — vielleicht zum ersten Male in diesem Lande — eine Amerikanerin selbst ihre Landsmänninnen angriff. Anna A. Rogers heißt die Mutige, die es unter dem Titel „Warum scheitern amerikanische Ehen?“ gewagt hat, ihren Landsmänninnen im „Atlantic Monthly“ die Wahrheit zu sagen. Indem ich im folgenden einige Gedanken der Anna Rogers zitiere, ist es unvermeidlich, Vorhergegangenes zum Teil zu wiederholen. In ihrer Schrift heißt es:

„Am allerstolzesten ist der Amerikaner auf seine Frauen, dergleichen sich in keinem Lande der Erde wiederfindet. Von ihrem Lobe fließen die Redner, die Dichter, die Gelehrten über. Das ganze Volk hätschelt und verehrt sie. Was er auch Schönes und Edles sieht an den Frauen anderer Völker, die Amerikanerin übertrumpft sie alle. Sie ist verständiger als die Britin, eleganter als die Französin, der Deutschen an Bildung, der Italienerin an Schönheit, der Spanierin an Glut der Empfindung überlegen. Denn nur zwei Dinge betet der Amerikaner an: den Dollar und die Frauen. Wie kommt es nun, daß trotz dem Vorhandensein einer so göttergleichen Frauenwelt, während wir uns zugleich die korrespondierende Männerwelt unmöglich als eine Ausgeburt aller Laster vorstellen können, Amerika das klassische Land der Ehescheidungen ist, deren Zahl noch von Jahr zu Jahr zunimmt?“ Anna Rogers bestreitet, daß der Grund, wie öfters gemeint wird, in der großen Leichtigkeit zu suchen ist, mit der Ehen getrennt werden können.

Zunächst tritt die Amerikanerin, allerdings auch der Amerikaner, an die Ehe mit einer Leichtfertigkeit heran, als ob es sich etwa um das Engagement von Dienstper-

sonal handelt. „Der Amerikanerin", sagt Anna Rogers, „liegt der Gedanke fern, daß die Ehe der Lebensberuf des Weibes sei.

Noch ist kein Weib in Wissenschaften und Künsten den Männern vorangeschritten, noch haben die Frauen im Lande keine Fähigkeiten entwickelt, welche die demoralisierende Vergötterung rechtfertigen würden, auf die das amerikanische Volk so grundlos stolz ist. Aus dieser Vergötterung stammt die Unduldsamkeit und Selbstsucht der jungen Frauen, die an der geringen Dauerhaftigkeit der Ehebande in so hohem Maße schuld sind. Keine soziale und moralische Leistung der Frauen erklärt zur Genüge ihre soziale Herrscherinnenrolle und die Unterordnung des hart arbeitenden, sich aufreibenden Mannes unter sie und ihre Wünsche. So lernt die Amerikanerin nicht erkennen, daß es ihre Lebensaufgabe ist, in ihrer Ehe dem Ideal auch Verwirklichung und Gestalt zu geben, das der Mann sich vorher von ihr gebildet hat.

Die Ansprüche der Amerikanerin an den Mann sind maßlose. Sie fordert von ihm mehr Liebe, mehr Bewunderung, mehr Zeit, mehr Geld, als er ihr zu geben imstande ist. Was sie von ihm fordert, ist weit mehr, als was sie ihm gibt. Dies ruhelose, leichte, verzogene, leidenschaftliche Mädchen von heute — ein prachtvolles Geschöpf, aber ärmlich an Gemüt — stellt große Ansprüche. Der Mann muß schön (das ist das sine qua non der von gesundem Rasseninstinkt beseelten Amerikanerin), reich, klug, gebildet und in angesehener Stellung sein, ein vollendetes Gemüt und eine grenzenlose Fähigkeit besitzen, sie auf den Knien anzubeten."

Im wirtschaftlichen Leben wird die Amerikanerin, wie Anna Rogers nachweist, von der Französin übertroffen. Die erwerbstätigen Frauen machten in Frankreich 34% der erwerbstätigen Bevölkerung aus gegen 17% in den Vereinigten Staaten. „Keine Amerikanerin liebt das persönliche sorgfältige Walten im Haushalt, das bei der Deutschen selbstverständlich ist, und der Schlendrian der amerikanischen Haushaltungen findet sein Gegenstück nur in den

Abb. 304. Amerikanerin.
Typus des Gibsongirl.

Häusern der niederen italienischen und chinesischen Bevölkerung. Die Amerikanerin ist ihrem Manne keine geschäftliche Stütze und keine Beraterin in finanziellen Dingen, sie hilft nicht sparen und erhalten, sie teilt nicht, wie die gebildete Britin, die ihn so stark erregenden politischen Interessen; ihre liebste Beschäftigung ist Müßiggang. Beständiges Besuchen der Läden und Warenhäuser, nicht um des Kaufens, son-

dern um der Zerstreuung willen, ist ihre Leidenschaft. Der Vormittag, an dem die europäischen Frauen zu Hause sind, ist die Zeit, in der es auf den Straßen der amerikanischen Großstädte von geputzten Damen wimmelt. Ein weit über ihre Verhältnisse gehender Toilettenluxus ist ihr besonderes Laster, ein Aufwand an Kleidern

Abb. 305. Amerikanerin.
Typus des Gibsongirl.

und Hüten, welcher dem Fremdling, der über die soziale Lage der Trägerin Aufklärung empfängt, ein erstauntes Lächeln entlockt."

Über die Fähigkeiten weiblicher Angestellter in den Büros wurde vor kurzem berichtet, daß die Generaldirektion der Baltimore- und Ohio-Eisenbahngesellschaft den aufsehenerregenden Beschluß gefaßt hat, ihre sämtlichen weiblichen Angestellten zu entlassen und die frei werdenden Stellen durch männliches Personal zu besetzen. Die drakonische Maßregel ist das Ergebnis langer und eingehender Beobachtungen mit dem Nachweis, daß die Arbeitsleistung des Mannes die der Frau um dreißig Prozent übersteigt, und daß er obendrein viel besser und akkurater arbeitet als die weibliche Konkurrenz. Auf Grund dieses vernichtenden Urteils über den Wert der Frauenarbeit sollen jetzt alle in den Büros der Gesellschaft beschäftigten Frauen den Laufpaß erhalten, unbekümmert um die Erwägung, daß ihr Ersatz durch männliche Kräfte für die Gesellschaft eine wesentliche Erhöhung des Gehaltsetats bedeutet. Natürlich entfesselte dieser Beschluß der Direktion bei den von der Maßregelung betroffenen Damen einen gewaltigen Entrüstungssturm. Sie bestreiten entschieden, daß ihre Arbeit gegenüber der des Mannes als minderwertig zu bezeichnen ist. Demgegenüber verweist die Direktion auf ihre sorgsam aufgestellte Statistik, die diese Tatsache ziffernmäßig feststellt. Die angegriffene Eisenbahnverwaltung erhebt gegen die Frauen weiterhin den Vorwurf, daß sie aus der Erfahrung keine Nutzanwendung zu ziehen vermögen, und daß sie, wenn ihnen ein Tadel ausgesprochen wird, wie die Kinder weinen, statt ihr Unrecht einzusehen. Sie sind überdies im großen und ganzen fauler als die Männer, was zur Genüge daraus hervorgeht, daß sie beim Nahen der Stunde des Büroschlusses kein Auge von der Uhr lassen. Die amerikanischen Suffragettes speien Feuer und Flammen gegen die frauenfeindliche Direktion. Sie haben sich der Sache der verabschiedeten Damen mit leidenschaftlicher

Energie angenommen. Nach ihrer Meinung ist die Arbeit der Frau der des Mannes nicht nur ebenbürtig, sie verdient vor ihr auch den Vorzug, weil sich die Frau nicht ablenken läßt, sondern alle ihre Energie auf die Arbeit konzentriert, ganz abgesehen davon, daß sie die ihr anvertrauten Maschinen und Apparate sorgsamer behandelt und sauberer hält, als es der Mann zu tun pflegt."

Noch eine schlimme Eigenschaft entdeckt Anna Rogers an der modernen Amerikanerin, namentlich der gebildeten — sie degeneriert zum Mannweib. „Sie wandert, sich ihrer selbst bewußt, durch den abendlichen Trubel der Großstädte, verachtet jegliche Galanterie als veraltete Geschmacklosigkeit und jedes tiefere Gefühl als Unsinn. Selten

Abb. 306. Amerikanerin.
Von unbekannter Herkunft; anscheinend deutsch-englisch-irischer Einschlag.

Abb. 307. Amerikanerinnen von angelsächsischem Typus.

heiratet sie aus purer Liebe, der Mann aber in der Mehrzahl der Fälle — und so ist der Keim des Zerfalls von Anfang an gegeben. Viele gute, treue, brave und edle Frauen in Stadt und Land sind nur die Ausnahmen, die die Regel bestätigen, die Typen einer hinschwindenden Generation."

Einer, der die Amerikanerinnen in seiner Wahlheimat, Japan, gut beobachtet haben mag, ist Lafcadio Hearn. Nach Japan zu reisen, meist als Durchgangsetappe auf einer Reise um die Erde, wurde für die wohlhabenden Amerikaner Ende der 80er Jahre „the latest style".

Seitdem ergießen sich Ströme von Amerikanerinnen alljährlich in das Land der aufgehenden Sonne. In einem Brief an seinen Freund Basil Hall Chamberlain sagt Lafcadio Hearn, nachdem er die Japanerin gerühmt hat: „Welch diamantene Härte dagegen im Charakter

Abb. 308. Amerikanerin.
Gilt als die schönste Frau von Chicago und als Zukunftstypus der amerikanischen Frau.

der amerikanischen Frau, die man vergöttert!" Er fügt dann unmittelbar hinzu, indem er den Vergleich fortsetzt: „Welches ist wohl das höhere Wesen, das kindliche, zutrauliche, liebliche japanische Mädchen, oder die stolze, scharfe, ihres Weges bewußte Circe unserer gekünstelten Gesellschaft mit der ungeheuren Macht zum Bösen und den beschränkten Anlagen zum Guten?"

Ob „Flussy Ruffles", die „Neue" Amerikanerin, von der Henry Duvernois im „Je sais tout" berichtet, eine vollkommenere Frau ist als die bisherige? Nach ihm ist der Typus der fashionablen jungen Amerikanerin im Aussterben. Flussy Ruffles ist an die Stelle des Gibsongirls getreten, das „neue Ideal", das seine Herrschaft über den Mann mit neuen Mitteln verteidigt. Hören wir einmal, was Duvernois von dieser „allerneuesten" Amerikanerin zu sagen hat:

„Gegen den phantastischen Luxus der Milliardäre, gegen die üppige Toiletten- und Juwelenpracht der jungen Millionärstöchter, ist eine Bewegung entstanden, die die Europäer zwingt, ihre landläufigen Vorstellungen von der eleganten Amerikanerin einer Revision zu unterziehen. Die junge Amerikanerin von heute, die Amerikanerin nach der Finanzkrise, wohnt nicht mehr unbedingt in der 5. Avenue, und was ehedem als „shocking" galt, ist jetzt modern geworden. Es gilt als ein Zeichen von Intelligenz und Tatkraft, wenn das junge Mädchen statt französischer Romane in selbständiger Arbeit ihre Erholung sucht, und die Ausübung eines praktischen Berufes wird zum Ehrentitel. An Stelle der rauschenden langen Schleppe ist der kurze, bequeme fußfreie Rock getreten, an Stelle der kostbaren Spitzengewänder die anmutig einfache Bluse und an Stelle der Toilettenkünste und der Boudoirstuben der Sportplatz

Abb. 309. Amerikanerin aus San Francisco.

und die körperliche Übung. Die Modepuppe von ehedem wird zur abgehärteten Lebenskämpferin, und die planmäßige Entfaltung aller Kräfte, körperlicher, wie geistiger, zum neuen Erziehungsideal. Diese neue Amerikanerin weiß sich zu verteidigen, nicht mehr allein mit einem kühl abweisenden Lächeln, sondern, wenn es sein muß, auch mit den Fäusten, und die leidenschaftliche Pflege des Sports, der ständige Aufenthalt in der freien Luft, die Anstrengungen des Ruderns oder des Tennisspielens machen aus der blassen Schönheit eine sonnengebräunte, gesunde und energische junge Dame. Die spannenden französischen Romane sind vom Bücherbrett verschwunden, und an ihrer Stelle stehen philosophische Schriften. Und wo ehedem die Höhe der Schneiderrechnung eine verderbliche Rolle spielte, gilt es jetzt als höchste Vornehmheit, durch Bescheidenheit zu wirken. Eine Kultur der Einfachheit ist im Anzuge und nötigt den Europäer zu einer neuen Einschätzung des amerikanischen Frauentums."

Mir scheint in der Tat, daß an die Stelle der oberflächlichen, flirtenden Modedame eine würdigere Repräsentantin ihres Geschlechts zu entwickeln sich anschickt. Aber auch aus dieser sprechen Züge von einem harten, poesielosen Mannweib, das noch immer seine Bestimmung als Weib nicht erkannt hat.

Ich komme nun zum Schluß dieses Kapitels. Wiederholt muß ich den Leser aufmerksam machen, daß mir nur daran lag, ihm ein Bild der typischen, „durchschnittlichen" Amerikanerin zu verschaffen. Gegenüber der Überhebung, in der sie ihre eignen Landsleute schildern, und in der sie sich selbst so zu gefallen scheinen, wie gegenüber den vielen schiefen Urteilen, denen man bei uns über diese Frauen begegnet, darf es nicht befremden, wenn der Spiegel, den ich ihnen vorhielt, viele ihrer ungünstigen Seiten erblicken ließ.

Daß die Amerikanerin auch preisenswerte

Abb. 310. Amerikanerin.
Von unbestimmbarer Herkunft; anscheinend skandinavisch-irischer Einschlag.

Eigenschaften hat, soll nicht geleugnet werden. Ihr Köpfchen ist durch keine "romantische" Anschauung verschroben oder verwirrt. Ihr Verstand ist gewissermaßen geradlinig. Ihre Intelligenz ist groß, wenn auch nicht größer als bei unsern Frauen, die aber oft durch uralte ererbte Vorurteile in der Beurteilung vieler Zustände befangen sind. Wirk-

lich dumme Frauen kann man drüben mit der Laterne suchen. Zu rühmen ist ihr Mangel an Pose und Affektiertheit, ihr praktisches Wesen, ihre Fähigkeit, wenn es darauf ankommt, auch ohne männliche, überhaupt ohne fremde Hilfe den Weg durchs Leben

Abb. 311. Vollblut-Amerikanerin.

zu finden. In der Offenheit, Freimütigkeit, klaren, vorurteilslosen Entwicklung ihrer Gedanken übertrifft die Amerikanerin die meisten europäischen Frauen. Nie wird sie murren und klagen; im Gegenteil, wie sie auch immer gestellt sei, wird man sie fröhlich und guter Dinge antreffen.

Der neue Weltteil steht in einem besonderen Verhältnis zu uns Völkern im alten Europa. Zwar sind wir schwerlich die verfallenden, degenerierenden, „senilen" Europäer, als die uns amerikanischer Chauvinismus hinzustellen öfters beliebt, zumal wir uns in einer Periode befinden, in der nicht mehr viele wesentliche Veränderungen zu erwarten sind, einer Periode, die ich das Mannesalter eines Volkes nennen möchte; anders die Nordamerikaner, die sich noch ganz in der Entwickelung befinden.

Ich möchte auf zwei Ereignisse aus der jüngsten Geschichte dieses Volkes aufmerksam machen, die zwar ein jeder bei uns bemerkt, aber vielleicht nur wenige genügend gewürdigt haben:

Vor kurzem hat Amerika einen Krieg geführt, in dem es ein (allerdings degenerierendes) Volk besiegte und Kolonien gewann von dem 20fachen Umfang von Elsaß-Lothringen. In diesem Krieg hat es nur ganz wenige Menschen verloren! — ein Fall, der in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen ist. Ferner: In einer Nacht im April im Jahre 1906 wurde die Stadt San Francisco, die dreimal so groß war wie Messina, von Erdbeben und Feuersbrunst zum größeren Teil zerstört, — wobei wieder nur ganz wenige Menschenleben zugrunde gingen! — und innerhalb dreier Jahre in der früheren Größe und in größerer Schönheit wieder erbaut. Von einem Volk, das aus solchen Kalamitäten, ich möchte sagen, lachend, siegend und triumphierend hervorgeht, darf man noch das Größte

Abb. 312. Kalifornierin. Mädchen aus Sacramento.
Vermutlich von mexikanischem Einschlag.

Falk, New York phot. Mit Genehmigung der Neuen Phot. Ges. Berlin-Steglitz.

Abb. 313. Amerikanerin aus Chicago.
Von unbestimmbarer Herkunft;
anscheinend angelsächsisch-israelitischer Einschlag.

erwarten — Dinge, die jenseits jeder Berechnung liegen.

Als der erste amerikanische Austauschprofessor, ein alter würdiger Herr, seinen Antrittsvortrag an der Alma mater Fridericiana in Berlin hielt über die Entwickelung der modernen Staaten, entrollte er sine ira et studio die Sachlage hüben und drüben und schloß mit den Worten: „ich bin sicher, uns Amerikanern gehört die Zukunft". Schweigend, verblüfft mußte die deutsche akademische Jugend ihm innerlich zustimmen.

Wahrscheinlich ist schon in einem halben Säkulum das amerikanische Volk ein ganz anderes als heute. So darf man vor allem erwarten, daß sich die Fortpflanzungsverhältnisse, über die so viel Ungünstiges zu berichten war, verändern und verbessern werden, und so dürfen wir hoffen, daß auch die Amerikanerin der Zukunft sich als eine weit vollkommenere Frau präsentieren wird, als sie es heute ist. Vielleicht wird sie uns einmal in der Tat als das, von ihren Landsleuten heute noch mit Unrecht und so viel Überhebung gepriesene, „ideale unübertreffliche" Geschöpf erscheinen.

Die Kanadierinnen.

Zwei Schwestern sind es, eine Brünette und eine Blondine, die die Weiblichkeit in der nordischen Kolonie Groß-Britanniens in Nordamerika repräsentieren. Die erstere ist die Tochter ehemaliger Kolonisten aus der Normandie und Bretagne, die ungefähr zu gleicher Zeit Kanada, wie die holländischen und puritanischen Emigranten die Oststaaten der Union, besiedelten; die Blondine aber ist die auf amerikanischem Boden verjüngte und

Abb. 314. Kalifornierin.
Angelsächsischer Typus.

verschönte Tochter Albions. Zwischen beiden Schwestern herrscht gegenseitige Achtung, aber — kein Verkehr. Im Gegenteil, britische und französische Kanadier leben durchaus voneinander abgesondert, geschäftlich und besonders gesellschaftlich. Je mehr sich die britischen Kanadier über die gewaltige „Dominion" ausbreiten, um so enger schließen sich die „Habitants", wie sich die andern nennen, zusammen, als wollten sie sich gegenseitig gegen ihren Untergang schützen. Und doch haben sie nichts dergleichen zu befürchten; denn aus den ehemaligen 60000 französischen Ansiedlern, zu denen im Laufe von 150 Jahren kaum 10 000 neue Zuwanderer kamen, sind heute an die 2 Millionen Habitants geworden, die noch die Sprache ihrer Vorfahren, ein Französisch aus dem 17. Jahrhundert, mit Ausdrücken, die ein Pariser nur mit Mühe versteht, sprechen und an den strengen, althergebrachten, um nicht zu sagen kleinlichen Sitten ihrer Vorfahren festhalten.

Abb. 315. Eine Kentucky-Schönheit.

Fruchtbarkeit ist wohl eine der rühmlichsten Eigenschaften der französischen Kanadierin; 8—16 Kinder in der Familie einer Landbevölkerung ist nichts außergewöhnliches; ja, man hat bis zu 20 Sprößlingen gezählt! Welch trefflicher Beweis, daß Klima und Boden es nicht verschulden, wenn die Menschheit in der benachbarten Union sich nicht genügend fortpflanzt! (Siehe den vorigen Artikel.)

In ihrem Wesen ist die französische Kanadierin liebenswürdig, heiter und froh gesinnt. Schön gekleidet und geputzt, kopiert nach Pariser Mustern und Moden, finden wir sie am Sonntag, nach der Messe, auf der Höhe ihres sonnigen Daseins: beim Tanz. Der französische Typus hat sich bei

ihr nur insofern verändert, als er an Figur und Kraft gewonnen hat. Auch sind die Frauen hübscher, ihre Züge sind regelmäßiger, die Muskulatur ist kräftiger, aber der Gesichtsausdruck doch weniger lebhaft als bei der Französin.

Der Ernst ihres Wesens zeigt sich dagegen ausgesprochen bei den sogenannten Akadiern, die in 80- bis 100 000 Seelen Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und die Prinz Edwards-Insel bewohnen. Sie sind ebenfalls Abkömmlinge ehemaliger Kolonisten aus der Normandie. Ihre Frauen sollen von exemplarischer Tugendhaftigkeit sein. Haltung wie Bewegung zeugen von großer Ruhe; kokette Gelüste wie bei ihren festländischen Schwestern sind niemals bemerkbar, auch bei denen nicht, deren reizende gebräunte Gesichtchen mit schwarzen strahlenden Augen auf mondäne Neigungen schließen lassen. Ein gewisser Zug von Schwermut ist ihnen allen eigen; obschon nicht die geringste Veranlassung dazu vorhanden ist, erscheinen sie wie eingeschüchtert und unglücklich.

Abb. 316. Französische Kanadierin.
(Die Tänzerin Ruth St. Denis.)

Einen ganz anderen Typ präsentiert die britische Kanadierin. In ihren persönlichen Bedürfnissen ist sie durchaus einfach und anspruchslos. Von der Britin hat sie die Beweglichkeit und die Neigung, sich zu betätigen, geerbt. Sie macht sich viel im Hause zu schaffen, ist aber ebenso eingenommen für Ausgänge, Besuche und vor allem für Sport. Im Hause erscheint sie als die vollendete Salondame; gleich der Britin bewegt sie sich ungezwungen und ist lebhaft, geistreich und liebenswürdig. Gleich dieser liebt sie Geselligkeit und Vergnügungen, doch ohne die Extravaganzen der Amerikanerin. Nicht mit Unrecht hält sich die „Gesellschaft" in Kanada für vornehmer und feiner als die in den großen amerikanischen Metropolen. Äußerlich ist die Kanadierin eine stattlichere Erscheinung als die Britin, von kühnerem Wuchs und blühenderer Weiblichkeit.

Ein kurzer Gruß gelte noch der in Westindien (auf Jamaika, Barbados, Trinidad u. a.) lebenden eingebornen Britin. Sie steht in ständigem Kontakt mit dem Mutterlande, gleicht auch völlig ihrer dortigen Schwester, nur daß die Tropen ihren Teint blaß und leicht gelblich gefärbt haben; die hellgrauen, schwarzen oder dunkelbraunen Augen scheinen tiefer zu liegen, die Haut fühlt sich stets kühl an. Ihre geistige Regsamkeit ist gering; auch ist sie weit weniger mondän als die Engländerin, was aber als Folge des feuchtwarmen Tropenklimas nur allzu begreiflich ist.

Afrika.

Eine allen Wünſchen der Ethnographen Rechnung tragende Einteilung der zahlreichen Völker des alten ſchwarzen Weltteils iſt noch nicht gefunden worden. Wir führen die verſchiedenen Völker in der dem heutigen Stand der ethnographiſchen Wiſſenſchaft ungefähr entſprechenden Reihenfolge auf, indem wir mit den mittelländiſchen Völkern im Norden des Weltteils beginnen. Es folgen dann die Übergänge zu den Negervölkern im Süden der Sahara und in den Küſtenländern des Nordoſtens, alsdann die eigentlichen Neger, die vom Kilima Ndjaro bis zum Süden und Südweſten verbreitete Bantufamilie, die Faltenhaut- und die ihnen verwandten Zwergvölker, und, nachdem wir einen Beſuch der Bevölkerung Madagaskars abgeſtattet haben, die Baſtards und die weißen Bewohner Südafrikas.

Die Frauen der Mittelländiſchen Völker.

Die allgemeine Vorſtellung, als ſei Afrika ausſchließlich der Weltteil der ſchwarzen Raſſe, wird zunichte, wenn man die Bekanntſchaft der Völker Nordafrikas macht. Das weite Gebiet vom Kap Blanco am Atlantiſchen Ozean bis zum Roten Meer, vom Mittelländiſchen Meer bis zum Süden der Sahara, das ein Areal nicht viel kleiner als Europa umſchließt, wird von Völkern bewohnt, die in enger Verwandtſchaft zu denen Europas ſtehen. Sie ſind Angehörige der großen Mittelländiſchen Raſſe, und ſie gleichen den Europäern nicht nur in der Farbe ihrer Haut, die öfters wohl von der Sonne gebräunt, nicht ſelten aber von reinſtem Weiß iſt, ſondern vor allem auch in ihrem Schädelbau, in den Zügen ihres Antlitzes. Daß bei ihnen hier und da auch Vermiſchungen mit Negervölkern vorgekommen ſind, werden wir noch erfahren.

Nun ſind aber dieſe Nordafrikaner in Hinſicht auf ihre Stammesangehörigkeit kein einheitliches Volk. Im Gegenteil, es wohnten nebeneinander und miſchten ſich ſeit faſt ein und einem halben Jahrtauſend Völkerfamilien, die zwar der gleichen mittelländiſchen Raſſe, aber doch ſehr verſchiedenen Zweigen derſelben angehörten; ſo die hamitiſchen Berber und die ſemitiſchen Araber. Nur wenige ſind verhältnismäßig rein geblieben. Für die Bezeichnung aller dieſer Völker aber ſchwirren Namen umher, in denen ſich kaum der Ethnograph, geſchweige denn der Laie zurecht findet. Wer will heute in Nordafrika mit Gewißheit ſagen, was ein Berber, ein Kabyle, ein Maure, ein Araber iſt? Wird nun auch in den folgenden Artikeln der Verſuch unternommen, dieſe Völker beſonders zu gruppieren, ſo ſoll daraus nicht gefolgert werden, daß eine ſcharfe Unterſcheidung beabſichtigt iſt. Das gleiche läßt ſich auch von unſeren Abbildungen ſagen. Mancher Typus, der hier als Kabylin bezeichnet wurde, würde von andern vielleicht als Berberin oder Maurin genannt werden und vice versa.

Machen wir zunächſt die Bekanntſchaft der

Berberin.

Der Volksſtamm der Berber bildet die autochthone Bevölkerung des Nordrands von Afrika. Es ſind dies dieſelben Völker, die wir aus der Geſchichte durch ihre Kämpfe

Abb. 317. Berberin aus dem ſüdlichen Algier.

mit den Römern, wie mit den Vandalen kennen. Doch dürften ſie ſich ſchon in alten Zeiten mit arabiſchen und Negervölkern mehr oder weniger vermiſcht haben, ſo daß man die reinen Berber heute eigentlich nur in einem ihrer Zweige, in den Kabylen, von denen im nächſten Artikel geſprochen werden ſoll, kennen lernen kann. Mit dem Namen Berber wird in Nordafrika viel Mißbrauch getrieben. So hört man von ſchlechten Kennern ſelbſt die rein arabiſche Bevölke-

J. Geiser, Algier phot.

Abb. 318. Algerische Berberin.
Trotz des unverkennbaren negroiden Einschlags deuten die Züge dieses Typs im wesentlichen auf eine Zugehörigkeit zur Mittelländischen Rasse.

rung nicht selten als Berber bezeichnen, was natürlich ganz falsch ist. Mit mehr Recht nennt man so die mit negroiden (aber nicht mit arabischen!) Elementen vermischten Landeskinder, die im wesentlichen einen mittelländischen Typus präsentieren. Von den Frauen dieses Volkes wollen wir hier sprechen.

Die Berberin hat eine länglich ovale Gesichtsform, ein vertikales Profil, eine hohe und breite, zuweilen auch mehr rundliche und fliehende Stirn. Das Haar ist meist dunkel, aber nicht selten blond; auch finden sich hier und da blaue Augen. Unterhalb der Wangenbeine zieht sich das Gesicht stark zusammen. Die Nase ist meistens schmal und fein geformt, zuweilen aber stark adlerförmig und von der Stirn scharf abgesetzt. Dicht nebeneinander, gleich einem kostbaren Perlenkranz, stehen die kleinen, weißen Zähne. Der Ausdruck der Züge, obwohl sie nicht selten von edlem Schnitt sind, ist gewöhnlich kalt und streng. Die Männer halten kleine, kluge Augen und Gazellenschlankheit für besondere Schönheitszeichen der Frauen. Leider verblüht die Schönheit der Berberinnen oft schnell infolge der frühen Heiraten und des harten Lebens. Im Alter von 25 Jahren zählen sie meist schon zu den alten Weibern und Großmüttern, und ihre Züge sind dann meist recht häßlich.

Fr. Ohle hat die Berber in der Wüste Beni Guil am Nordfuß des Atlas und im Süden Marokkos kennen gelernt. Stämme, die noch in patriarchalischer Beschaulichkeit leben. Die Gesichtszüge dieser Berberinnen sind durchweg schön und regelmäßig,

Abb. 319. Berberin.
(Vgl. mit den verwandten Typen Abb. 320 und 323).

Algeriſche Kabylin.

die Haut ist vom dunkeln bis zum hellsten Braun getönt, „so daß man Italienerinnen oder Spanierinnen zu sehen glaubt. Die Frauen dieser kraftvollen Hirtenstämme üben in ihrem Bereich oft eine Herrschaft aus, der sich der Mann unbedingt beugt. Manchmal spricht die Frau sogar in Stammesangelegenheiten infolge ihrer höheren Intelligenz ein sehr gewichtiges Wort mit. Sie führt die Zeltwirtschaft, pflegt die Kinder und sitzt am Webstuhl, an dem sie die Kleiderstoffe, die Zelttücher und die Teppiche mit fleißiger und oft sehr kunstgeübter Hand herstellt."

Die Tracht der Berberin besteht hauptsächlich aus einem langen, tunikaartigen Gewande, das von einem um die Taille laufenden Gürtel zusammengehalten wird. Ein Schleier zur Verhüllung des Gesichtes wie bei der Araberin wird nicht gebraucht. Ihr Schmuck besteht meistens aus Hals- und Armbändern, Ketten und Schnallen, Ringen und andern Objekten von verschiedenem Metall und Wert.

Abb. 320. Eine Frau aus der Wüste Beni Guil.

Abb. 321. Berberin aus dem Süden.

Die Berberin ist äußerst fleißig. Gern wälzt der Mann die härtere Arbeit auf die Schultern des Weibes. Daß sie nicht ohne Ansehen bei ihrem Stamm ist, haben wir aus vorhergehenden Zeilen kennen gelernt. Sie weiß auch voller List den polygamischen Neigungen ihres Gatten entgegenzuarbeiten.

Der Berber zahlt im allgemeinen kein eigentliches Kaufgeld für sein Weib; das, was er zahlt, dient vielmehr dem Schwiegervater zur Anschaffung des Brautstaates. Doch gibt es auch andere Gebräuche. So wird fast in ganz Marokko die Frau vom Manne gekauft. Je nach dem Alter und Reichtum des Schwiegervaters und dem Werte und Alter des Mädchens zahlt er dem ersteren ein Kaufgeld, das sich zuweilen auf 25 Kamele und 200 Schafe beläuft. Gleichzeitig liefert er noch die gesamte Ausstattung der Braut, in der eine Auswahl kostbarer Schmuckgegenstände in-

begriffen ist. Im Süden Marokkos nimmt das Mädchen nichts aus dem Zelte des Vaters mit in das Heim ihres Zukünftigen.

Die Kabylin.

Da mit dem Namen „Kabylen" die unvermischten Nachkommen der alten Berber bezeichnet werden, wäre eigentlich „Berberin" die richtige Benennung für die Frau, von der wir hier sprechen wollen. Sie ist vornehmlich in der Provinz Constantine von Algerien, dem alten Numidien, zu Hause, wo sie sich in ihrer steinigen Heimat in einem harten Sklavendasein nicht gerade als Schönheit entwickelt hat. Nur ihre Augen gelten als eindrucksvoll. Dagegen sollen sich in Ghadames, wo ihr in einer blühenden Landschaft reichere Lebensfreuden blühen, Kabylinnen von wahrhaft klassischer Schönheit finden.

J. Geiser, Algier phot.

Abb. 322. Algerische Berberin.

Fr. Ohle hat kabylische Stämme im Süden Marokkos besucht. Leicht geschürzte Frauen und Mädchen, die mit kecken, lachenden Augen in die Welt blicken und sich freuen, wenn ihre Schönheit Bewunderer findet. „Und wirklich: schön sind die Mädchen in Marokko", ruft er aus. „Aber diese unbändigen Naturtöchter der Atlasberge besitzen eine ganz eigenartige Schönheit, an die der Europäer sich erst gewöhnen muß. In den Jahren, wo bei uns das Mädchen noch in den Kinderschuhen steckt, hat die Marokkanerin sich schon zur üppigsten Blüte entfaltet." Ohle behauptet, daß er selten schönere Frauengesichter und ebenmäßigere Frauengestalten gesehen hat, als im Süden Marokkos. Einst traf er ein glückstrahlendes Weib vor den Toren von Fes, deren faszinierende Schönheit ihn überraschte. Sie trug ein Kind auf dem Rücken und führte einen dreijährigen Buben an der Hand. Beides waren ihre eigenen Kinder. Und diese Mutter war — sage und schreibe — zwölf Jahr alt!

Im allgemeinen ist die Kabylin sehr klein, aber gut gebaut. Der Gesichtsschnitt ist weniger oval als bei der Araberin; die ganze Form des Kopfes erscheint kantiger, männlicher. Charakteristisch ist die stumpfe, an der Spitze leicht aufgestülpte Nase und das runde, etwas zurücktretende Kinn. Die Stirn ist gerade, der ziemlich große Mund von dicken Lippen umschlossen. Die Muskulatur an den Gliedmaßen ist ziemlich ausgeprägt. Die Gelenke sind fein gebildet, Finger und Zehen von schöner Formung. Die Hautfarbe erinnert an die der Südeuropäerin. Übrigens sind blondes Haar

und blaue Augen keine Seltenheit unter ihnen. Im ganzen wirkt die Erſcheinung der Kabylin ernſt, faſt düſter.

Das Hauptübel der Kabylin iſt ihre Unſauberkeit, die jedoch auf die Ärmlichkeit des Volkes — es kampieren bis zu neun oder zehn Menſchen gemeinſchaftlich mit den Haustieren in einem Raume — zurückzuführen iſt.

Die Kabylin iſt mit bunten, loſen Gewändern und einer turbanartigen Kopfbedeckung bekleidet. Sie liebt es gleich der Berberin ſich mit Tand über und über zu behängen.

Sie iſt durchaus geachtet bei ihrem Volk. Auf ihren Wegen und Ausgängen genießt ſie vollkommene Freiheit, geht auch unverſchleiert, führt bei alledem aber, wie geſagt, ein hartes, arbeitsreiches Daſein. Als Gattin iſt ſie von ihrem Manne gekauft worden; mißfällt ſie ihm ſpäter, ſo ſchickt er ſie mit einer beſtimmten Summe Geldes den Eltern zurück. Die Kabylin iſt von exzeſſiver Sinnlichkeit, wenngleich ſie im gewöhnlichen Umgang nichts davon merken läßt. In Kämpfen pflegt ſie ihrem Mann zur Seite zu ſtehen.

Ausführlich berichtet Schweiger-Lerchenfeld von dem Familienleben der Kabylen, über das wenig Gutes zu ſagen iſt. „Häusliche Angelegenheiten geben häufig Veranlaſſung zu Parteiſtreitigkeiten, wie beiſpielsweiſe die Eheſcheidungen.“ Der Kabyle kauft — wie wir ſchon ſagten — ſein Weib. Will ein junger Mann heiraten, ſo verſtändigt er ſich mit dem zukünftigen Schwiegervater wegen des Betrages, den er für ſeine Tochter zu zahlen hat. Bald wird die Angelegenheit im ganzen Dorfe bekannt, und gleich findet ſich ein Neider, der willens iſt, eine größere Summe zu zahlen. Der Vater bricht nun ſein Verſprechen, und zwiſchen den Familien der beiden Bewerber brechen endloſe Fehden aus. „Der benachteiligte Bräutigam kann

J. Geiſer, Algier phot.

Abb. 323.

Junges Berberweib von der Oaſe Bou Saâda im ſüdlichen Algier.

zwar bei der nächsten Behörde klagen, dann aber ist meist schon Blut geflossen, und wenn die Angelegenheit auch endgültig zugunsten des Klägers geschlichtet wird, leuchtet gleichwohl ein, daß der Zwischenfall den Keim zu weiterem Haus-, Familien- oder Stammeszwist in sich schließt."

Abb. 324. Kabylenfrau.

Die Targi.

Die Tuaregs oder Tuariks sind ein berberischer Stamm, der, mit manchen ritterlichen Allüren ein wildes, zügelloses Leben in den Oasen der Sahara führt. Ob die Tuaregs unvermischte Berber sind? Die Ethnographen halten sie für stark vermischt mit Negern. Und doch wacht der Tuareg über die Reinheit seines Stammes. „Der Mutterleib färbt das Kind", lautet eines seiner Sprichwörter. Danach ist das Kind eines Edlen und einer Sklavin stets ein Sklave, das Kind eines Sklaven und einer edlen Frau aber ein Edler.

Die Targi — so lautet die Einzahl von Tuareg — ist besonders in der Jugend oft ganz weiß, sonst auch leicht gebräunt. Vollständig weiß erscheinen stets die von der Kleidung bedeckten Stellen des Körpers. Sie ist von hohem Wuchs, hat schwarzes, glattes Haar, eine ovale Gesichtsform und regelmäßige, oft angenehme Züge. Die Stirn ist hoch, die Augen sind gewöhnlich schwarz, zuweilen blau, was als höchste Schönheit gepriesen wird, die Nase ist klein und gerade, der Mund von mittlerer Größe. Hände und Füße sind klein und wohl geformt. Das Haar wird am Scheitel kurz getragen und hinten oder seitlich in zwei Zöpfe geflochten. Diese Frauen werden von enthusiastischen Berichterstattern öfters für den schönsten Menschenschlag Afrikas gehalten.

Die Targi weiß sich die Vorzüge ihres Körpers viel länger zu erhalten, als die Araberin, trotzdem sie, ihre Reize dem trockenstaubigen Wüstenklima aussetzend, unverschleiert geht, während — eigentümlich genug — ihr Mann sich gegen das Licht und den Staub der Sahara durch einen Schleier schützt. Im übrigen tragen Männer wie Weiber die gleiche Kleidung, aus mehreren weißen oder dunkelblauen Gewändern bestehend. Frauen pflegen außerdem spärlichen Schmuck anzulegen.

J. Geiser, Algier, phot.

Abb. 325. Kabylin vom südlichen Algier mit geringem negroidem Einschlag.

J. Geiser, Algier phot.

Abb. 326. Junge Kabylin aus Algier.

Es herrscht fast ausnahmslos Einweiberei, und zwar heiraten die Mädchen selten vor dem zwanzigsten, die Männer fast nie vor dem dreißigsten Jahre. Die Stellung der Frau ist eine glänzende. Die Ritterlichkeit, die die Tuaregs ihren Frauen entgegenbringen, hat für die Genossinnen der Asdscher, eines großen Zweiges der Tuaregs, den Beinamen der Timanokalin, d. h. königliche Frauen, geschaffen. Bei den Mahlzeiten, bei Festen, überall wird der Frau der erste Platz eingeräumt. Aber reichlich verdient sie auch dieses Los. Sie ist es, die die Geschäfte des Mannes führt und seine Gelder spart und häuft — allerdings führt sie auch ihre eigenen Geschäfte und ist oft wohlhabender als ihr Gatte. Ihr allein ist auch der Unterricht der männlichen und weiblichen Jugend anvertraut, und unter den Edlen des Stammes wird man niemals eine unwissende Frau treffen. Sie musiziert, sie dichtet Liebeslieder, ja, oft feuert sie durch eigene Kriegsgesänge ihre Männer zum Kampfe an.

Es finden sich Gebräuche, die an die Minnezeit im Mittelalter erinnern. So stickt die Targi auf den Litham ihres Ritters einen Lobspruch oder schreibt einen Glückwunsch auf seinen Schild, während er selbst ihren Namen in einen Felsen gräbt oder die Tugenden seiner Schönen öffentlich preist.

Vielleicht ist es infolge ihrer emanzipierten Stellung, daß die Züchtigkeit des Tuaregweibes nicht durchaus einwandfrei ist. Nur bei den stolzen Stämmen der oben erwähnten Asdscher und bei den Hoggar sollen die Frauen ihre Leidenschaften besser zu zügeln wissen. Es sind noch Reste einer ehemals vermutlich rein matriarchalischen Verfassung bei ihnen anzutreffen; so erbt die Häuptlingswürde nicht der Sohn des Häuptlings, sondern der Sohn seiner Schwester.

Die M'zabiten oder Beni-Mzab sind ein anderer Berberstamm, der mitten in der Sahara, im südlichsten Teile Algeriens

Abb. 327. Riffkabylin von der marokkanischen Küste.

wohnt. Sie sind ein fleißiges Volk von Handelsleuten und Handwerkern, das 50—60 000 Seelen zählt. Sie halten zwar ihre Frauen, die ihnen eine Mitgift in die Ehe bringen, in strenger Abgeschlossenheit, doch sind diese die unumschränkten Gebieterinnen im eigenen Hause. Um so mehr Freiheit genießen die jungen Mädchen, denen es obliegt, Besorgungen jeder Art außerhalb des Hauses zu machen. Sie sind durchgehends hübsch, haben große Augen und feine Gliedmaßen. Ihr Haar, das sie meist unbedeckt tragen, ordnen sie in bizarren Frisuren. Die M'zabitinnen sind weit berühmt für ihre vortrefflichen Webereien.

Die Maurin.

Unter Mauren versteht man allgemein das städtebewohnende, aus Arabern und Berbern hervorgegangene Volk, das sich über den ganzen Nordrand Afrikas ausbreitet und in Marokko einen wesentlichen Bestandteil der Städtebevölkerung bildet. In neuerer Zeit haben die Mauren zweifellos auch viele andere Elemente in sich aufgenommen, und von den Mauren Marokkos steht es fest, daß mancher Tropfen spanischen Blutes in ihnen fließt. In jener Zeit, als die Flagge Mohammeds über der iberischen Halbinsel wehte, als die prachtliebenden, schwelgerischen Moriskos vor der einheimischen Bevölkerung die Wunder des Orients entfalteten, ist auch manches spanische Kind in die Harems der morgenländischen Großen gezogen. So finden wir heute im Antlitz vieler Maurinnen von reinem, d. h. vor allem nicht mit negroiden Elementen versetztem Geblüt, oft die klassischen Züge der Römerin wieder.

Die Maurin ist in ihrer Jugend anmutig, im Alter wird sie fett und häßlich. Doch ist zu bemerken, daß die Fettheit gesucht wird, weil die Männer sie preisen; diesen zu gefallen machen die Maurinnen oft wahre Mastkuren durch.

Die Maurin geht stets verschleiert oder wagt höchstens gleich der Türkin in verstohlenen Augenblicken ihren Schleier vor

J. Gerser, Algier phot.

Abb. 328. Junges Kabylenmädchen von Bou Saâda, im südlichen Algier.

einem „Nasrenen" zu lüften. Zu Zeiten der Blüte ihres Volkes hoch geachtet, gilt sie heute nichts; im Dunkel tiefster Unwissenheit verbringt sie ihr ödes Leben, obschon man ihr einen lebhafteren Geist und eine gewisse Kultur, die von der der Araberin absticht, zuschreibt.

J. Geiser, Algier.

Abb. 329. Jugendliche Kabylin.

Männer wie Frauen sind weiß gekleidet. Die Tracht der letzteren besteht aus einem langen Gewande, über dem eine Art Jacket, buntfarbig und reich gestickt in Gold oder Silber, getragen wird. Dazu ein Paar bauschiger, schön gearbeiteter Beinkleider aus grünem, blauem oder rotem Kaschmir.

Die Maurin ist über alle Maßen Liebhaberin von Schmuckwerk. Ein halbes Dutzend massiver Armbänder ist wohl das wenigste, womit sich eine ärmere Frau schmückt, während die wohlhabenderen sich mit Gold, Silber und Edelsteinen förmlich spicken.

Polygamie wird von allen Mauren geübt, die sie sich leisten können. In den Harems wird das Weib vor den Blicken anderer Männer so behütet, wie es in allen Ländern des Orients gebräuchlich ist. Ihre sexuelle Lüsternheit soll intensiv sein. Wird der Gatte des Weibes überdrüssig, so schickt er sie fort; doch vermindert das nicht ihren Wert in den Augen vieler anderer Männer, die besonders nach entlassenen Frauen aus den Harems der Mächtigen begierig sind.

Es hält schwer, für die Maurin einen einheitlichen Typus aufzustellen, da mit jedem Grad, den man von Norden nach Süden fortschreitet, sich die Erscheinung verändert. Es sei nur gesagt, daß die Frauen der Mittelmeerküste sehr hell, etwa wie Südeuropäerinnen, im tiefsten Süden aber, wo der Negereinfluß am stärksten, völlig schwarz sind. Auch unter diesen, oder vielleicht mit Vorzug unter diesen dunkelsten Maurinnen, finden sich in großer Zahl Gestalten von vollendeter Schönheit und Grazie, deren begehrliche Blicke schon manchem Europäer gefährlich geworden sind. Die verführerisch schönen Frauen der nomadisierenden Stämme in den Oasen der Sahara, deren Haut wieder von reinem Weiß ist, können nicht als Maurinnen betrachtet werden. Sie sind vielmehr den Berberinnen zuzurechnen.

Von den maurischen Harems sagt Fr. Oble, daß sich ihre Geheimnisse, weil die Abschließung eine weit strengere ist als in der Türkei oder in Ägypten, gar nicht er-

Ägypterin in Haustoilette mit dem „Burko“ (Gesichtsmaske).

gründen lassen. „Nur bei Gelegenheit gewisser Feste, bei Hochzeitszügen und Straßenschauspielen, sieht man auf den flachen Dächern der Häuser eine Anzahl vermummter weiblicher Gestalten auftauchen, so daß man sich ungefähr einen Begriff machen kann, wie viele Frauen in einem Hause, das immer nur von einer Familie bewohnt wird, vorhanden sind.“ In der Tat sieht man zuweilen zwanzig und mehr Frauen auf den Häusern, deren Besitzer noch nicht einmal zu den reichsten des Ortes gehört. Es ist völlig ausgeschlossen, daß ein Fremder, und sei er der intimste Freund des Hausherrn, jemals nur einen Blick in die Frauenabteilung tun kann. „Daß der Treibhausluft des Harems kein gesundes und kraftvolles Geschlecht entsprießen kann, bezeugen die in ihrer Entwicklung zurückgebliebenen Mädchen und die zahllosen Jammergestalten, denen man in den Straßen der marokkanischen Städte und Dörfer so häufig begegnet.“ Ohle, der jahrelang in Marokko gelebt hat, ist der Ansicht, daß die Haremsfrau, „die ihr trauriges Dasein ohne ernste Pflichterfüllung mit Spiel und Tand verbringt“, keinesfalls eine geachtete Stellung einnimmt. Darin widersprechen ihm aber andere Kenner des Landes, die behaupten, daß der Marokkaner in seiner Gattin — also jedenfalls der Hauptfrau, falls er überhaupt mehrere Frauen besitzt — seine treue Lebensgefährtin sieht, der er stets seine intimsten Angelegenheiten, seine Sorgen und Freuden anvertraut, auf deren Klugheit er rechnet und ohne deren Ratschläge er kein Geschäft unternehmen würde. Auch die Polygamie als das allgemein gebräuchliche Eheverhältnis wird von andern Kennern bestritten. Schweiger-Lerchenfeld erwähnt ebenfalls die sehr strenge Haremsklausur, gibt aber die Einehe als die Regel an. Aus eignen Erfahrungen weiß ich allerdings zu berichten, daß die begüterten Mauren Marokkos meist wohl die polygamische Ehe vorziehen. Nach dem letztgenannten Schriftsteller gelten die Frauen zwar als treu, „doch wird ihnen nachgesagt, daß sie leichtfertig sind und wenig Anstandsgefühl besitzen. Auf der Straße freilich, wo sie in abenteuerlicher Vermummung einhergehen und sich ungemein weltflüchtig benehmen, läßt sich derlei nicht beurteilen. Dagegen mag das

Abb. 330. Kabylin aus dem Süden.
Bemerkenswerter Typ von fast reiner mittelländischer Rasse.

Abb. 331. Niatamädchen, eine marokkanische Schönheit.

Abb. 332. Maurische Wasserträgerin.

ungebundene Treiben auf den Häuserterrassen der Koketterie und Ausgelassenheit sehr förderlich sein. Man zeigt sich hier sozusagen öffentlich, obwohl man daheim ist, hinter Mauern und Haremsgittern ..."

Die afrikanische Araberin.

Die Araber, einst die Herren über ganz Nordafrika, sind noch heute das dominierende Element in Marokko und im westlichen Algier; sie finden sich über die ganze Küste, vom Kap Nogador bis zum Nil verstreut.

Die afrikanischen Araber sind niemals von reinem Blut (vgl. den Artikel „Die Araberin" unter den Frauen Asiens), sondern je nach den Stämmen, mit denen sie gemeinsam aufwachsen, bald mit Berbern und Kabylen, bald mit Negern u. a. gemischt; oft sind sie also identisch mit den Mauren.

Die Araberin Algiers ist kleiner als die Berberin, aber in ihrer Jugend von verführerischer Schönheit. Leider hat sie das Bestreben fett zu werden und unterzieht sich zu diesem Zweck beständig einer Mastkur, in der sie Mehlspeisen und Käfer in großen Mengen vertilgt. Hat sie einmal ihren Wunsch erreicht, und vielleicht schon Kindern das Leben gegeben, so ist auch ihre ursprüngliche Schönheit bald dahin. Nur die arbeitenden Frauen der niederen Stände wissen die angeborene Schlankheit zu bewahren, zeigen aber weniger feingeschnittene Züge. Rühmenswert ist bei allen Hang zur Sauberkeit und Vorliebe für Bäder.

Die Tracht der Araberin besteht wesentlich aus dem „haik", einem mehr oder minder feinen Schal, der die Trägerin von Kopf bis zu Füßen einhüllt. Das Antlitz ist unter dem Haik von einem feinen weißen Tuch, adjar genannt, bedeckt, so daß nur Augen und Stirn frei bleiben. Oft ist dieses Tuch so durchlässig, daß das feine, kokette Gesichtchen deutlich erkennbar ist. Schmachtendes Verlangen

Abb. 333. Junge Maurin.

und Melancholie ſcheinen von dieſen Zügen auszugehen. Das Geſicht der Araberin iſt übrigens länglicher und ovaler geformt als das der Berberin und der Kabylin. Die Naſe iſt weniger breit und mehr adlerförmig, der Mund iſt kleiner, die Kinnbacken ſind weniger kräftig und Haar und Augen, ebenſo die Haut ſind dunkler. Die Augenbrauen bilden oft durch Aufmalen über der Naſe eine einzige gerade Linie.

Bei ihren Ausgängen trägt die Araberin weite, bauſchige Hoſen von der Art der Türkinnen und feine geſtickte Pantoffeln. Clive Holland nennt ihre ganze Erſcheinung bezeichnend einen belebten Kleiderſack, der unbeholfen über den Weg ſchlurrt. Außerdem könnte ſie als wandelndes Ausſtellungsobjekt eines Schmuckwarenhändlers gelten; ſie iſt über und über beladen mit Ohrringen, Armbändern, Spangen, Beinringen, Holzketten, Schnallen und was es ſonſt noch an — nach unſern Begriffen — überflüſſigſtem Anhängſel für kokette Frauen geben mag. Selbſtverſtändlich iſt das Material der Wohlhabenden eitel Gold und gefaßt mit Edelſteinen, bei den Ärmeren weniger edles Metall und falſche Perlen. Beim Gehen hört man das ſanft klingelnde Geräuſch der zuſammenſchlagenden Pretioſen.

Abb. 334. Maurin.

Jungfräulichkeit iſt das erſte Erfordernis für eine Braut. Am Morgen nach der Brautnacht erſcheint die Mutter des jungen Mannes und unterſucht die Wäſche des Brautlagers. Entdeckt ſie Beweiſe der Unberührtheit ihrer Schwiegertochter, ſo zeigt ſie jubelnd das Dokument ihres Glückes den Nachbarn; ſieht ſie ſich enttäuſcht, ſo iſt eine ſofortige Scheidung unvermeidlich, und ewiger Haß bricht aus zwiſchen den Familien der Geſchiedenen. Die Stellung der afrikaniſchen Araberin iſt keineswegs die entwürdigende wie bei ſo vielen andern Orientalinnen, obſchon ſie allerdings nicht die Freiheit ihrer berberiſchen Schweſter genießt. Soll ein Mädchen verheiratet werden, ſo wird

sie um ihr Einverständnis befragt, und in der meist glücklichen Ehe genießt sie manche Rechte, um die sie viele andere Orientalinnen beneiden könnten. Natürlich ist den Arabern Nordafrikas die Ehe mit mehreren Weibern gestattet; doch machen nur wenige davon Gebrauch, so hat z. B. in Algier die Polygamie fast gänzlich aufgehört.

Die arabische junge Frau gibt sich gern

Abb. 335. Maurische Tänzerin.

holdem Leichtsinn hin. Kokett, liebesdurstig, wie sie von Natur ist, dazu von angeborener Schlauheit, weiß sie zehnmal ihrem Mann Hörner aufzusetzen, ehe dieser es einmal gewahr wird. So oft sie nur will — und sie will oft und gern — findet sie die Mittel und Wege, um mit ihrem Liebhaber zusammenzutreffen, der selbst so kühn und von diesem illegitimen Liebessport so eingenommen ist, daß er sich zuweilen nicht scheut, des Nachts die Geliebte auf dem Lager neben ihrem schlafenden Gatten aufzusuchen.

Übrigens hat der Araber Nachsicht mit den Schwächen seines Weibes. Im Falle eines Fehltritts wird er alles tun, um einem öffentlichen Gerede vorzubeugen. „Unsere Frauen sind schwächer als wir," heißt es, „und sind doch der gleichen Versuchung ausgesetzt. Wir müssen sie daher schützen und unsere Mäntel über sie breiten." Ist aber der Skandal nicht zu vermeiden und seine Unzufriedenheit groß, so schickt er sie mitsamt ihrer Mitgift den Eltern zurück. Die Trennung wird ohne Umstände vollzogen, und bald heiratet er eine andere.

Bekannt geworden ist auch der Stamm der Ouled-Naïl im Innern Algeriens (Biskra), dessen Frauen als Tänzerinnen — Almas — in den Cafés chantants auftreten, oder eine in besseren Formen sich bewegende Prostitution zwecks Gelderwerbes betreiben, um später zu ihrem Stamm als wohlhabende Mädchen zurückzukehren. Die eigenen Väter sind es, die sie fortschicken, und sie folgen gern dem Befehl; denn sie wissen, je bälder und je reicher sie mit Schätzen beladen wiederkommen, um so früher finden sie einen Mann. Dieser heiratet sie aber nicht um ihres Reichtums willen, — denn der gehört ja ihrem Vater — sondern wegen des „Anwertes", den sie in der Fremde gefunden haben. Es kommt aber vor, daß die Ehegatten, eingenommen von der Erwerbstüchtigkeit ihrer Frauen, die sie früher als Mädchen bewiesen haben, sie zeitweise Europäern anbieten oder sie auf eigene Rechnung fortschicken, um das einträgliche, schnöde Gewerbe noch einmal zu betreiben. Und wieder zieht die Naïlija in die Ferne, wo ihr in dem nach orientalischen Begriffen lebenslustigen Biskra neben den goldenen Schätzen zweifellos mehr Freuden blühen, als bei ihrem Stamm in der Wüste. Die

Abb. 336. Algerische Frau (Araberin bzw. Maurin) mit schönen Tätowierungen auf den Armen.

Abb. 337. Algerische Araberin (La belle Fatime).

Naïlija geht nie verschleiert; ihr bizarres, aber hübsches Kostüm wird am besten durch unsere Abbildungen veranschaulicht.

Schöner noch als die algerische ist die tunesische Araberin, deren weiße Haut, schmachtende Mandelaugen, glänzendes, schwarzes Haar das Entzücken jedes Fremden, der das Glück hat, mit ihr in Berührung zu kommen, erregen, vorausgesetzt, daß die erstrebte Mastkur noch ohne Wirkung geblieben ist.

Die tunesischen Araberinnen zeigen sich nie auf der Gasse. Ihre Zeit verbringen sie im Hause mit Baden, Toilette, Musik, Tänzen und Erzählungen. Die Erzählende ist dann meist eine Neger- oder Beduinenfrau, die mit Ammenmärchen ihren Herrinnen aufwartet.

Die Unbildung der Tunesierin ist natürlich so groß wie die aller Araberinnen. Nur wenige vermögen zu lesen und noch wenigere, mit Ausnahme der begütertsten Städtebewohnerinnen, können schreiben.

Die Polygamie findet übrigens auch in Tunis wenig Anhänger, und Ehe wird allenthalben vorgezogen.

Von der Araberin Tripolitaniens erzählt Freiherr von Maltzan, daß sie gleich anderen Araberinnen nur für kurze Zeit schön ist; — „aber in dieser Zeit ist sie würdig, eine Braut für Göttersöhne zu sein; sie ist ein Stück Wüstenpoesie. Der Goldton des weiblichen Inkarnats, die phosphoreszierende, schwarze Haarflut mit dem schönen Stich ins schillernde Blauschwarz — der tiefdunkle, sehnsuchtumhauchte Blick mit der samtnen Wimpergardine und nicht zuletzt die geschmeidig-edle, wohlgerundete Gestalt; das alles sind Reize, wozu es nicht des Kulturmenschen bedarf, um einen würdigen Kenner aufzutreiben; auch der Nomade versteht all diese Eigenschaften zu schätzen, wie aus seinen Rhapsodien hervorgeht, die speziell dem Weibe gelten."

Die ägyptische Araberin zu beschreiben, können wir uns ersparen.

Abb. 338. Tunesische Araberin.

Wer einen Eindruck von den vorher geschilderten gewonnen hat und unser Kapitel über die asiatische Araberin nachliest, wird sich mühelos auch die Ägypterin vorstellen, die in Typen vom hellsten Weiß bis zum tiefsten Braun und Goldbraun die Städte des Nillandes bewohnt. In Ägypten interessieren uns vielmehr zwei andere Typen, die Koptin und die Frau des ackerbauenden Fellah, derer in den folgenden Artikeln gedacht werden soll.

Die Koptin.

Die Kopten sind die städtebewohnenden Nachkommen der alten Ägypter, deren Sprache sie noch bis vor kurzem gesprochen haben. Sie sind Christen in ihrer Religion, ihrem Stamme nach Hamiten. Am besten sind die Kopten vertreten in Oberägypten und an dem See Birket-el-Kerun. Indessen auch in Kairo und andern Ortschaften Unterägyptens sind viele von ihnen ansässig. Hier leben sie meistens in kleinen Verhältnissen, als Handwerker, Schreiber und kleine Kaufleute.

Die Koptin ist von mittlerem Wuchs, rötlichgelber Hautfarbe, aber erheblich heller als die Fellachin, und von feinem Gliederbau. Sie zeigt ein stilles, in sich gekehrtes Wesen. Religion, Erziehung und die strengen Gesetze, nach denen ihr Volk lebt, lassen wohl nicht viele profanen Wünsche in ihr lebendig werden. Verschleiert von Kopf bis zu Füßen, dürfte es ihr schwer werden, mit ihrem Antlitz einen Abendländer gelegentlich zu berücken, wie Mohammedanerinnen es zu tun lieben. Der mag seiner Phantasie die Zügel schießen lassen, — zu sehen bekommt er nichts als zwei schöne Augäpfel; selbst deren Umriß wird durch den Schleier verdeckt.

Die Tracht der Koptin ist der der Fellachin, von der wir im nächsten Artikel mehr hören werden, ähnlich, nur daß das lange, weite Gewand bei der Koptin dunkler ist. Unter diesem, unmittelbar über dem Hemde, trägt sie meist noch ein eng anliegendes, kurzärmliges Wams, einer Schnürbrust nicht unähnlich, die vorn auf der Brust verknotet wird. Daran schließt sich ein Rock, der von den Hüften bis an die Knöchel reicht.

In den Städten lebt die Koptin fast ausschließlich der Besorgung ihres Haushalts; aber in den Landbezirken helfen die Frauen der ärmeren Klassen nicht selten den Männern in ihrer Arbeit, so besonders beim Mahlen von Korn.

Abb. 339. Junge maurische Frau.

Obschon Christin, ist die Unbildung der Koptin vollkommen. Ihre ganze Erziehung bewegt sich mehr in den Bahnen der Muselmanen als der Christen. Heiraten finden nur innerhalb des Stammes statt. Ihrem Gatten ist sie nicht viel mehr als

eine Sklavin, die ihm die Hand zu küssen hat. Tritt er über die Schwelle, so ist ihr geboten, nachdem sie ihn mit Kaffee bedient hat, sich bescheiden zurückzuziehen, es sei denn, daß er ihre Gegenwart befiehlt.

Außer der abgeschlossenen, in strengen Sitten erzogenen Koptin gibt es aber noch eine andere, die durchaus von weltlicher Art ist: die koptische Tänzerin. Sie ist nicht wenig stolz auf ihre Abstammung; leitet doch eine jede ihren Stammbaum von Barmek, der schönen Favoritin Harun al Raschids her. Sie ist in allen Ortschaften Oberägyptens zu finden und bewohnt gewöhnlich einen Stadtteil, der nicht besonders reputierlich ist. Wer ihre Tanzkünste bewundern will, wird diesen Stadtteil aufsuchen müssen, obschon vornehme Familien sie auch bei festlichen Gelegenheiten in ihr eigenes Haus bestellen. Die koptische Tänzerin, die meist über reiche Mittel verfügt, liebt eine farbenprächtige, glänzende Tracht, welche an die der Türkin erinnert. Dazu schmückt sie sich überreichlich mit kostbarem Geschmeide und Juwelen. Es sind aber nicht immer Koptinnen, an deren Tänzen der Europäer in Ägypten sich ergötzt, sondern vielfach auch Fellachinnen, Jüdinnen und Sklavinnen, welche die Hälter dieser Tanz- und Kaffeehäuser aus allen Teilen Nordafrikas rekrutiert haben.

Abb. 340. Maurische Edelfrau aus Constantine mit Tochter und Magd.

Die Fellachin

ist die ländliche Schwester der Koptin, ebenfalls Nachkommin der alten Ägypter, also Hamitin wie diese, jedoch mit arabischer und vielleicht auch anderer Beimischung.

Die Fellahs haben als charakteristisches Kennzeichen eine breite und flache Stirn, große schwarze Augen und eine gerade, wohlgeformte Nase. Sie werden durchschnittlich 5½ Fuß groß. Trotz ihrer Vermischung ist

Ägyptische Fellachin.

Abb. 341. Maurische Frauen.

Abb. 342.
Tänzerin vom Stamme der Uled Naïl.

eine Ähnlichkeit mit ihren pharaonischen Vorfahren unverkennbar.

Gleich den Männern ihres Stammes ist auch die Fellachin von hohem, schlankem Wuchs; ihre Hautfarbe spielt zwischen kupferrot und gelblich. Niemals wird sie korpulent. Sie erinnert durchaus an die Darstellungen weiblicher Personen, die wir von altägyptischen Denkmälern kennen, doch ist ihr Antlitz ovaler und feiner gezeichnet. Die Taille ist schlank, besonders in der Jugend; die Gliedmaßen sind dünn, aber mitsamt den mittelgroßen Händen und Füßen, zierlich und wohlgeformt. Prächtig wölbt sich der volle Busen. Das Näschen ist ein ganz klein wenig stumpf; die Augen mit ihrem langen mandelförmigen Schnitt und den fein nach oben gezogenen äußeren Augenwinkeln sind wohl das kostbarste an ihrem Antlitz, in dem die Backenknochen kaum bemerkbar an die äußere Haut pochen. Die Lippen sind sinnlich, die Zähne breit. Das Haar ist tiefschwarz und glatt oder leicht gekräuselt. Haltung und Gang sind stolz, aufrecht und doch graziös und leicht. Anmutig wiegt die Fellachin den Körper beim Gehen in den Hüften.

Eine sehr schmerzhafte Verstümmelung erleiden die jungen Mädchen im Alter von neun bis zwölf Jahren, indem ihnen die Klitoris herausgeschnitten wird.

Die Kleidung der Frauen der ärmeren Klassen ist bescheiden genug. Sie besteht wesentlich aus einem langen blauen Gewande aus Baumwolle, an die Toilettenmäntel unserer Frauen erinnernd, das in der Taille durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Die wohlhabenderen Klassen haben eine ähnliche Tracht; sie ist aber ungleich besser gearbeitet und oft durch eine Fülle von Goldborten und Besatz von schöner Wirkung.

Die Fellachin verschmäht nicht, durch kosmetische Künste die Reize ihrer Züge zu erhöhen. Bei den Wohlhabenderen ist das Färben

Underwood & Underwood phot.

Abb. 343. Araberin.
Eine Tochter aus dem Niltal.

Abb. 344. Mädchen vom Stamme der Ouled-Naïl in festlicher Kleidung.

der Augenlider mit Antimon besonders beliebt. Sie beabsichtigen damit den Glanz ihrer schwarzen Augen zu erhöhen. Nicht wenige bemalen und tätowieren auch ihren Körper. Das Haar, das oft in reicher Fülle vorhanden ist, wird in kleine Zöpfchen geflochten, von denen die an den Seiten am Kopf befestigt werden, während die mittleren frei herunterhängen und über die Schultern fallen. Zahlreiche goldene Nadeln und Kämme schmücken das Haar, das auch noch von einer Kette von Goldmünzen oder anderm kostbaren Schmuck umkränzt wird. Natürlich fehlt es auch am Körper nicht an Nadeln, Spangen, Armbändern und Ringen von Gold oder anderm Edelmetall.

Merkwürdig ist, daß die Frauen wenig miteinander verkehren. Ihr Interesse gilt wesentlich dem eigenen Haushalt oder aber, wenn sie unverheiratet sind, der Beschäftigung im Hause ihrer Eltern. Kochen, Waschen und Nähen bildet die Haupttätigkeit der Fellachin.

Obschon die muselmanischen Töchter des Niltals durchaus nicht so auf den Aufenthalt im Harem angewiesen sind wie die Türkin, genießen sie keineswegs völlige Freiheit bei ihren Ausgängen. Besonders ist die Frau der wohlhabenderen Stände gezwungen, sich dann bis zur völligen Unkenntlichkeit zu verhüllen, und im allgemeinen ist ihnen nur des Morgens gestattet, Besuche bei Nachbarinnen und Freundinnen zu machen, bei denen sie ihre Zeit in ähnlicher Weise verbringen, wie wir es bei anderen Nordafrikanerinnen kennen gelernt haben.

Von einer systematischen Erziehung der Mädchen kann nicht gesprochen werden. Die meisten wissen kaum über Dinge Bescheid, die außerhalb der Grenzen ihres Dorfes liegen.

Heiraten werden im Niltal frühzeitig geschlossen. Das junge Mädchen tritt nicht selten schon mit vierzehn, der Jüngling mit sechzehn oder siebzehn Jahren in die Ehe. In der Tat, man würde sich von einem Manne, der nicht beizeiten an Heirat denkt, eine schlechte Meinung machen. Da die jungen Leute keine Gelegenheit haben, sich vorher kennen zu lernen, bedient sich der Jüngling, der auf Freiersfüßen geht, einer Vermittlerin. Diese Person, Chatbeh genannt, treibt nebenbei öfters Handel mit Kosmetika und Toilettengegenständen für Frauen. Mühelos findet sie Eingang in die Häuser, in denen sie heiratsfähige Töchter vermutet, und sie zögert auch nicht, den Hauptgrund ihres Besuches bald kundzugeben. Laut preist sie die vortrefflichen Eigenschaften des besten aller Gatten in spe, und zurückgekehrt in dessen Haus versichert sie, daß die Sonne nie eine schönere und reinere Jungfrau bestrahlt hat als das junge Mädchen, um das sie mit vieler Mühe für ihn geworben hat. Dann pflegt der Freier seine Mutter oder Schwester in das Haus der Begehrten zu schicken, damit sie sich selbst von deren Vorzügen überzeugen, und finden sie, daß die Chatbeh nicht allzu sehr übertrieben hat, so steht der Hochzeit nichts im Wege. Natürlich spielen sich diese Zeremonien bei den armen Fellahs, die Gelegenheit haben, ihre Mädchen bei der Feldarbeit kennen zu lernen, viel einfacher ab. — Hinzuzufügen ist noch, daß die Mitgift bei der Hochzeit oder vielmehr noch vor der Hochzeit eine große Rolle spielt. Es werden sehr langwierige Verhandlungen, bei denen es nicht ohne vieles Feilschen abgeht, getrieben. Üblich ist, daß der junge Mann seiner Zukünftigen einen ansehnlichen Betrag auszahlt, und zwar zwei Drittel in bar, während er ein Drittel für den Fall einer Scheidung zurückbehält. Der erstere Betrag dient den Eltern zur Anschaffung der Aussteuer, so daß im Grunde genommen der junge Mann die Aussteuer seiner Frau bezahlt.

Abb. 345. Eine Araberin aus Port Said.

Ein sonderbarer Brauch am Tage der Hochzeitsfeierlichkeiten mag hier noch er-

wähnt werden. Der junge Gatte begibt sich in das Zimmer, in dem sich die ihm eben Angetraute allein aufhält; er defloriert sie mit seinem Finger und fängt das ausfließende Blut mit einem Taschentuch auf. Jubelnd bringt er das Tuch seinen Gästen, denn es verkündet die Keuschheit seiner jungen Gattin. Um das Tuch reißen sich dann die Gäste; ein jeder wünscht einen Fetzen davon als Erinnerungszeichen mitzunehmen.

In Unterägypten findet eine große Prozession der Jungvermählten und ihrer Freundinnen am Tage der Hochzeit statt, deren Ziel das öffentliche Frauenbad ist. Hier bringt sie viele fröhliche Stunden, die letzten ihres Jungfrauendaseins hin. Musikanten, Tänzerinnen, Sänger und Märchenerzähler erheitern die Gäste, die von früh bis zum Nachmittag zusammenbleiben. Alsdann begibt sich die junge Gattin in ihr neues Heim, in dem sie fortab an der Seite ihres Mannes zu schalten und zu walten hat.

Über die Moral der Fellachinnen läßt sich mancherlei sagen. In den besseren Kreisen wird wohl die Keuschheit der jungen Mädchen arg-

Underwood & Underwood phot.

Abb. 346. Fellahfrau.

Abb. 347. Fellahmädchen.

wöhnisch gehütet, aber in den ärmeren Klassen ist Prostitution nicht ungewöhnlich. Im allgemeinen ist der Moralkodex der Fellachin auf ein weites Gewissen geschrieben. Das Niltal ist die Heimat jener Islaymes und Fatimes, die mit ihren sinnlichen Tänzen, ihren aus Sinneslust geborenen Liedern und ihrem schönen Körper, den sie in den zahllosen Cafés chantants des Orients den Augen der Männerwelt mehr preisgeben als der Islam eigentlich gestattet, den Fremden berücken, so daß er sich oft in die Märchenwelt von Tausendundeine Nacht versetzt glaubt.

Hören wir zum Schluß, was ein viel gereister und berühmter Schriftsteller über die Fellachin zu sagen hat. In seiner poesivollen Art, mit den Augen des Künstlers, der überall das Schöne sieht, schildert Pierre Loti die Fellachin, das Weib der „bronzenen Rasse". Er schildert die Arbeit

der Männer an den Nilufern, wo sie, heute wie vor vier- oder fünftausend Jahren in der gleichen Beschäftigung, fast automatisch in Eimern das Wasser schöpfen, mit dem sie ihre Felder bewässern. Von Zeit zu Zeit steigen auch die Frauen zu den Ufern hinab, um ihren Männern zu helfen. Statt der Eimer tragen sie aber Vasen und führen so auf bequemere

Abb. 348. Koptin.

Weise ihre Beschäftigung aus in dem „Land ohne Regen, ohne fließende Quelle, das nur durch seinen Fluß besteht. Diese ägyptischen Bäuerinnen," sagt Loti, „bewegen sich mit einer unnachahmlichen Grazie. Selbst die Ärmsten gleichen, wenn sie ihre schwarzen Schleier durch den Sand schleppen lassen, hohen Damen, die in ihren langen Gewändern bei Hofe erscheinen könnten. In dem sonnigen Land, mit der durchsichtig klaren Luft und den rosigen Fernen, wirken die düster gekleideten Frauen seltsam, und zwischen den blühenden Feldern und der leuchtend schimmernden Wüste gleichen sie umflorten Fahnen. Trotz ihrer Unwissenheit und ihrer geringen Denktätigkeit besitzen die einfachen Geschöpfe, wie einstmals die Geschöpfe Hellas', einen angeborenen Sinn für Vornehmheit. Keine unserer kultivierten Frauen vermöchte in diesen groben schwarzen Stoffen eine so königliche Haltung anzunehmen, keine verstünde die nackten Arme mit so vollendeter Grazie emporzuheben, um sich den großen, irdenen, mit Nilwasser gefüllten Krug auf den Kopf zu stellen und trotz der Last in stolzem, schwebendem Gang davon zu gehen. Die Musselintunika, die sie tragen, hat dieselbe unveränderliche düstere Farbe wie die schwarzen Schleier, die kaum ein roter Saum oder einige Silberplättchen schmücken. Die Schleier schließen über der Brust zusammen und durch eine schmale Spalte, die bis zum Gürtel hinunterreicht, sieht man die bräunliche Haut schimmern, man erblickt den Brustansatz, der blasser Bronze gleicht." Freilich von den Gesichtern ist man oft enttäuscht. Die Fellachin sollte beim Anblick eines Europäers ihr Antlitz bedecken. Aber oft verpaßt sie diesen Augenblick, und man schaut es ihr an, daß harte Arbeit und häufige Mutterschaft dieses Antlitz haben frühzeitig altern lassen. Hat man aber Glück und begegnet man einer ganz jungen Frau, so ist sie meistens von hervorragender Schönheit, in der sich Kraft und Feinheit paaren. Ein reicher Kindersegen ist gewöhnlich den Fellachinnen beschieden. Stets sieht man eine Schar unmündiger kleiner Geschwister hinter einer

Abb. 349. Algerische Jüdin.

erwachsenen Schwester oder hinter der Mutter herlaufen. Leider sind die entzückenden Gesichtchen durch Schmutz entstellt. Es scheint, daß die heutigen Ägypter die traditionelle Unsauberkeit ihrer Vorfahren übernommen haben. An den Lippen der Kleinen kleben Klumpen von Fliegen, die als glückbringend gelten und daher

Abb. 350. Vornehme Jüdin aus Fez.

nicht entfernt werden dürfen. Passivität und sanfte Geduld sind bezeichnend für diese Rasse, die keine Beleidigungen empfindet und trotz ihrer Lumpen in ihren Bewegungen immer vornehm bleibt. „Arme bronzene Rasse!" ruft Loti aus, „zweifellos reifte sie zu schnell und stand in ihrer prachtvollsten Blüte, als die andern Völker noch in der Dunkelheit tasteten."

Die Jüdin in Nordafrika.

Die Jüdinnen Nordafrikas und ganz besonders die von Tunis dürfen zu den schönsten aller Frauen gerechnet werden. Ihre Züge sind von vollendeter Weichheit und Rundung der Linien. Ein feingeschnittenes Mündchen, aber doch mit einladenden, sinnesberauschten Lippen, eine stets gerade, wohlgeformte Nase (nicht die typisch semitische), vollendet schöne dunkle Augen, die bald intelligent dreinschauen, bald in Sinneslust aufleuchten, umschattet von langen, feinen Wimpern und einem schön geformten Kranz dichter dunkler Brauen, schmücken ihr Antlitz. Dazu ein klarer, elfenbeinfarbiger oder reinweißer Teint und tiefschwarzes, glänzendes Haar. Allein ihre Figur ist nicht sonderlich schön; denn leider grassiert die schreckliche Sitte der Mastkur auch bei den Jüdinnen, wenn auch nicht in dem Maße wie bei den muselmanischen Frauen Nordafrikas.

Die Jüdin ist wohl erzogen, erhält eine Bildung, die sich hoch über das Niveau ihrer mohammedanischen Schwestern erhebt, weiß sich farbenfreudig, bizarr, und doch mit einem gewissen Geschmack zu kleiden, bewegt sich frei, und ist von heiterem, glücklichem Temperament. Das letztere wenigstens in Tunis und Algier, weit weniger in Marokko, wo die eingeborene Jüdin zum Unterschied von der europäisch lebenden, aus Spanien stammenden, noch manchem Übel ausgesetzt ist, wenn sie ihr enges Ghetto verläßt.

Die Jüdinnen Nordafrikas pflegen mit dreizehn bis fünfzehn Jahren zu heiraten. Die Ehen sind gewöhnlich glücklich; selten hört man von Scheidungen. Ihr moralischer

Fellah-Frau.

Standpunkt ist nicht über alle Zweifel erhaben; doch ist es sicher, daß nur die Frauen und Mädchen der ärmsten Klassen sich der Prostitution hingeben.

Auch die Schönheit der marokkanischen Jüdinnen wird gepriesen. Sie sind durchgängig hübsch und nach Platz gehören einige zu den reizendsten Frauen der Welt. Er schreibt: „Trotz des ungünstigen Klimas finden sich besonders in den südlichen Provinzen nicht wenige Frauenzimmer, die unsere kühnsten Träume von den sanften, ätherischen und majestätischen Reizen der Töchter Judäas verwirklichen."

Es ist ihnen verboten, Ehen außerhalb des Landes zu schließen.

Abb. 351. Vornehme Jüdin von Tunis.

Die Beduinin, die neben der Fellachin das Niltal bewohnt, soll hier nicht behandelt werden. Wir werden sie unter den Frauen Asiens kennen lernen. Suchen wir nun die Bekanntschaft einiger Stämme zu machen, die weiter südlich in der Sahara, im Sudan und in den oberen Nilländern wohnen, welche den mittelländischen Völkern noch nahestehen.

Abb. 352. Jüdische Tänzerin aus Nordafrika.

Die Fulba.

Die Fulbe, auch Nuba-Fuhla genannt, bewohnen ein weites Gebiet in der Sahara und im Sudan. Sie sind zweifellos den Berbern und somit den Mittelländern verwandt. Aber auch andere, hamitische und Negervölker mögen ihren Anteil an diesem Volksstamm haben. Man pflegt sie einzuteilen in reine und gemischte Fulbe.

Die reine Fulba ist von gelblich bis rötlichbrauner, oft recht heller Farbe, schlank, geschmeidig und feinknochig. Sie ist von mittlerer Statur und einer Magerkeit, die sie zeitlebens behält, eine echte Windhundgestalt. Nichtsdestoweniger rühmt man ihren schönen Busen und die wohlgerundeten Arme. Überdies sind ihre Füße und besonders die Hände von bemerkenswerter Feinheit. Ihre sympathischen Züge erinnern eher an mittelländische als an Neger-

Abb. 353. Judenmädchen aus Marrakesch (Marokko), auffallend durch sanfte und schöne Gesichtszüge.

mischung. Der Kopf ist klein, das Gesicht oval, die Nase ragt ziemlich hervor und ist zuweilen gebogen. Die Mundpartie ist keineswegs prognath in der Art der Neger, und wenn die Lippen ungewöhnlich stark erscheinen, so liegt dies daran, daß deren Innenflächen tätowiert werden. Die Stirn ist hoch. Neugierig blicken die schönen, großen mandelförmigen Augen drein, die gewöhnlich dunkel sind, zuweilen aber auch blau, die Herkunft von Berbern verratend. Das Haar ist lang, schlicht oder gewellt, von seidenartiger Feinheit; es wird in vielen dünnen, mit allerlei Tand geschmückten Flechten, die um Hals und Wangen fallen, getragen. Auch Hände und Füße werden mit Ringen geschmückt. Die Haltung der Fulba ist würdevoll und ihre Bewegungen sind graziös und entbehren nicht, wie uns alle Reisende berichten, eines verführerischen Reizes.

Die Fulba gilt als sehr kokett, leidenschaftlich, spöttisch und zänkisch. Sie kleidet sich gut, zuweilen sogar mit Geschmack und Eleganz, wobei natürlich nur ein afrikanischer Maßstab angelegt wird. In der frühen Jugend rein und keusch, heiratet sie im Alter von elf bis zwölf Jahren und bleibt auch als Frau züchtig. Erst im späteren Alter verläßt ihre Schönheit sie, und sie wird dann gleich vielen anderen Weibern dieser Naturvölker, die mehr oder weniger im Frondienst der Männer ihr Leben hinbringen, zigeunerhaft häßlich. Das im Alter geübte Rotfärben der Haare mittels Henna vermindert dann sicher nicht das Abstoßende des runzligen Gesichtes. Die sog. reinen Fulbe legen peinlichen Wert auf Reinheit der Rasse. Polygamie herrscht allenthalben; ein bis drei Weiber ist die übliche Zahl in einer Ehe.

Abb. 354. Eine Fulba.

Das Imponierende ihres Wesens charakterisieren am besten die Neger, die von ihnen sagen: „Wenn heute eine Fulbafrau als Gefangene ins Haus kommt, ist sie morgen die Herrin." Besonders die Djoloffen sind große Bewunderer der Fulba, die von ihnen oft als legitimes Weib begehrt wird, und öfters wohl noch als gelegentliche Konkubine. Es heißt, daß die männlichen Fulbe nicht allzu sehr von Eifersucht geplagt werden, und daß sie aus dem Liebesleichtsinn ihrer Frauen ihre Vorteile zu ziehen wissen. Dieser Bericht steht jedenfalls im Widerspruch zu der oben behaupteten Keuschheit und Züchtigkeit der Frauen.

Die gemischte Fulba ist stets dunkler; von den Franzosen hat sie den Namen Toucouleure (s. Abb. 414) erhalten. Weniger anziehend als ihre reinerrassige Schwester, ermangelt sie doch nicht selten sympathisch berührender Züge. Auch sie tätowiert sich den inneren Teil der Lippen, um ihnen ein bläuliches Aussehen zu verleihen, aber leider vermehrt diese Prozedur auch die Stärke der Lippen.

Abb. 355. Algerische Jüdinnen.

Gemischte Fulbe finden sich über den ganzen Sudan verbreitet, so in Kordofan, wo sie bronzefarben und selbst tiefschwarz sind. Ebenso in Sennar; doch ist hier auch der Stamm der etwas helleren Bedjas zu Hause, deren Frauen sich in der Jugend oft durch große Schönheit und klassisch feine Züge auszeichnen. Übrigens ist es nicht sicher, daß die letztgenannten Stämme zu der Familie der Fulbe gehören.

Abb. 356. Jüdische Frau aus Tunis.

Die Frauen der Tibbu.

Die Tibbu, Tubu oder Teda leben in der Zentralsahara. Man nimmt an, daß sie aus einer Vermischung von Negern und Berbern entstanden sind. Die bronzefarbenen jungen Tibbumädchen werden als reizvolle Erscheinungen geschildert. Sie sind von mittlerer Größe, schön gerundetem, zierlich schlankem Körper und wohl proportionierten Gliedmaßen. Das Gesicht ist oval, der Mund von mittlerer Größe, die Lippen sind nicht dick. Das Haar ist weniger wollig als bei den Negern. Ihre Haltung ist stolz und frei, selbst elegant. Im Alter freilich, wenn zunehmende Magerkeit sich einstellt, läßt ihre Schönheit bald nach; sie sind dann eher sehnig und eckig, so daß ihre Züge einen fast männlichen Charakter annehmen.

Polygamie findet sich selten bei den Tibbu. Den Heiraten gehen schwer bindende Verlöbnisse voraus. Die Frau nimmt besonders im Haus und in der Familie eine geachtete Stellung ein. Sie gilt als gute Hausfrau, ist ordnungsliebend, sauber und geschäftstüchtig. Dem Ehemann gegenüber zeigt sie sich freilich unterwürfig und verschämt. Sie speist nie in seiner Gegenwart und redet zu ihm mit abgewendetem Gesicht; auch spricht sie nie seinen Namen aus.

Bei den Tibbu herrscht weibliche Erbfolge.

Die Nubierin.

Die Nubier, in Ägypten oft Berberinos genannt, rechnet man ethnisch nicht selten zu den Semiten. Wahrscheinlich sind sie aus einer Vermischung von Semiten, Hamiten und Negervölkern entstanden. Ihre Hautfarbe schwankt zwischen weiß, das jedoch ziemlich selten ist, und tiefbronzefarben.

Die preisenswerteste Nubierin ist in Dongola zu Hause. Sie ist von schönem Wuchs, graziöser Haltung, entwickelten Formen, schönen dunklen, verschleierten Augen und freundlicher, angenehmer Physiognomie. Ihre körperlichen Vorzüge weiß sie sich lange zu erhalten. Eigentümlich an ihrem Äußeren sind die in zahllose Ringellocken geflochtenen Haare, ferner gewisse Tätowierungen an den Händen und Füßen, auf den Wangen und auf der Brust. Die Augenränder pflegt sie sich schwarz, die Unterlippe blau und die Wangen ockerrot zu färben.

Ihre Tracht besteht aus einem weiten, langen, blauen Hemd, über das bei Wohlhabenderen wohl noch ein Oberkleid fällt. Ein Tuch bedeckt den unteren Teil des Ge-

sichtes, so daß nur Nase und Augen frei bleiben.

Keuschheit der jungen Mädchen und Züchtigkeit der Frauen gelten als erstes Gebot, ja, die Unschuld der Jungfrauen gilt als so selbstverständlich, daß ein einmaliges Verfehlen unbedingt die Todesstrafe zeitigen würde. Indessen ist diese Gefahr nicht so leicht heraufzubeschwören; denn dieser Stamm vollzieht noch immer die bei anderen Orientvölkern nur noch selten geübte Infibulation seiner Jungfrauen.

Die Vornahme der Infibulation wird in folgender Weise vollzogen: den jungen Mädchen werden entweder im frühesten Alter die inneren Schamlippen (labia minora) verwundet und zusammengeheilt, oder es wird ein Ring in diese derartig eingelagert, daß sie sich beim Verwachsen um den Ring schließen. Auf diese Weise wird der Eingang in die Vagina verschlossen. Die Tortur ist eine grausame; oft hat sich die ägyptische Regierung ins Mittel gelegt, aber vergeblich; die Frauen selbst wollen lieber diese Marter ertragen, als später auf einen Verlobten verzichten. Natürlich wiederholen sich die Qualen, wenn kurz vor der Ehe das Auseinanderreißen der verwachsenen Organe erforderlich wird.

Abb. 357. Nubierinnen aus Entette.

Abb. 358.
Vornehme Abessinierin.

Die Abessinierin.

Die christliche Tochter des abessinischen Hochlands präsentiert sich als ein Weib von nicht übler Gestalt. Von semitischer Herkunft, aber doch wohl stark vermischt mit afrikanischen Elementen, zeigt sie einerseits die Kennzeichen des semitischen Volkes, so die stark hervortretende, nicht selten gebogene Nase, andererseits die Wadenlosigkeit der Negerrasse. Sie ist von mittlerer Größe; in den Küstenländern schwankt ihre Hautfarbe zwischen olivbraun und tiefschwarz, im Hochland sind die abessinischen Frauen weit heller und im allgemeinen hellfarbiger als die Männer. Von ihrem Körper muß auch das feinste Härchen entfernt sein. Ihre Brüste sind voll und rund, Arme und Beine ziemlich dünn, die Füße kräftig und von hohem Spann.

Das Haar ist bald glatt, bald gekräuselt, aber stets kurz, was daher rührt, daß sie es bei jedem Todesfall eines Verwandten ganz abrasieren müssen. Das Gesicht ist oval, die dunkeln Augen zeigen einen in-

telligenten Ausdruck, die Lippen sind fleischig an einem leicht prognathen Mund. Die Wangen lassen ein Erröten im Grunde ihrer Hauptfarbe erkennen. Als junge Mädchen sind die Abessinierinnen oft sehr reizvoll, aber als Frauen büßen sie bald ihre Schönheit ein, und ihre Züge nehmen einen herben, männlichen Charakter an; ja, alte Frauen sind durchschnittlich häßlicher als die Männer. Im ganzen ist die Abessinierin spät reif. Die Eheverhältnisse sind nach der sehr streng befolgten christlichen

Abb. 359.
Gallamädchen aus der Umgebung von Harar.

Religion offiziell monogam, was aber wohlhabende Männer nicht verhindert, sich zuweilen auch mehrere Weiber anzuschaffen. Die Trauung ist entweder eine kirchliche und dann niemals trennbar, oder sie wird nach dem Zivilkodex vollzogen, in welchem Falle Scheidungen öfters vorkommen. Im allgemeinen liegen die Ehezustände noch im argen; es sollen sogar Kinderehen vorkommen.

Mygind erzählt, daß es ein Familienleben in unserm oder im mohammedanischen Sinne kaum gibt und führt dies auf die sonderbaren Eheverhältnisse zurück. „Es gibt drei Arten von Eheschließung. Die vornehmste ist die kirchliche. Nur sie ist unlöslich. Sie wird von den alten aristokratischen Geschlechtern und vielen Priestern bevorzugt ... und ist oft nur die Bestätigung eines früheren nicht kirchlich geschlossenen Bundes." Diese Ehe ist aber verschwindend klein. Am gebräuchlichsten ist eine Art Ziviltrauung, die vor dem Bezirksrichter vollzogen wird, wobei hauptsächlich materielle Fragen für den Fall einer Scheidung erledigt werden. Scheidungen in aller Freundschaft kommen oft nach jahrelanger Ehe vor. Eine mühelos zu erlangende Signatur des Richters erklärt die Ehe als aufgelöst. Den Kindern steht es frei, beim Vater oder bei der Mutter zu bleiben. Weiter gibt es eine Art „freier Vereinigung", in der die zukünftigen Gatten vor Verwandten oder selbst gewählten Zeugen zu geloben haben, dem Bunde entsprießende Kinder oder auch bereits vorhandene Kinder als legitim zu betrachten. Schließlich erzählt Mygind noch von einer Art Ehe, „die, wenn man von einigen bekannten Fällen von Eheirrungen absieht, wohl ein Unikum in der Welt ist. Prinzessinnen nämlich und sonstigen unabhängig dastehenden Damen ist es offiziell gestattet, wenn sie keine Gelegenheit finden, eine standesgemäße Ehe einzugehen, sich einen Mann (Diener) auszuwählen, der gehalten ist, alle ehelichen Pflichten zu erfüllen, ohne sich ehelicher Rechte rühmen zu dürfen."

Die Frau der wohlhabenderen Stände erfährt in Abessinien eine Beschränkung ihrer Freiheit wie alle Orientalinnen. Weder darf sie ohne Wissen ihres Gatten männlichen Besuch empfangen, noch darf sie unverschleiert das Haus verlassen. Gewöhnlich zeigt sie sich mit großem Troß in der Öffentlichkeit. Der Ritt zur Kirche ist ihr Hauptausgang. Anders das Weib aus dem Volke. Es genießt alle Freiheit, muß aber auch alle häuslichen oder Feldarbeiten verrichten, obschon als „Stütze der Hausfrau" selbst der Gattin des kleinsten Hand-

Abb. 360. Gallamädchen.

werkers oder Bauern jugendliche Dienstboten zur Verfügung stehen.

Der Mangel an Sauberkeit dieses der christlichen Religion ergebenen Volkes ist betrübend. Beide Geschlechter lieben es, sich das Haar mit ranziger Butter einzusalben und den Körper einzufetten. Im Innern der Wohnhäuser herrscht eine schlimme Atmosphäre. Krankheiten werden durch Vorurteile und Unwissenheit verschlimmert, so daß es nur zu verständlich erscheint, wenn unter Säuglingen und Kindern die Sterblichkeit groß ist. Allein die durch religiöse Gebräuche gebotene Beschneidung, die in brutaler und unreinlicher Weise ausgeführt wird, erfordert viele Opfer. Übrigens erfährt auch das weibliche Kind bald nach der Geburt eine Art Verunstaltung seines Geschlechtsteiles, eine Beschneidung, vielmehr Exzision, wobei die ganze Klitoris herausgeschnitten wird. Nach diesem Akt wird sofort die Taufe des Neugeborenen durch Untertauchen ohne Berücksichtigung der Temperatur vorgenommen. Wer das nicht verträgt, mag eben gleich sterben. Auf die große Kindersterblichkeit ist die geringe Zunahme der Bevölkerung trotz starker Fort-

Abb. 361. Hararifrauen (Galla).

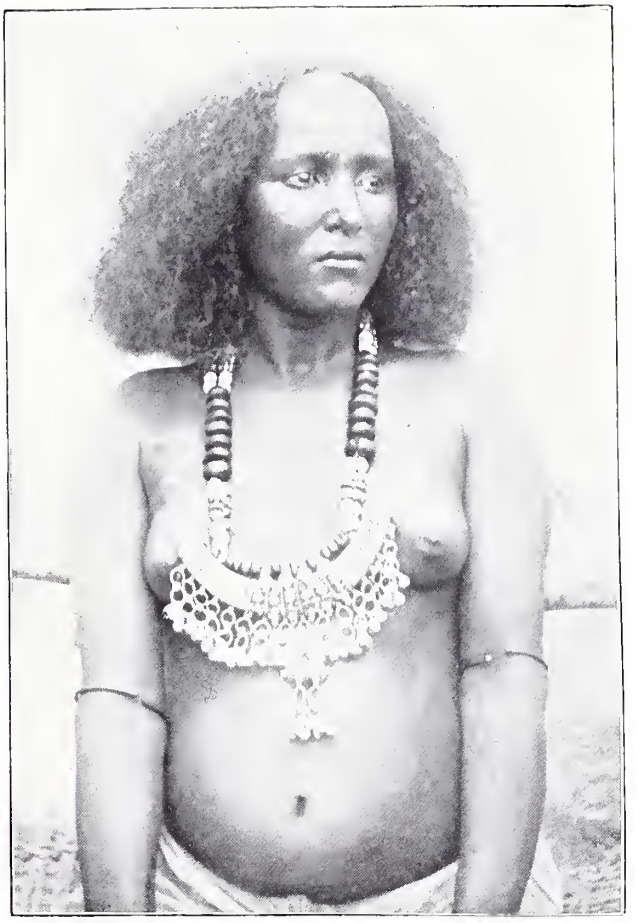
Lehnert & Landrock, Tunis phot.

Tuneſiſche Jüdin.

pflanzung zurückzuführen. Das Kindbett überstehen die Frauen mit Leichtigkeit.

Die Tracht der Frauen ist von der der Männer kaum zu unterscheiden. Sie besteht aus Hemd, Hose und „Schamma", einem dem orientalischen Burnus oder der römischen Toga ähnlichen Obergewande. Der Kopf bleibt meist unbedeckt, doch wird bei Männern wie Frauen neuerdings ein grauer oder schwarzer weicher Filzhut vielfach gebraucht, oder auch ein weißes Tuch, das, Kopf und Hals einhüllend, von den Frauen als Schleier verwendet wird, wenn Europäer vorübergehen, während die Männer es gerade als Zeichen des Respekts vom Haupte entfernen.

Der Geschmack und oft sogar die Eleganz der Abessinierin werden gerühmt. An Kurtisanen fehlt es nicht im Lande; sie werden an manchen Orten so geachtet wie wohlanständige, verheiratete Frauen. Ein Muster von Ehemann soll der Abessinier nicht sein. Sein Weib ist ihm treu, zum mindesten weil es ihn fürchtet; sie wäre auch im Falle von Ehebruch ganz auf seine Gnade angewiesen. Noch bis vor kurzem gestattete ein ungeschriebenes Gesetz dem betrogenen Gatten, den Verführer zu töten und die Treulose selbst samt ihren Kindern vor die Tür zu setzen. Heute wird indessen weniger rigurös in solchen Fällen verfahren. Der Verführer kommt mit einer Geldstrafe davon, und dem Ehepaar ist es überlassen, sich nach Gutdünken zu einigen oder zu trennen.



Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 362. Somalifrau von reiner Rasse.

Museum Umlauf, Hamburg.

Abb. 363. Somalimädchen.

Der Charakter des Volkes wird nicht gerade gepriesen. Viele halten die Abessinier für indolent, abergläubisch, treulos, diebisch, verlogen, undankbar, heuchlerisch — eine ganze Auslese von wenig empfehlenswerten Eigenschaften, die ihnen manche Reisende beilegen; doch heißt es, daß sie zusehens bessere Eigenschaften annehmen.

Amhara nennt man die Bewohner des Hochplateaus von Zentral-Abessinien. Sie gelten als die Blüte des abessinischen Volkes.

Die in eigenen Dörfern westlich vom Tanasee lebenden Falascha dürfen nicht etwa als ein jüdischer Stamm

Mit Erlaubnis von A. C. Hollis.

Abb. 364. Weiber der Hirten-Massai vor einem Hause.

angesehen werden, obschon ihre Religion die mosaische ist und sie zweifellos semitisches Blut empfangen haben. Die Frauen sind etwas heller als die tiefbraunen Männer, ihr Haar ist schwarz und gekräuselt. Beschneidungen der jungen Mädchen werden ähnlich wie bei den Abessinierinnen vorgenommen. Dem Manne ist die Frau gleich gestellt. Sie geht unverschleiert, wenn wir von dem erwähnten weißen Tuch absehen, und bewegt sich frei in der Gesellschaft der Männer, mit denen sie auch gemeinsam arbeitet.

Zu den hamitischen Völkern rechnet man die Galla, Somali und Massai, die sich den Abessiniern südlich anschließen. Wir machen zunächst die Bekanntschaft der

Frauen der Galla.

Die Frauen dieses sehr ausgebreiteten und volksreichen Stammes sind in ihrer Jugend von einnehmendem Äußeren. Zwar ein wenig üppig, haben sie doch oft feine, ansprechende Züge. Ihre Hautfarbe ist ein dunkles Kaffeebraun, doch sind sie stets heller als ihre Männer, ja hier und da sieht man Frauen, die kaum dunkler sind als Sizilianerinnen. Obschon Mohammedanerin, geht die Galla unverschleiert und bewegt sich frei unter ihrem Volk. Ihre größte Sorgfalt verwendet sie auf die Herstellung ihrer Frisur. Das ziemlich krause Haar wird wohl gepflegt; um es lang wachsen zu lassen, färbt sie es mit Kalk gräßlich rot und flicht es in Zöpfe.

Polygamie ist bei den Wohlhabenderen beliebt; jedoch wohnt der Galla nie mit seinen Frauen unter einem Dach, sondern er errichtet einer jeden ein eigenes Haus. Er erwirbt sein Weib für ein Geschenk von 6—40 Kühen, je nach seinem Wohlstand und dem Wohlstand der Brauteltern. Es kommt übrigens auch vor, daß eine Schöne selbst um einen Mann freit. Verschmäht er sie, so pflegt sie ihn zur nächtlichen Stunde auf seinem Lager zu überraschen. Gelingt es dem so Beglückten nicht, die Liebhaberin vor dem Morgen fortzuschicken, so ist er gezwungen, sie zu heiraten.

Von den Gallafrauen erzählt Schuver in Petermanns Mitteilungen: „Die Frauen aller Klassen, mit Ausnahme der allerärmsten, bieten einen so verschiedenen Anblick, daß ich mich immer wieder von neuem darüber wundern mußte. Die Jungen sind von einer Lebhaftigkeit, die alle Augenblicke zum Durchbruch zu kommen bereit ist, auch büßen sie nicht so frühzeitig ihre Reize ein wie die Negerinnen, vielleicht weil sie den Vorteil genießen, bei den schwereren Arbeiten von den Sklaven unterstützt zu werden. Ihre Gestalt ist weit kleiner, als die der Männer, obwohl es an großen Frauen nicht ganz fehlt. Fast immer sind sie 10—15 cm kleiner als die Männer, und für diese möchte das Maß 1,60—1,75 m als Durchschnitt anzunehmen sein. Ihre physische Natur ist derartig von dem männlichen Geschlechte verschieden, daß es schwer fällt, eine Erklärung dafür zu geben. Bei den Weibern sehen wir nur verhältnismäßig größere Köpfe, obwohl noch immer der Kategorie von Mikrozephalen zuzurechnen, runde Schädel, viereckige Gesichter, aber außerordentlich abgerundete Züge, weit geöffnete dunkelbraune Augen, Nasen mit leichter Tendenz zum Stumpfnäschen und an der Wurzel eingedrückt, dichte Augenbraunen, kleine fleischige Backen, Kindermündchen mit Perlzähnen und aufgeworfenen Lippen und ein kleines Kinn. Der Nacken ist hübsch rund und durchaus nicht kranichartig, wie bei den Männern. Füße und Hände sind so klein, daß man über die Behauptung Byrons lachen könnte, der hierin das einzige wahre Zeichen der Aristokratie erkennt. Die Formen sind rund und kompakt, die Gliedmaßen kurz, aber die Formenfülle der jungen Negerinnen findet sich hier nur selten. Sie sind hübsch, aber nicht schön."

Als ein hamitischer Gallastamm gelten auch die Schoanen (Einwohner von Schoa), die teils Christen, teils Mohammedaner sind. Die Frauen der ersteren tragen ihr Haar kurz und lockig und sind in weiße Gewänder gekleidet, während die Muselmanin sich von Kopf bis zu Füßen in eine rote Toga hüllt und ihr Haar lang wachsen läßt.

Die Somalifrau.

Die Somali sind die östlichen Nachbarn und Verwandten der Gallas; sie sind ihnen auch ähnlich, doch ist der Negercharakter bei ihnen mehr ausgeprägt.

Die Somalifrau ist von gutem Wuchs. Ihre Hautfarbe ist ein rötliches, bald heller, bald matter glänzendes Schwarz. Die Stirn ist hoch, doch an den Schläfen abgeplattet. Die tiefliegenden, schwarzen

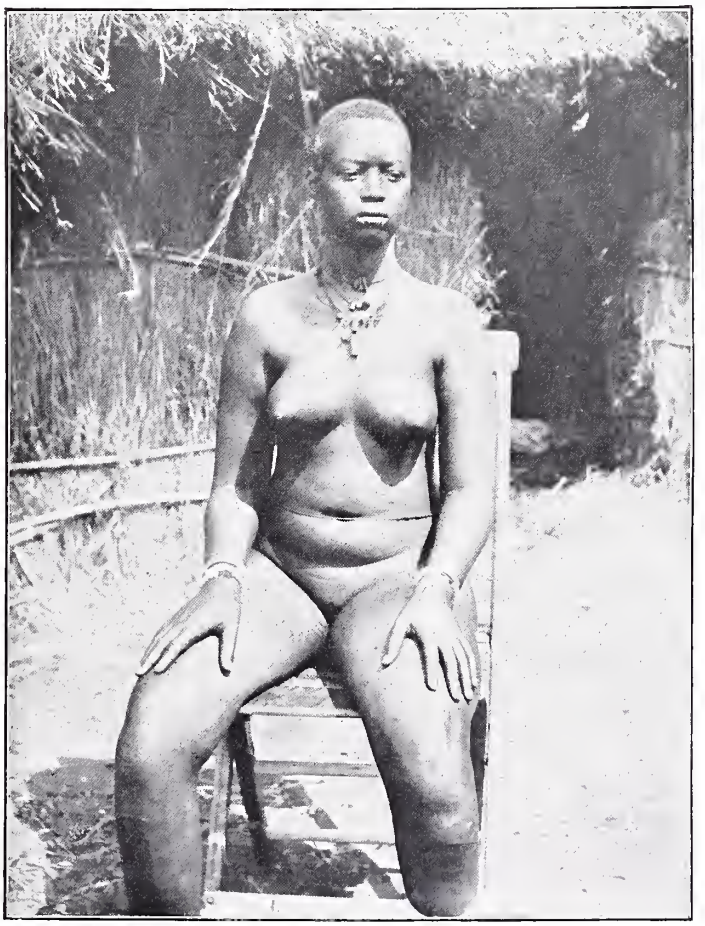


Abb. 365. Junges Massaimädchen.

Abb. 366.
Massaiweib mit Kind.

Abb. 367.
Massaiweib.

Augen sind leidlich schön, die Nase ist kurz, aber markiert und mit weiten Nüstern. Der Mund ist ziemlich groß, von dicken, sinnlichen Lippen gebildet, die zwei Perlenreihen von Zähnen einschließen. Das Haar ist noch krauser als bei den Gallas. Aber gleich diesen trachten sie, es lang wachsen zu lassen, um es dann rot zu färben, zu flechten und aufzubauen. Bei den Medschertinsomali tragen es die Mädchen in Zöpfen, die auf die Schultern herabfallen, die Frauen dagegen am Hinterkopf in einer Art Haube befestigt.

Sie drapieren ihren Körper mit einem Tuche, das auf einer Schulter und an den Hüften zusammengehalten wird und die rechte Brust entblößt läßt. Niemals geht die Somali verschleiert, obgleich sie Muselmanin ist; doch bedeckt sie ihr Antlitz öfters mit den Händen, wenn sie einem Fremden begegnet.

Der Mann kauft sein Weib nicht selten im Kindesalter, darf aber nicht vor dem fünfzehnten Lebensjahre die erwählte Gefährtin heiraten. Im übrigen nimmt er so viel Weiber als er erschwingen kann, indem er einer jeden ein besonderes Haus einrichtet. Auch bei diesem Volke findet sich neben der gewöhnlichen Methode das weibliche Freierrecht, das, wie wir gesehen haben, bei den Gallas nicht ungebräuchlich ist, indem die verliebte junge Somali dem Erwählten ihres Herzens durch Zeichen oder durch eine Vermittlerin ihre Zuneigung zu erkennen gibt. Als verheiratete Frau ist die Somali rechtlos und eher Sklavin als Gemahlin.

Die Frauen der Massai.

Der Reisende Thomson nennt die Massai die hübschesten Frauen, die er in Afrika gesehen. Die Nase ist ziemlich erhaben und die Lippen sind dünner als bei andern Stämmen. Ihr Äußeres ist dem der vorigen nicht unähnlich; nur rasieren sie ihr Kopfhaar, das von Natur leicht gewellt ist und ziemlich lang wächst, völlig, während, merkwürdig genug, ihre Männer sich falsche Zöpfe aus Bast in das Haar flechten.

Die an sich schon großen Ohren werden entstellt durch Pflöcke bis zu einem halben Fuß Durchmesser, die die Frauen in die Ohrlöcher zwängen. Zuweilen hängen sie sogar eiserne Ketten und nach der Heirat Scheiben, aus Kupferdraht geflochten, hinein. Die Zähne werden schlecht gepflegt. Durch die zwischen die Schneidezähne gefeilte Öffnung speien sie aus. Das Ausspeien vor Menschen gilt nämlich als ein Zeichen der Achtung und Freundschaft, die sie dem so Beglückten zollen. Der Leser wird auch neben dem Ohrschmuck die ganz merkwürdigen Drahtgeflechte auf unseren Abbildungen bemerken, die sie um den Hals, wie um die Arme und Beine in solcher Menge — bis zum Gewicht von dreißig Pfund — tragen, daß ihnen das Gehen und selbst das Niedersetzen erschwert wird.

Die Massai geht vom Kopf bis zu den Füßen in Häute gekleidet, zum Unterschied von ihrer Nachbarin, der Wakamba, die splitternackt einhergeht. Die Massai, sagt Ranke, sind eben ein aristokratisches Volk, während die Wakamba die unterdrückten, feigen Unterworfenen sind.

Eifersüchtig wacht der Massai auf die Keuschheit seiner jungen Mädchen; aber einmal verheiratet, legt er, nach den Berichten einiger Reisenden, nicht mehr großen Wert auf die Treue seiner Frauen, während andere behaupten, daß er das als untreu erkannte Weib tötet.

Heiraten ist ein Geschäft bei diesem Volk, das sie als Polygamisten auch erfolgreich be-

Abb. 368. Junge Massaimädchen mit dem bei ihnen beliebten Schmuck, der aus Telegraphendraht hergestellt wird.

treiben; ebenso ist die sehr einfache Trennung kaum mehr als ein Wiederverkauf. Die Geburt eines Mädchens ist den Eltern sehr unwillkommen; vielleicht deswegen, weil die Frauen stark in der Überzahl vorhanden sind.

Die jungen Mädchen werden angehalten, ihren Müttern bei deren schweren häuslichen Arbeiten zu helfen. Das Erbrecht geht ausschließlich auf den Sohn über, doch ist dieser verpflichtet, für die Unterhaltung der weiblichen Anverwandten zu sorgen.

Die Danakil.

Die Danakilen, Sing. Danakil, die sich selbst Afar nennen, sind ein hamitisches Nomaden- und Fischervolk, das den Ostrand Afrikas von Abessinien bis nach Bab-el-Mandeb und bis zur Somaligrenze bewohnt.

Sir H. H. Johnston phot.

Abb. 369. Weib der Naiwasha-Massai.
Die Löcher in dem verstümmelten Ohr werden gelegentlich durch vermehrten Schmuck ausgefüllt.

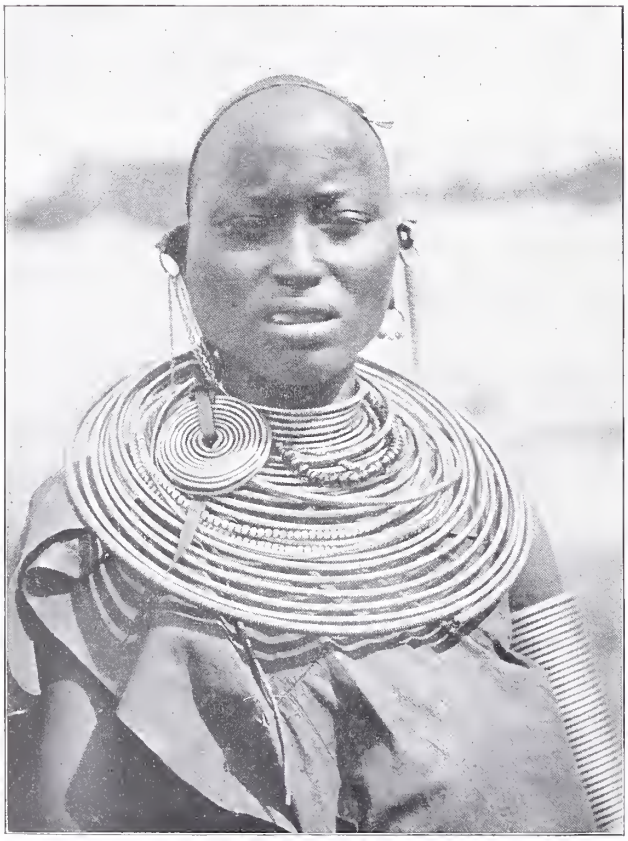


Abb. 370. Massaiweib mit bemerkenswertem Halsschmuck.

Die Danakilfrau ist hager, aber schön gestaltet; ihr geradliniges Gesicht zeigt angenehme Züge trotz ziemlich dicker Lippen; diese und ihre rußschwarze Farbe allein weisen auf ihren Zusammenhang mit der Negerrasse hin. Ihr überreiches krauses Haar hält sie in einer Haube zusammen.

Auch bei den Danakilen findet sich die grausame Sitte der Infibulation (s. „Die Nubierin"). Dafür dürfen sich diese aber ungebindert bewegen, da gegen das strenge Gesetz, das die Keuschheit des jungen Mädchens bedingt, infolge der Infibulation nicht verstoßen werden kann.

Die Ehezeremonie der Danakilen besteht darin, daß der frischgebackene Ehegatte sein Weib in Gegenwart aller Angehörigen mit einer Peitsche ver-

prügelt, um ihr gleich damit zu zeigen, welche Genüsse ihrer in der Ehe harren. Wirklich ist auch das Leben der Dankalifrau nicht viel mehr als ein fortgesetzter Frondienst. Sie ist erkauft worden. Also, denkt der Dankali, muß sie auch ihren Wert beweisen. Nicht nur liegen ihr die gewöhnlichen Hausarbeiten ob, sie hat auch die Kamele zu beladen und zu führen, und wird mit Lasten auf ihrem eigenen Rücken so überbürdet, daß sie fast umsinkt.

Wir kommen nun zu den eigentlichen

Negerstämmen,

deren Gebiete im Guineagolf, im Sudan und in Zentralafrika zu suchen sind.

Folgendes charakterisiert die Negerrasse mit besonderer Berücksichtigung der Frauen:

Die Hautfarbe ist ein bräunliches Schwarz; doch finden sich auch hellere Töne, und gewöhnlich sind die Frauen heller als die Männer. Im Zustande des Gleichmuts erhält dieses Schwarz eine fahlgraue Tönung, in der Erregung aber sieht man es schnell dunkler werden. Daß auch das Erröten der Wangen bei Gelegenheiten eintritt, kann man bei jeder Negerin beobachten.

Das Körpermaß der Negerinnen ist sehr verschieden. Die Fleischteile sind voll, oft üppig. Das Haar ist dick, fest, hart und stark verfilzt. Die Nase ist stets eingedrückt. Die Lippen sind wulstig. Bei allen findet sich eine Ausdünstung von süßlichsaurem, widerlichem Geruch, den sie selbst aber nicht zu bemerken scheinen. Es darf hier eingeschaltet werden, daß nach Aussagen aller exotischen Völker, wie besonders der Neger und Australier, wir Europäer wieder für diese einen unangenehmen, stets erkennbaren Geruch an uns haben. Nach eigenen Beobachtungen fand ich den Negergeruch gerade in den gemäßigten Zonen, so z. B. in Nordamerika, am peinlichsten bemerkbar, während ich ihn in den Tropen, beispielsweise in Westindien, nicht lästig fand. Die Ursache ist meines Erachtens im Klima selbst zu suchen: in den Tropen verursacht die Hitze offenbar ein schnelleres Verflüchten der Ausdünstung.

Mit Genehmigung der Clarendon-Preß-Oxford.

Abb. 371. Massaiweib.

Die Brüste der jugendlichen Negerin

sind oft von idealer Form und Fülle; sie nehmen aber im Alter, wenn Arbeit die Frau belastet und Kinder vorhanden sind, ein widerliches Aussehen an. Bekannt ist, daß die Negerin, um ihre Kinder zu stillen, ihre sackartig gedehnten Brüste den Kleinen über die Schulter oder unter den Armen hindurch reicht. Das Becken der Negerinnen ist enger als das der Europäerinnen.

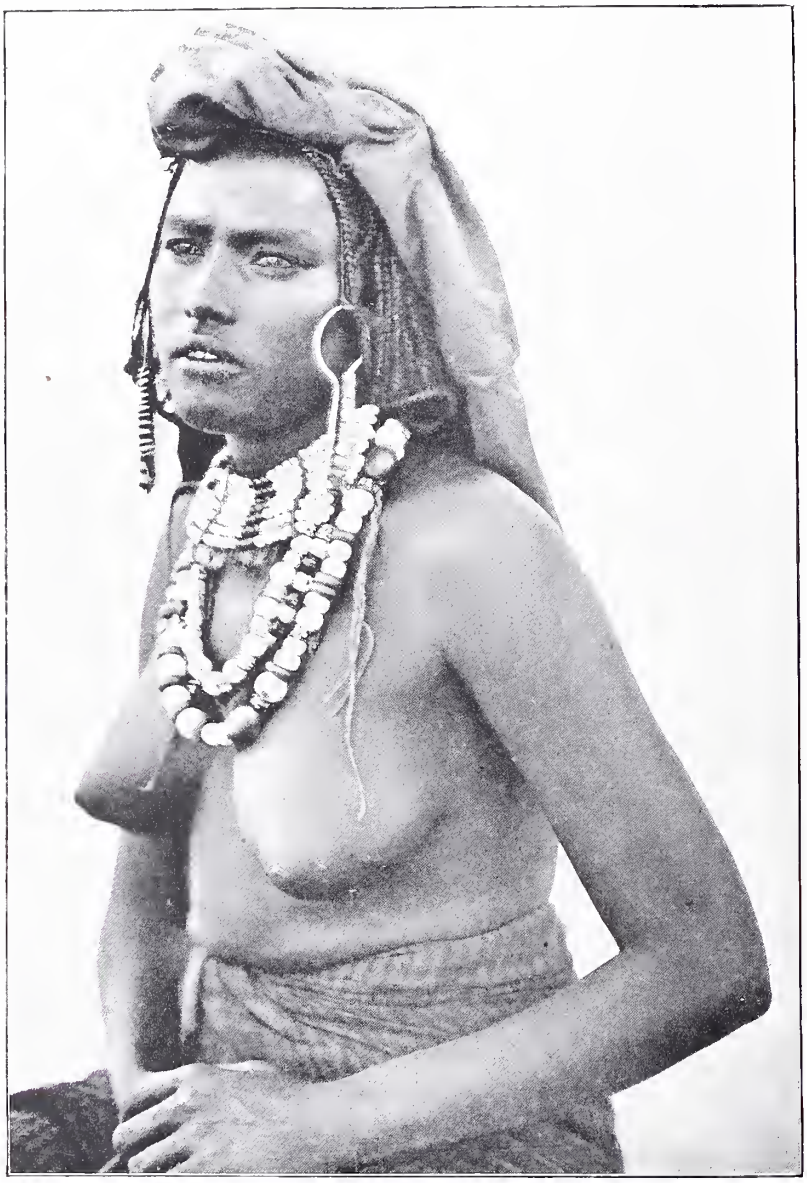


Abb. 372. Junge Dankali aus Obock.

In der Jugend oft von sympathischen, zuweilen sogar auffallend hübschen und feinen Zügen, wird die Negerin im Alter unfehlbar häßlich.

Vollständig nackt einhergehende Frauen findet man bei den eigentlichen Negern sehr wenig. Geburten werden im allgemeinen mit Freuden begrüßt; bei Hirtenvölkern besonders die Mädchen, weil sie bei der Heirat als Kaufpreis eine größere Anzahl Vieh einbringen. Die Kinder werden mit viel Liebe behandelt.

Die Stellung der Frau ist zwar die einer Arbeiterin; aber dennoch genießt sie, je nach dem Stamm, mehr oder minder hohes Ansehen. Bei einigen Stämmen findet sich sogar eine Art weiblicher Häuptlingswürde, wie sie z. B. die Lukokescha im Lundareiche inne hat. Die Negerin arbeitet fleißig und tüchtig, mit einer gewissen Langsamkeit, die dem Klima und ihren physischen Anlagen entspricht. Oft besorgt sie auch auswärts die Geschäfte, während die Männer für die Küche, d. h. vornehmlich für ihr eigenes Wohl sorgen, falls nicht das Herumlungern ihre einzige Beschäftigung ist.

In Afrika ist die jugendliche Negerin durchaus keusch; Verführungen sind ausgeschlossen. In Amerika ist es anders. Hier ist sie allerorten leichtsinnig und der Unsittlichkeit gern ergeben; sie gilt auch als verlogen und unzuverlässig. Polygamie ist fast bei allen afrikanischen Negerstämmen in Brauch. Gleich den Afrikanerinnen, die wir in den vorhergehenden Kapiteln kennen gelernt

Maſſai-Negerin (Oſtafrika).

haben, erleiden auch viele Negerinnen in ihrer Jugend eine Beschneidung ihrer Geschlechtsteile.

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Stämmen

Die Negerin im Sudan.

Die Frauen der halbwilden Stämme im ägyptischen Äquatoria sind sehr wenig bekleidet. Unter ihnen finden sich die abergläubischen Bongos, deren Weiber billig erhandelt werden; doch haben ihre Männer selten mehr als zwei oder drei zu Frauen. Sie gehen nahezu nackt. Als Schmuck werden Holzpflöcke und Ringe bevorzugt, die sie in der Unterlippe, zuweilen auch in der Nasenwand oder in den Ohren tragen. Die alten Weiber dieses Volkes stehen im Verdacht Unheil zu stiften, so daß nach Schweinfurth Hexenprozesse bei ihnen mehr an der Tagesordnung sind als sonstwo.

Underwood & Underwood phot.

Abb. 373. Maskierte Suaheliweiber von Zanzibar, mit einen Fetisch, der böse Geister abhalten soll, in den Händen.

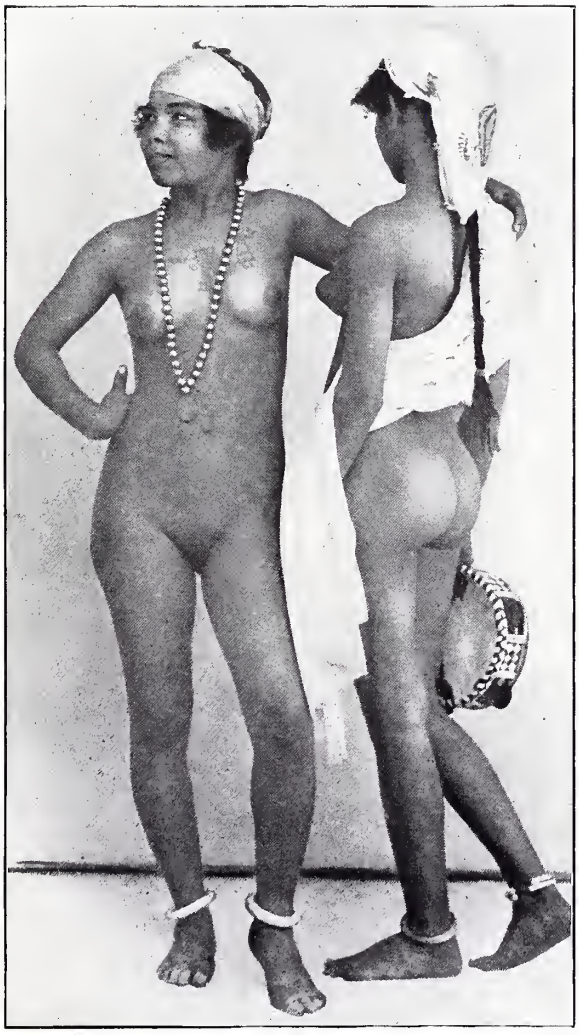


Abb. 374. Negerinnen, Tänzerinnen aus Dâr Fûr, mit Brusttätowierung.

Von den Haussa nimmt man an, daß sie mit Mittelländern vermischt sind, trotzdem sich die wesentlichen Merkmale der Negerrasse (schwarze Hautfarbe, platte Nase, wulstige Lippen und wolliges Haar) bei ihnen finden und einige Forscher sie als echte Neger anführen. Ihre Frauen haben ungeachtet jener Negermerkmale angenehme Züge und anmutige Formen und zeigen eine liebenswürdige Koketterie in ihrem Wesen.

Die Frauen der Baghirmi gelten als die schönsten im Sudan. Fehlt ihnen auch die Schlankheit ihrer Nachbarinnen, der Fulbas, ist auch ihre Haut viel dunkler, so zeigt ihr Körper doch vollendetere Proportionen. Auch sind sie in ihrem ganzen Wesen anziehender für unseren Geschmack als jene. Von ihren Sitten sei nur gesagt, daß sie sehr wohl ohne eheliche Treue auszukommen vermögen.

Abb. 375. Suahelidamen im Sonntagsstaat.

Von den Frauen in Wadai wird berichtet, daß sie trotz der Prozedur der Infibulation an ihren Schamteilen und trotz strenger Bestrafung von Ehebruch nicht imstande sind, ihr heißes Blut zu zügeln.

Die sehr hoch gewachsenen Frauen der Dinka am oberen Nil, die zu den schwärzesten aller Schwarzen zählen, haben einen engen, abgeplatteten Kopf, dunkelbraune Augen, kurze Brüste und magere Beine; sie pflegen sich das spiralig gerollte Wollhaar gänzlich abzuscheren. Die unteren Schneidezähne lassen sie sich ausziehen, so daß die oberen aus dem Munde herausschauen. In ihrer Oberlippe tragen sie eine Perle, durch die eine Nadel gesteckt ist. Außerdem beladen sie sich mit Ringen und anderem Schmuck im Gewicht bis zu 25 Pfund. 1,632 m ist ihr Durchschnittsmaß.

Die Weiber der Bari im östlichen Sudan sind hoch gewachsen. Bis zu ihrer Verheiratung laufen sie vollkommen nackt. Bei ihnen gelten Zwillingsgeburten als ein schlechtes Zeichen; eine Mutter, die das Mißgeschick gehabt hat, in dieser protenzierten Weise für die Vermehrung ihrer Familie zu sorgen, wird ihrem Vater zurückgeschickt, worauf dieser einen Teil des Kaufgeldes zurückzahlen muß.

Im Darfur nehmen die Frauen an allen Versammlungen und Festen der Männer teil. Es ist ihnen allein versagt, in Gegenwart des Gatten zu speisen. Gleich den meisten Negerinnen und den Naturkindern anderer Weltteile kennen sie kein Schamgefühl für ihre Geschlechtsorgane. Dieses wird allein wach gerufen, wenn man ihnen beim Essen zuschaut! Es handelt sich also um denselben Fall, den Karl von den Steinen bei Indianerinnen Südamerikas (s. die „Indianerinnen Brasiliens") beobachtet hat. Ein Phänomen für uns, der Natur entrissene, heuchelnde Europäer, die wir unsere Geschlechtsorgane in erster Linie für schamerregend halten! Im übrigen gelten die Frauen von Darfur für nichts weniger als sittenstreng. Zwar wird an

Underwood & Underwood phot.

Abb. 376. Suahelifrauen bei der Frisur.

ihnen in ihrer Jugend die Infibulation ausgeführt, so daß sie keusch bleiben müssen; verheiratet aber ergeben sie sich jeder Art Ausschweifung außerhalb ihrer Ehe; indessen so wenig sie ihre Geschlechtsorgane genieren, so wenig beschämend halten sie eine zügellose Ausübung des Geschlechtstriebes auch vor den Augen anderer.

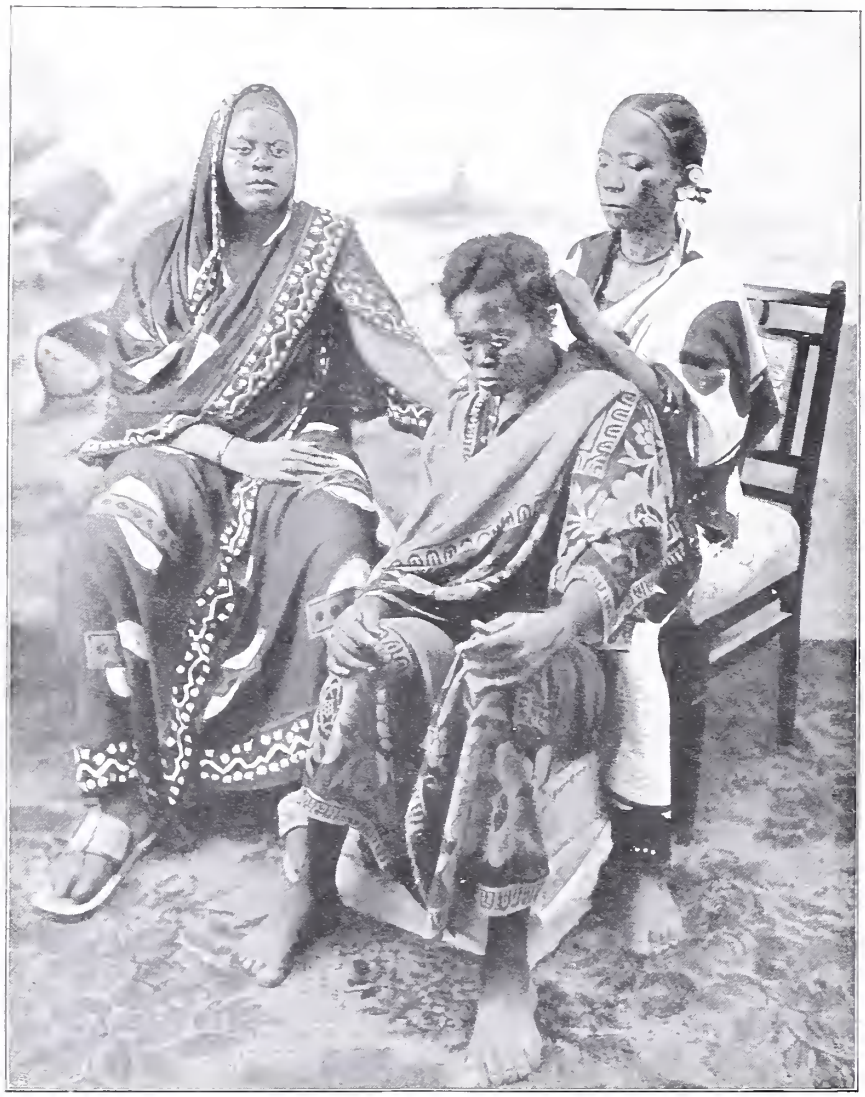
Die weiter südlich wohnenden Madi sind den Bari ziemlich ähnlich, ein hübscher, gut gewachsener Menschenschlag von schokoladenbrauner Farbe und guter Muskelentwicklung. Bei ihnen übernehmen die Männer die schwerere Landarbeit, während den Frauen allein das Säen, Ausjäten und Dreschen überlassen bleibt. Die Heilkunst, meist auf der Basis von Hokuspokus, blüht bei den Frauen. Sie haben damit vollauf zu tun, denn ihre Männer sind ewig bedeckt mit Wunden, die sie durch Kämpfe, Schlangenbisse oder Unfälle empfangen haben.

Die Negerin Ostafrikas.

Das Weib der ostafrikanischen Stämme ist weder besser noch schlechter gestellt als das Weib anderer Negervölker, jedenfalls aber besser als es früher von schlechten Kennern des Landes behauptet wurde. „Es reißt sich keine ein Bein aus", sagt Weule in seinem Buch „Negerleben in Ostafrika". „Kein Weißer hat jemals eine schwarze Maid eiligen Schrittes laufen sehen; und selbst die unvermeidliche Hausarbeit geht ihnen allen so behaglich und behäbig von der Hand, daß manch eine unserer deutschen Hausfrauen über dieses Ausmaß von Muße schier neidisch werden könnte. Bei den Binnenstämmen ist das Los der Frau freilich härter" ... es fehlen hier die „Markthallen", die Inderläden und mancherlei andere Bequemlichkeiten, die eben Küstenplätze gewähren. Auf alle Fälle ist die Ostafrikanerin so lebensfroh und so heiterer Gemütsart wie ihre übrigen Rassenschwestern, und für die Pflege ihrer „Schönheit" findet sie allenthalben hinreichende Muße. Frauen in solcher Lage kann es niemals ganz schlecht gehen. Da wir gerade von der Schönheitspflege der Ostafrikanerinnen sprechen, sei an dieser Stelle — wenn es sein muß zum Nutzen

Abb. 377. Suahelifrauen aus Sansibar bei der Toilette.

und Frommen unserer europäischen Damenwelt — von den Toilettekünsten der Wamuera damen gesprochen, so wie Karl Weule darüber berichtet: Der höchste Reiz, der von diesen Damen ausgeht, ist, wenigstens nach ihrer eignen Meinung in ihren



Museum Umlauff, Hamburg.

Abb. 378. Suahelifrauen.

Lippenscheiben begründet. Das Pelele oder Itona, wie dieses köstliche Zierat genannt wird, ist ein „Pflock, bei älteren Individuen auch eine wirkliche Scheibe aus schwarzem Ebenholz oder einem hellen, mittels geschlemmter Tonerde schneeweiß gefärbten anderen Holz, die sich in die durchlochte und ausgeweitete Oberlippe zwängt. Selbstverständlich läßt sich nicht sogleich eine talergroße Itona in diesen Körperteil einfügen, sondern man fängt mit einem winzig kleinen Fremdkörper an, um im Laufe langer Jahre das Maximum des Pelele und damit auch den höchsten Grad landesüblicher Schönheit zu erreichen. Die erste Durchbohrung der Oberlippe erfolgt schon im frühen Mädchenalter, zwischen dem 7. und 9. Jahre; sie geschieht mit dem ahlenförmig zugespitzten Ende des Rasiermessers. Man versteht die Wunde am Zuheilen zu verhindern, indem man dünne Fremdkörper, einen Strohhalm oder dergleichen einfügt". Systematisch wird die Zahl dieser Halme vergrößert und später durch den gerollten Blattstreifen eines Palmfiederns ersetzt, der die Öffnung von selbst auseinandertreibt, bis schließlich die Einfügung des ersten massiven Pflockes erfolgt, der allmählich durch immer größere ersetzt wird. Aber nicht genug mit dieser unvergleichlichen Zierde, durchbohren sich ältere Damen noch die Unterlippe, in die sie ein schlankes, in ein Knöpfchen auslaufendes Pflöckchen stecken, durch das sie, wie Weule sagt, die Aufmerksamkeit von der ersteren Zierde ablenken wollen, um damit bescheiden auszudrücken, daß die Tage der Liebe und Schönheit gezählt sind.

Daß unsere Holden noch eine dritte Art von Pflöcken anwenden, nämlich die für die Ohrläppchen, versteht sich wie von selbst. Aber mit den Pflöcken sind die Zierden einer Wanueraschönen keineswegs aufgezählt. An ihrem Körper, auf ihrer lebendigen Haut finden sich noch viele Dutzend, zuweilen an die hundert anderer Herrlichkeiten. Das sind die breiten, wagrecht oder senkrecht laufenden Ziernarben, Messerschnitte, die man dem Körper zugefügt und am Verheilen verhindert hat, indem bei der Schorfbildung die Wunden immer von neuem aufgeschnitten wurden. Sie sind im Laufe der Zeit zu merkbaren Wulsten geworden und bilden in ihrem Nebeneinander mathematische Figuren. Diese Schönheitsmuster bedecken das Gesicht, die Brust, den Rücken, die Oberschenkel, und selbst das Gesäß unserer koketten Schwarzen ist nicht frei davon.

Abb. 379. Wanyamwesifrauen mit gescheitelter beetförmiger Frisur.

Eine ereignisreiche und weihevolle Zeit ist für die jungen Mädchen das „Unyago", die Zeit der Geschlechtsreife. Dann ziehen sie, zu Scharen vereint, singend und tanzend von Ort zu Ort, werden überall gastlich aufgenommen und gelten als heiratsfähig, wenn sie von ihren Umzügen in das heimatliche Dorf zurückkommen. Wir werden dieselben Gebräuche auch bei anderen Negervölkern wiederfinden, auch bei der Bantufamilie, die man nicht zu den Negern rechnet. Das Unyago beginnt jedoch nicht mit den Umzügen, sondern mit einem Kursus in „Frauenwissenschaften". Es tritt eine „Lehrerin" auf, die die junge Novize über die Geschlechtsverhältnisse, wie über alles, was auf das spätere Eheleben Bezug hat, aufklärt und sie in den sozialen Pflichten unterrichtet, die für verheiratete Frauen von Wichtigkeit sind. Bei einigen Stämmen, so bei den Makua, erfolgen auch körperliche Eingriffe. Systematisch müssen die jungen Mädchen die labia minora bis zur Größe von 7—8 cm verlängern. Der Endzweck dieser Maßnahme ist, wie Weule bestätigt, erotischer Natur.

Abb. 380. Suahelifrauen.

In Ostafrika so gut wie bei allen andern Völkern des Weltteils hält der liebende Jüngling nicht selbst um die Hand des Mädchens an, sondern er bedient sich zu diesem Zweck eines Werbers. Dazu eignet sich am besten, wenigstens bei zahlreichen Stämmen, wie z. B. bei den Yao, der Vater des jungen Mannes.

Sir H. H. Johnston phot.

Abb. 381. Junges Ugandamädchen.

„Dieser macht", erzählt Weule, „unter irgendeinem Vorwand bei den Eltern der präsumtiven Braut einen Besuch und bringt im Laufe der Unterhaltung das Gespräch auf die Heiratspläne seines Sprößlings. Geht die Gegenpartei auf die Angelegenheit ein, so ist sie auch bald zu einem befriedigenden Abschluß geführt, sofern nämlich auch die Maid einverstanden ist. Die jungen Mädchen sind in Wirklichkeit durchaus nicht bloß Sache, sondern sie wollen sehr wohl um ihre Zustimmung angegangen sein, und mancher schöne Heiratsplan zerschlägt sich lediglich aus dem Grunde, weil die junge Dame einen andern liebt." Ist aber die Zustimmung der Vielbegehrten gegeben, so verhandeln die beiderseitigen Väter nur noch über das Brautgeschenk, das von dem Bräutigam erwartet wird, welches bei einem armen Volk, wie den eben erwähnten Yao, aus wenigen Stücken Zeugstoffen besteht. Bei den Makonde und Makua betreiben übrigens die Väter nur die Präliminarien für die Werbung; die eigentliche Frage wird von den redegewaltigen Zungen der Mütter behandelt, denen ihre Söhne tapfer beistehen.

Wohl zu bemerken ist, daß keineswegs ein beliebiger Jüngling ein beliebiges Mädchen heiraten kann. Die strengen Gesetze des Totemismus und der exogamen Heirat sind auch hier zu Hause. Nach den Gesetzen des Mutterrechts richtet sich auch das Erbe. Es beerbt den Vater nicht der Sohn, sondern die Söhne seiner Schwestern.

Die Hochzeitsfeierlichkeit selbst könnte nicht einfacher sein. Nach der Ordnung der wichtigsten Angelegenheiten, und nachdem eine neue Hütte errichtet

Abb. 382. Ältere Frau der Wanyamwesi.

Sir H. H. Johnston phot.

Abb. 383. Mukonjofrau vom Mt. Ruwenzori mit reichem Schmuck.

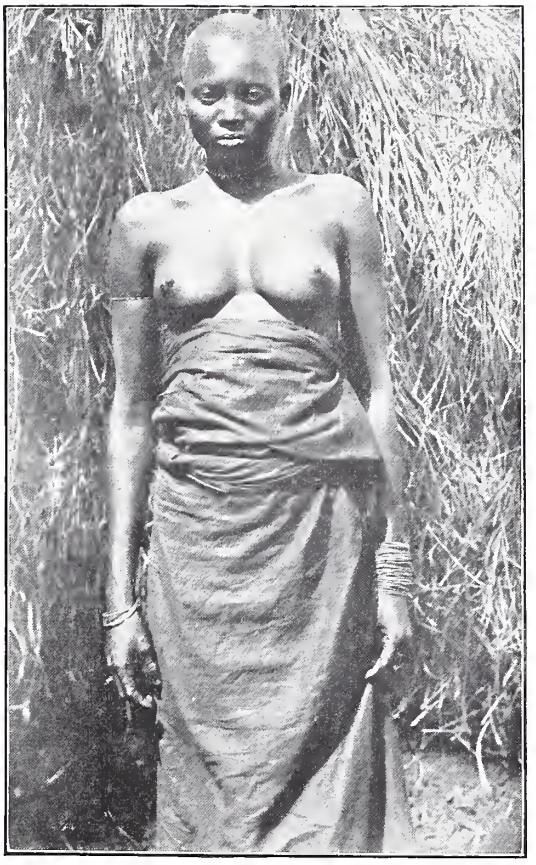


Abb. 384. Wanyamwesifrau.

worden ist, steht dem ehelichen Zusammenleben des jungen Paares nichts im Wege.

Während der ersten Schwangerschaft ist die junge Frau ganz und gar den Ratschlägen und Quacksalbereien der alten Weiber ausgeliefert. Im fünften Monat rasiert man ihr den Kopf; im sechsten schmiert man ihr Maisbrei auf den noch halbkahlen Schädel. Dann begibt sich eine der weisen Frauen mit dem Ehemann in den Busch und hilft ihm bei der Herstellung von Rindenbast, aus dem ein Amulett angefertigt wird, das man der Schwangeren als Talisman um den Hals hängt. Am Morgen darauf findet ein großes Fest statt, mit Tanz, Sang, Händeklatschen und schrillen Frauentrillern. Die Weisen und die Lehrerin aus der Zeit des Unyago umstehen die Schwangere und füttern sie mit klugen Sprüchen und Ratschlägen. Manche dieser Ratschläge sind in der Tat ganz klug, andere sind es weniger. Z. B.: „Du sollst fortan keine Eier mehr essen, denn sonst bekommt dein Kind keine Haare. — Iß auch kein Affenfleisch, sonst wird es albern wie ein Affe. — Höre auf deine Schamhaare zu rasieren, damit dein Kind ein ordentlicher Krauskopf wird." usw. Das Rasieren der Schamhaare ist beiläufig allgemeine Sitte.

Abb. 385. Haartracht eines Wanyamwesimädchen.

Bei der Geburt sieht das kleine Negerkind keineswegs schwarz aus, sondern ist so rosig wie unsere Neugeborenen. Erst im Laufe der Zeit stellt sich die schwarze Tönung der Haut ein. Säuberlich wird das Neugeborene gewaschen und in ein Stück Rindenbast gewickelt, die kleinen Ohren werden mit Öl gesalbt, damit es hören soll, und wie man es bei den Papageien wohl tut, trennt man das Zungenbändchen durch einen Schnitt, damit es sprechen lerne. Bei der Geburt eines Knaben herrscht lauter Jubel, aber mit ebenso großer Freude wird ein kleines Mädchen begrüßt, die spätere „Stütze der Hausfrau", die Helferin im Felde und einstige Mutter. Da nach den exogamen Gebräuchen der junge Ehegatte sich in unmittelbarer Nähe der Eltern der Frau angesiedelt hat, falls er nicht gar in deren Haus selbst eingezogen ist, stellt sich die Schwiegermutter, die Großmutter seines Kindes, als die treue Helferin in allen Familiennöten ein. In der Tat ist das Verhältnis zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn zeitlebens ein ideales.

Abb. 386. Wakawirondofrauen und -mädchen aus Uganda.

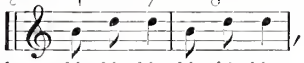
Bei der Geburt von Zwillingen verhalten sich die einzelnen Stämme sehr verschieden. Von den Yao und besonders den Waganda mit Freuden begrüßt, sind sie den Makonde z. B. weniger willkommen, weil sie in einer Zwillingsgeburt etwas Schreckliches sehen. Es scheint aber, daß kein ostafrikanischer Stamm die Zwillinge umbringt, wie es in andern Teilen Afrikas geschieht.

Schließen wir diese Zeilen, die uns die wesentlichsten Gebräuche der Ostafrikanerinnen vor Augen führen sollten, mit der Schilderung einer der vielen heiteren Stunden aus ihren Leben.

In einem Dorf sind die Frauen und

G. Regetlang & Co., Cairo phot.

Weib vom Stamme der Bari.
(Negerin vom Sudan.)

Mädchen zu einem Reigenspiel, Liquata genannt, versammelt. Sie stellen sich, die Gesichter nach innen, in einem Kreise auf. „Plötzlich" — wir folgen einer Schilderung Weules — „fliegen die Arme in die Höhe, der Mund öffnet sich, die Füße zucken zum ersten Takt. Im gleichen Takt und im gleichen Rhythmus setzt nun alles ein, Händeklatschen, Gesang und Tanz. Mit der eigentümlichen Grazie, die alle Bewegungen der Negerin kennzeichnet, bewegt sich der ganze Kreis nach rechts; zuerst erfolgt ein relativ großer Schritt, dem drei merklich kleinere folgen; diesem Rhythmus ist das Händeklatschen nach Intensität und Takt genau angepaßt, desgleichen auch der Gesang. Plötzlich, bei einem bestimmten Takt, lösen sich aus der Reihe der Tänzerinnen zwei Figuren los; sie tänzeln in die Mitte des Kreises hinein, bewegen sich dort in bestimmten Figuren umeinander herum und treten dann wieder zurück, um sofort zwei anderen Solotänzerinnen Platz zu machen." So geht das Spiel reihum und unermüdlich ohne Aussetzung viele Stunden hindurch, ohne Rücksicht auf die Babies auf dem Rücken der Mütter, die jede Bewegung unfreiwillig mitmachen müssen. Hier ist auch die zu dem Tanz gehörige Musik:  , darauf das

Chorgesang: äh äh äh äh äh äh

Händeklatschen:

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Stämmen.

An der Küste des Indischen Ozeans und in Zanzibar leben die Suaheli oder Wangwana (Sing. Ngwana). Ihre Farbe variiert von olivbraun bis schwarz. Sehr gemischt mit fremden Völkern, zu denen sogar Hindus zu zählen sind, ist es schwer, einen einheitlichen Typus dieses Volkes aufzustellen. Die Frauen der Suaheli sind faul und sinnlich. Ihre Sitten erscheinen als ein Gemisch von Arabertum und Islam mit Negerart und Schamanismus.

Die Wanyamwesi, die vielleicht schon zu den Bantu (s. den nächsten Artikel) zu

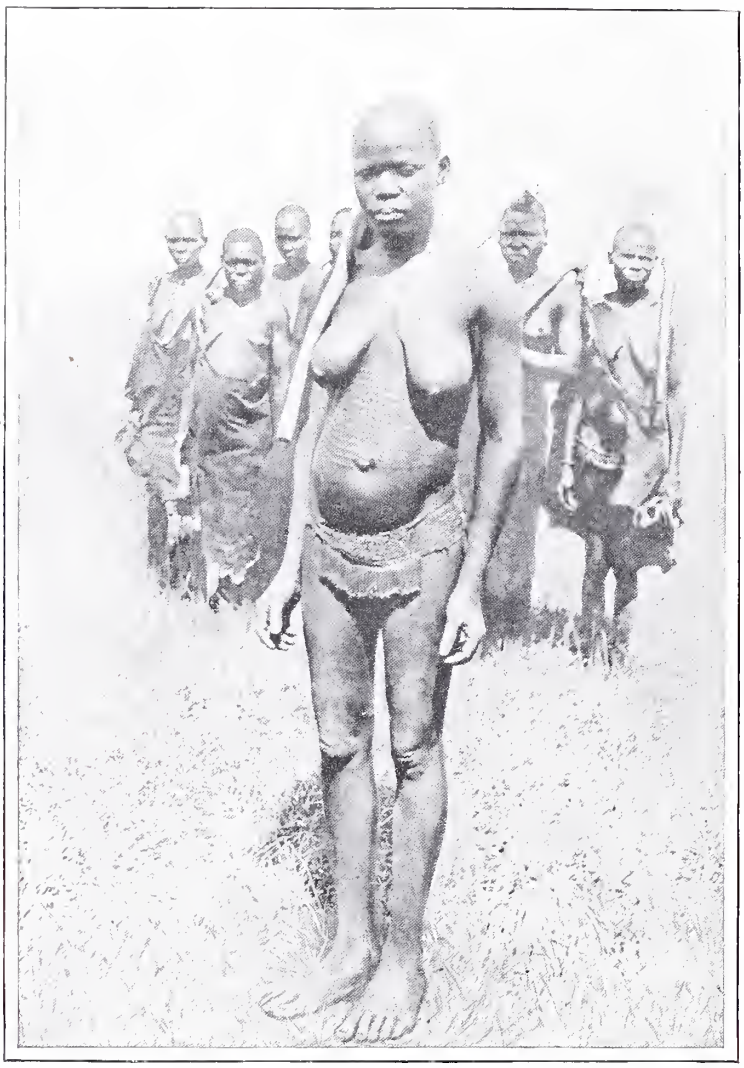
Mit Erlaubnis von C. W. Hobley, und des Council of the Royal Anthropological Institute.

Abb. 387. Jaluomädchen mit bemerkenswerter Frisur und einer Art „Wappen", aus Narben bestehend, auf dem Leibe.

Mit Erlaubnis von C. W. Hobley, und des Council of the Royal Anthropological Institute.

Abb. 388. Lumbrafrauen.
Man beachte die zerstörten Ohren und den sonderbaren Schmuck.

rechnen sind, huldigen einer unbeschränkten Polygamie. Zwischen den jungen Leuten herrscht durchaus freier Verkehr vor der Ehe. Die Werbung erfolgt ähnlich wie bei den Wadoe, von denen weiter unten gesprochen werden soll. Die Eheverhältnisse

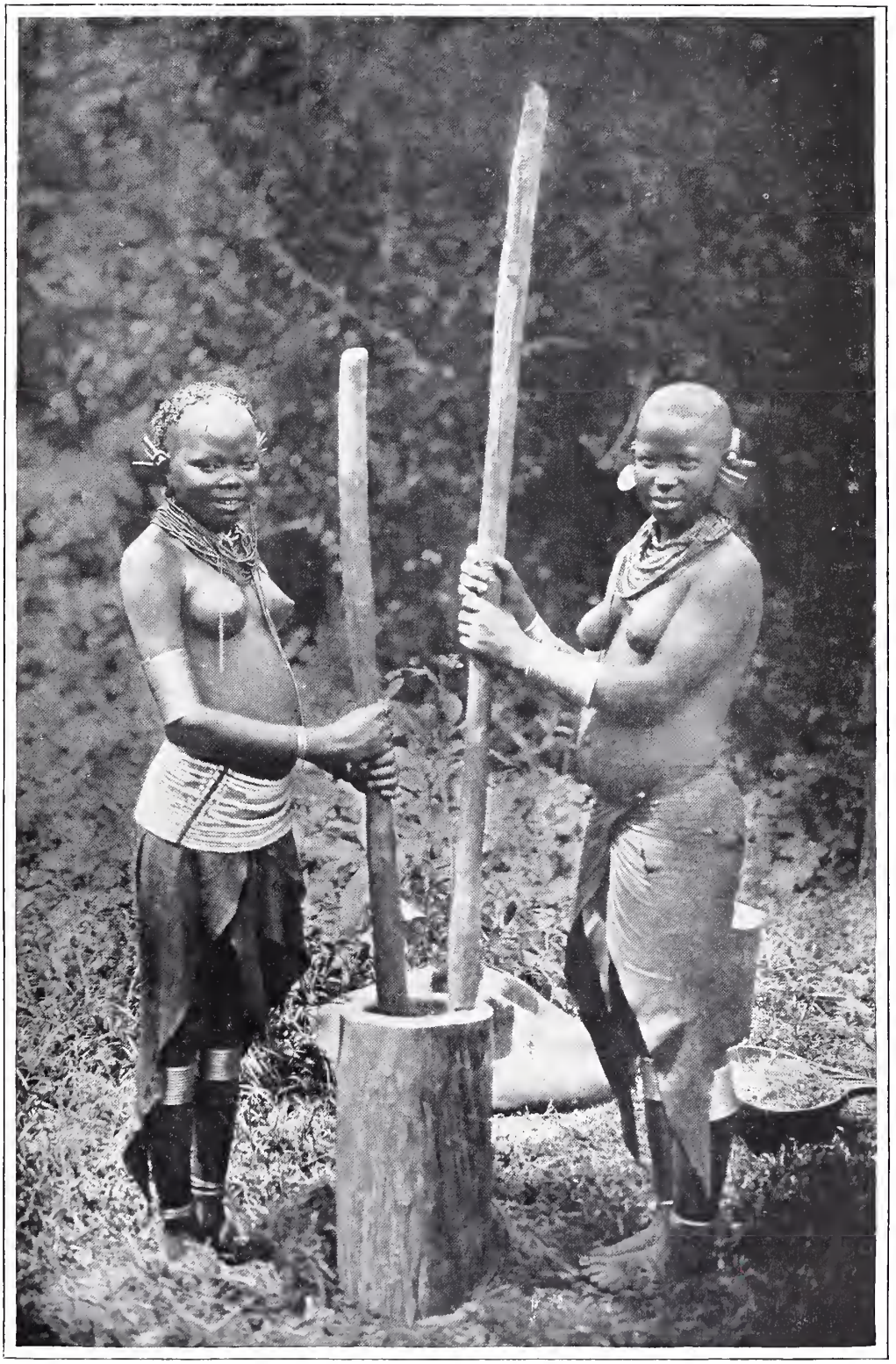


Mit Erlaubnis von C. W. Hobley.

Abb. 389. Verheiratete Frau vom Ketoshstamme mit bemerkenswerten Ziernarben am Oberkörper.

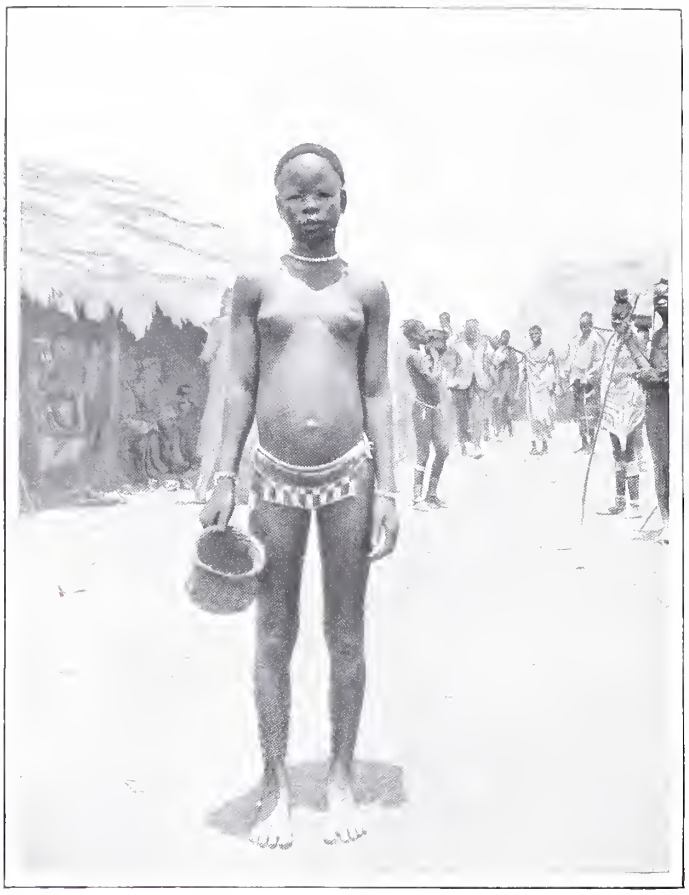
dieses Stammes sind ziemlich lockere, was bei dem Wanderleben der männlichen Wanyamwesi nicht zu verwundern ist. Das Weib übernimmt die umständliche Herstellung des Mehles, bereitet die Mahlzeiten und besorgt die Felder, während der Gatte, wenn er nicht gerade faulenzt, für Holz und die Beschaffung der Lebensmittel sorgt. Die Neugeborenen sind meistens rot oder rötlichbraun und nehmen erst allmählich die dunklere Färbung an. Das Kind wird gesäugt, bis es laufen kann, erhält aber schon in den ersten Tagen einen flüssigen Mehlbrei. Die Eltern kümmern sich wenig um die Erziehung der Kleinen. Selten sieht man sie spielen, wohl aber frönen sie bald dem frühzeitig sich regenden Geschlechtsleben. Im Alter werden die Wanyamwesifrauen abschreckend häßlich.

Die früher sagenhaften, aber heute gut bekannt gewordenen Wadoe wohnen unfern der Küste in Deutsch-Ostafrika. Beide Geschlechter tragen einen mit Rizinusöl getränkten Schurz, die Frauen außerdem zahlreiche Gürtelschnüre aus weißen Perlen, sowie den üblichen Negerschmuck, wie Messingringe, Perlenschnüre usw. Beide Geschlechter speisen gemeinsam zweimal des Tags. Für den Sohn freit der Vater, indem er sich mit den Eltern der Erwählten über den Kaufpreis einigt. Dieser betrug früher etwa 400 Armlängen Stoff, einige Schafe, einen Sack Salz und Perlen, besteht aber heute meist aus barem Geld oder zwei Sklaven. Kommt das Verlöbnis zustande, so erbaut der junge Mann ein neues Haus, nach dessen Vollendung sich die Hochzeitsgäste im Hause des Schwiegervaters versammeln. Nach der Hochzeit zieht sich die junge Gattin eine Woche lang streng zurück. Zwillinge werden getötet, und Kinder, die an einem Unglückstage geboren sind, werden ausgesetzt. Ehebruch wird durch Wertgegenstände oder Haustiere gesühnt.



H. Vints phot.

Abb. 390. Kikuyumädchen beim Kornstampfen.



A. C. Hollis phot.

Abb. 391. Kisumumädchen in der Dorfstraße.

Die Wahuma sind die Aristokraten der Bevölkerung von Uganda. Sie sind ein in das äquatoriale Reich eingewandertes Herrenvolk. Man unterscheidet sie leicht von der übrigen Bevölkerung, den Waganda, an ihrer schlankeren Gestalt und helleren Haut. Ihre Frauen gelten als relativ schön. Man rühmt ihre feingeschnittenen Züge und scharfen Nasen. Zweifellos sind die Wahuma nicht reine Neger.

Die Frauen der Waganda sind dunkelschokoladenfarbig. Sie sind wohlgebaut und haben angenehme Gesichtszüge. Ihre Augen sind braun, Hände und Füße hübsch geformt. Jede Art Deformierung des Körpers ist streng verboten, und sehr vorteilhaft unterscheiden sie sich von den meisten afrikanischen Stämmen dadurch, daß sie sogar auf die Ziernarben verzichten. Die Zähne sind von tadelloser Schönheit. Die Frisur ist einfach; meistens aber wird der Kopf völlig rasiert. Die Haut ist von samtener Weichheit, die Ausdünstung geringer als bei anderen Stämmen. Die Sprache ist klangreich und ziemlich tief. Die Reife der jungen Mädchen tritt früh ein, aber frühzeitig hört auch das Weib zu gebären auf.

Das Gesicht der Muganda (so lautet die Einzahl von Waganda) ist höchst ausdrucksvoll. Jede Empfindung prägt sich sofort in den Zügen aus. Bemerkenswert ist ihre Plauderseligkeit. Besonders im Erfinden von Geschichten, die sie ihren Kindern erzählt, zeigt sie eine wahre Begabung. Außerhalb ihrer Hütte geht die Muganda stets sittsam gekleidet, aber im häuslichen Harem begnügt sie sich wohl mit einer Perlenschnur um die Taille. Im übrigen zeigt sie eine so große Vorliebe für Schmucksachen wie andere Negerinnen. Hals- und Armbänder, Spangen und vieles mehr wird in reicher Zahl, meistens aber auch in vortrefflicher Arbeit getragen.

Die Dörfer der Waganda zeichnen sich vor den meisten andern Negerdörfern durch ihre Anlage aus, sowie durch die Bauart ihrer

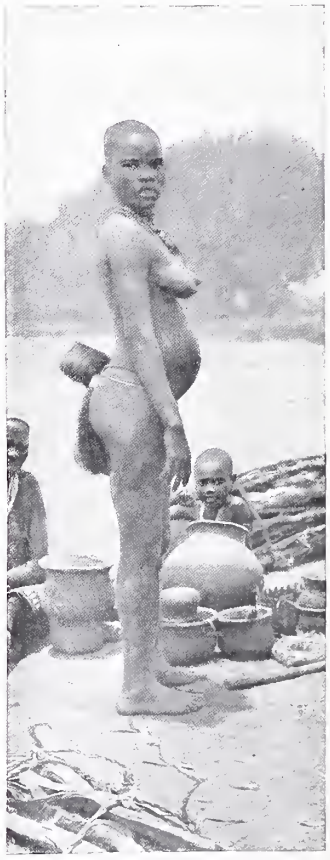
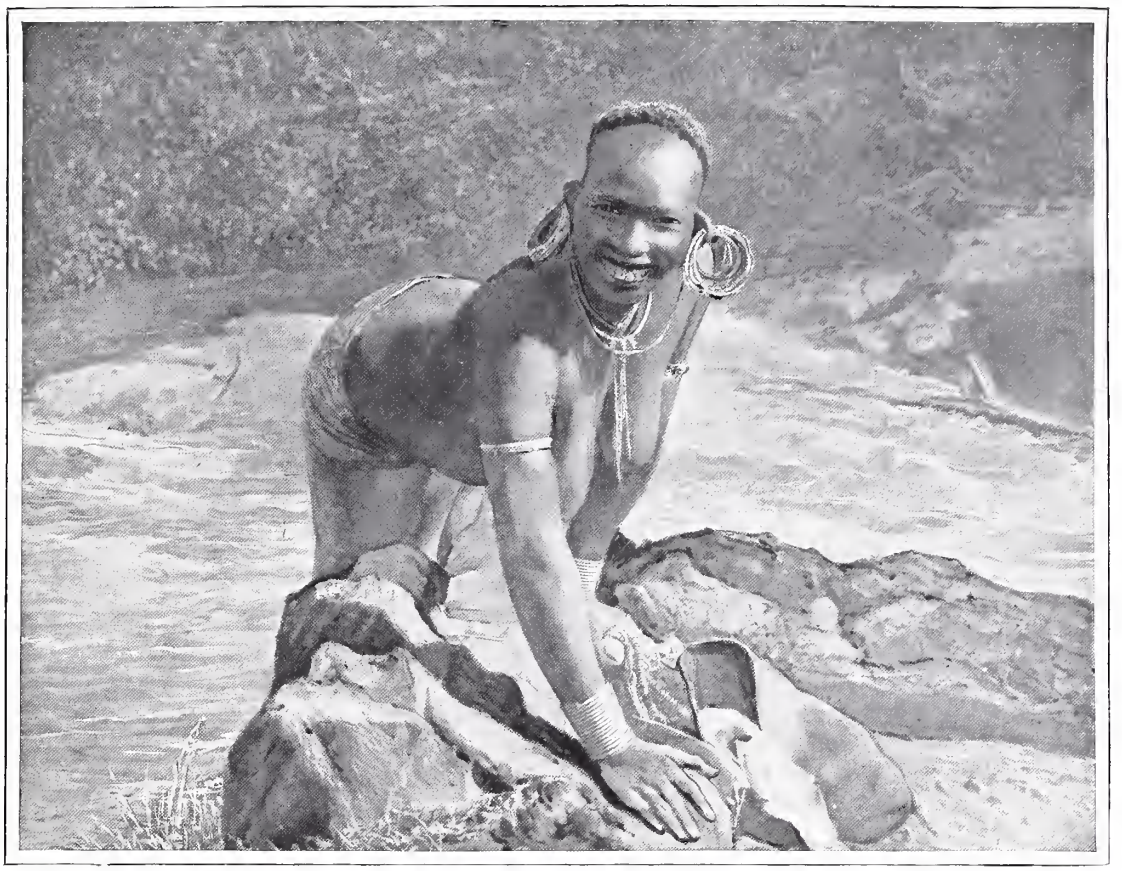


Abb. 392.
Auf dem Kisumumarkt.



A. C. Hollis phot.

Abb. 393. Kikuyumädchen beim Waſchen.
Die Augenbrauen ſind abraſiert. Mächtige Ringe zieren die Ohren.

ſehr hohen und in ihrer Solidität faſt impoſant wirkenden Hütten, die inmitten ſchöner Gärten gelegen ſind. Im Zentrum des Dorfes ſteht die Hütte des Häuptlings, in unmittelbarer Nähe die ſeiner Weiber.

Eine ſehr hervorragende Rolle ſpielen die in Polygamie lebenden Frauen der Waganda nicht. Vielleicht daß der Überſchuß an Frauen ihre untergeordnete Stellung gezeitigt hat. Für dieſen Überſchuß wird die Erklärung gegeben, daß einerſeits viele Männer in den in früheren Zeiten nicht enden wollenden Kriegen mit Nachbarſtämmen getötet worden ſind, andererſeits daß der Stamm durch die Weiber, welche man dem beſiegten Feinde fortgenommen hatte, bereichert wurde. Vor jedem Mann wird ſich ein Weib tief verbeugen, vor einem höher ſtehenden, der ihr begegnet, muß ſie ſogar niederknien. Freilich wenden ſich heute alle dieſe Zuſtände unter der Einwirkung der Miſſionare zum beſſeren.

Früh beginnt die Arbeit der Muganda-frau. Da wird zuerſt das Frühmahl für die Familie bereitet, dann wird die Hütte geſäubert, die Kinder werden gewaſchen und alsbald folgt die Arbeit in der Anpflanzung. Der Bananenhain wird gepflegt, ſüße Kartoffeln und anderes wird geſät, die Tabakspflanzung vom Unkraut gereinigt, und ſchließlich kommen auch induſtrielle Arbeiten, wie Flechten von Matten und Körben, die Herſtellung von Tongefäßen u. a. an die Reihe. Erſt die abendlichen Stunden werden der Ruhe und dem Vergnügen gewidmet.

Mit großer Sorgfalt und vieler Liebe erzieht die Muganda ihre Kinder. Aber wo gäbe es auch herzigere Geſchöpfe

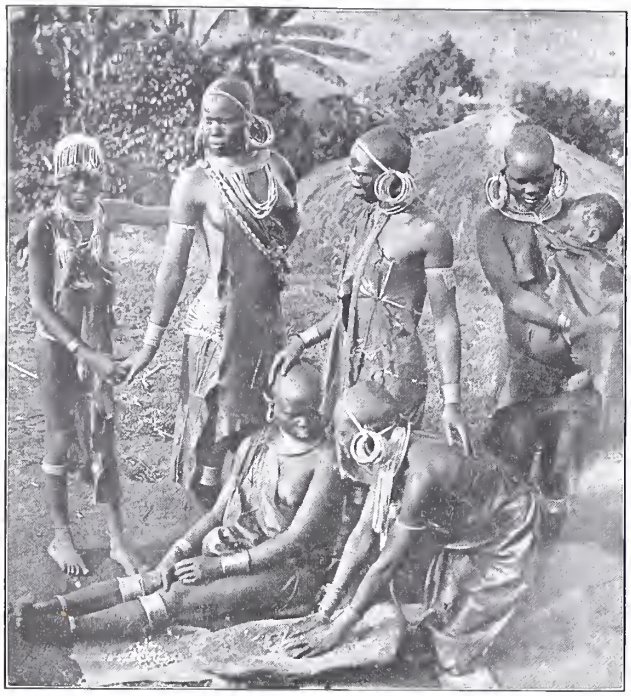


Abb. 394. Kikuyufrauen beim Kornmahlen. Mt.-Kenia-Distrikt, Ostafrika.

als diese nacktleibigen schwarzen Kleinen? Sie sind von einer ungewöhnlichen Artigkeit, stets gehorsam den Eltern und gefällig fremden Besuchern. Sie lieben Spiele im Sande wie unsere Kinder, doch statt der Gräben, Brücken und Dämme, die unsere Kleinen bevorzugen, formen sie lieber Figuren von Menschen und Tieren.

Auf einer nicht unerheblich niedrigeren Stufe stehen die Wanyoro, die Nachbarn der Waganda. Im Äußeren gleichen sich die Frauen der beiden Stämme, nur daß die Züge der Wanyoro weit weniger ausdrucksvoll sind. Die Stellung dieser Frauen gegenüber ihren Männern ist womöglich noch erniedrigender als bei jenen. Da die Männer besonderen Gefallen an fetten Weibern finden, müssen diese sich einer Mastkur unterziehen (z. B. Milch in kaum glaublichen Quantitäten trinken), gegen die der ähnliche Brauch bei den Orientalen als eine wahre Diätkur erscheint. In der Tat schwellen die Wanyorofrauen infolge der zeitlebens befolgten Mästung derartig auf, daß sie sich nur auf allen Vieren bewegen können. So ist es begreiflich, daß diese kriechenden Fettklumpen, denen im übrigen Intelligenz und Sauberkeit nachgesagt wird, überaus träg sind.

Früher war der Häuptling der Herr über viele Hunderte von Weibern, von denen sich etwa hundert stets in seiner Nähe aufhalten mußten, während es den übrigen freistand, sich vorübergehend andern Männern aufzuhalsen und große Geschenke, angeblich als Tribut für den Häuptling, aus ihnen herauszupressen.

Der Aberglaube, der auch eine große Rolle im Leben der Waganda spielt, die Abhängigkeit von Träumen, die Vorstellung von bösen Geistern, beschäftigen unausgesetzt die Wanyoro und besonders deren Weiber. Im Zusammenhang damit ist eine besondere Klasse von „Medizinfrauen" entstanden, Weiber, die in phantastischem Aufputz alle Ortschaften des Landes besuchen, Krankheiten wegzaubern und die bösen Geister verjagen. Nach dem Glauben der Wanyoro waren der Elefant und der

Sir H. H. Jonston phot.

Abb. 395. Karamojofrau.

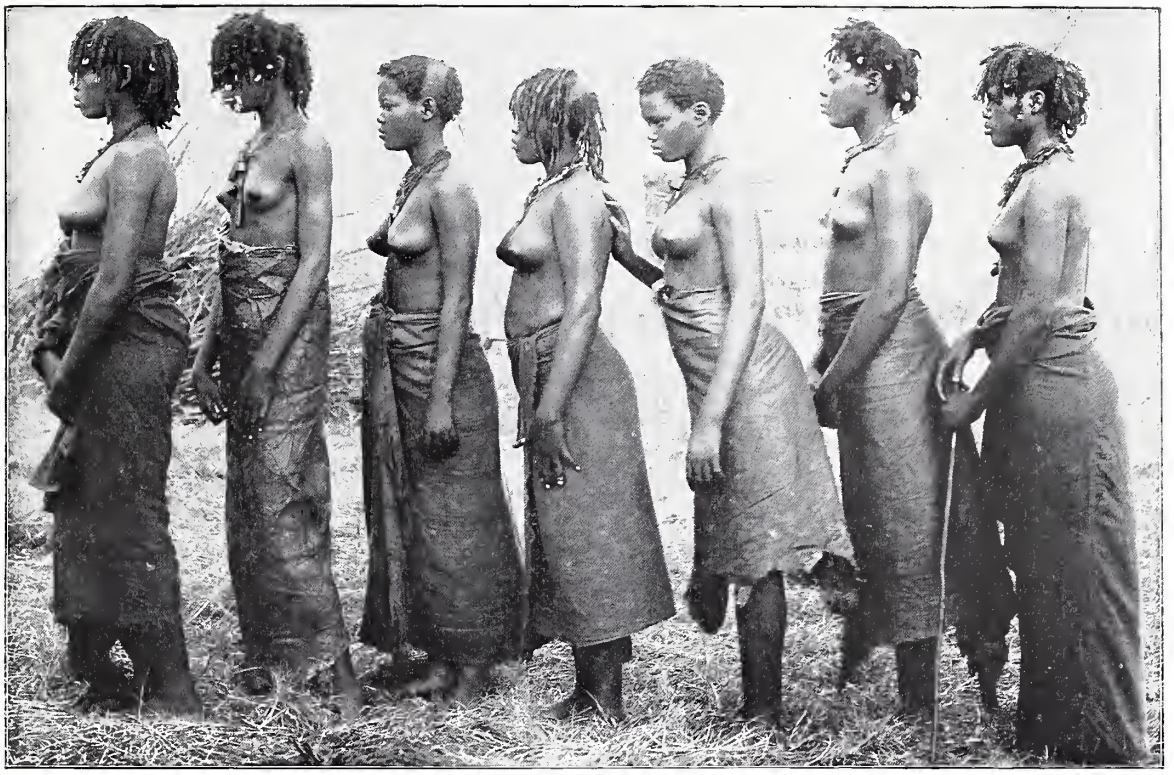


Abb. 396. Wahumamädchen aus Mpororo.
(Nordwestecke Deutsch-Ostafrika.)

Schimpanse einst Menschen, und die Hunde vermochten zu sprechen; doch zeigten sie ihr Talent nur gegenüber ihrem Herrn.

Die Kikuyu und Akamba sind Negerstämme im Britischen Ostafrika-Protektorat im Mount-Kenia-Distrikt zwischen Uganda und dem Indischen Ozean. Die erstern sind ein kräftiges, wohlgebautes Volk von dunkler, rötlichbrauner Hautfarbe. Ackerbau, dessen Betrieb auch hier in Händen der Frauen liegt, ist ihre Hauptbeschäftigung. Die Weiber umhängen sich mit Häuten, die von den Männern zusammengenäht sind. Jedes verheiratete Weib der in polygamischen Verhältnissen lebenden Kikuyu bewohnt eine gesonderte Hütte, während

Abb. 397. Mädchen aus der Landschaft Mpororo.
(Nordwestecke Deutsch-Ostafrika.)

die ledigen Mädchen wieder in einer getrennten Behausung zusammen wohnen. Die Mädchen heiraten sehr jung, altern aber auch frühzeitig. Die Akamba sind von mittlerer Größe, nicht übel gebaut, um einen Grad dunkler als die vorigen. Die jungen Mädchen rasieren sich das Haupt mehrmals im Jahre, aber nicht ganz so kurz wie die verheirateten Weiber. In der Jugend haben sie ein leidlich hübsches Aussehen, aber infolge von Arbeit und Sorgen altern sie schnell und werden dann recht plump und häßlich. Sobald das kleine Mädchen laufen kann, bedeckt es seine Scham mit einer kurzen Schürze. Etwas reicher bekleidet gehen die verheirateten Frauen. Bei beiden

Abb. 398. Mattenflechtende Frauen in Kisaka.

Stämmen ist es üblich, daß Frauen ihre sämtlichen Schmucksachen ablegen, sobald sie sich verheiraten.

Die Negerin in Westafrika.

Die Djoloffin im Senegalgebiet des Sudan, die mit den Fulben aufwächst, ist im ganzen gut gebaut, von tiefschwarzer, aber matter, an das Ebenholz erinnernder Farbe, zum Unterschied von manchen andern Sudanesinnen, deren Schwarz, vermutlich infolge einer besonderen Schweißausscheidung, glänzend erscheint. Selbst die Lippen, die bei andern Negerstämmen einigermaßen hell zu sein pflegen, sind bei der Djoloffin schwarz. Ihr Schädel ist eng und lang. Die Nase ist nicht eingedrückt wie bei anderen Negern; vielmehr ragt sie hervor und ist länger als bei Europäern. Um so mehr macht sich Prognathismus bemerkbar, wobei noch zu bemerken ist, daß sich viele Djoloffinnen durch Manipulationen, die schon in früher Jugend vorgenommen werden, die Kinnladen noch künstlich vorrücken. Sie halten offenbar den auf uns so abstoßend wirkenden Prognathismus für ein Schönheitszeichen.

Abb. 399.
Frau aus dem Makondestamm.

Die Schultern der Djoloffin sind breit und hoch, die Taille ist eng. Auf dem prächtig weiten Busen stehen fest geformte, birnenförmige Brüste. Der Leib erhebt sich wenig; die geschwungene Linie, die den Leib der Europäerin so reizvoll macht, fehlt ihr gänzlich. Im Gegenteil, die Djoloffin, die man nie ohne ein Kind auf dem Rücken sieht, geht merkwürdig eingebeugt, und es scheint, daß diese Einbeugung des Rückens bei den Frauen des Stammes erblich geworden ist. Viel Schamgefühl besitzt die Djoloffin nicht. Polygamie ist Volksbrauch, doch darf der Mann nicht mehr als vier Weiber haben, die alle in besonderen Hütten wohnen.

Die Frauen der Soninke oder Sarrakolets, die zweifellos Berber- und anderes Blut in sich haben, sind

Kongo-Negerin vom Bambalastamme.

öfters von hellerer Farbe. Im Gegensatz zu ihren sehr tüchtigen Männern sind sie träge und unreinlich. Sie zeigen nur Sinn für Putz.

Die Mandingo, Bambara und Susu sind wieder echte, untereinander verwandte Negervölker. Ihre Frauen sind sehr groß, von guter Haltung, bräunlichschwarzer Farbe und sehr wolligem Haar. Ihr Antlitz mit fliehender Stirn, sehr platter Nase mit weiten Nüstern und dicken, wulstigen Lippen macht sie zu nichts weniger als Modellen von Schönheit. Sie heiraten im zwölften Lebensjahre. Polygamie ist allen gestattet, wird aber meist nur von den Häuptlingen und Reichen ausgeübt.

Bei allen diesen Stämmen werden die jungen Mädchen bei eintretender Pubertät beschnitten, um sie tugendhaft zu erhalten. Die Operation wird immer an mehreren Individuen zu gleicher Zeit vollzogen; sie ziehen dann in Gesellschaft von Ort zu Ort, tanzen und singen und werden überall gut bewirtet. Bei allen, besonders aber bei den Susu, herrscht viel Achtung für die Frauen. Sie haben vielen Einfluß und werden in wichtigen Angelegenheiten, so auch bei Kriegserklärungen, um ihren Rat befragt.

Die Krueger sind wohl der bekannteste Stamm an der Westküste. Ihre Frauen mit den kurzen Beinen, den plumpen, dicken Leibern und unschönen Gesichtern entsprechen wenig unseren Schönheitsbegriffen. Im Hinterlande besteht ihr Kostüm oft aus nicht mehr als einem Schnürchen und einem winzigen perlenbesetzten Läppchen, das vorn herunterhängt. An der Küste aber, gegenüber den Europäern, hält man heute auf etwas mehr „Gewandung". Meist wird ein Tuch um den Leib gewunden, das von der Hüfte bis zu den Knien reicht. Für gewöhnliche Fälle genügt der Kruneger die blaue bandartige, auf ihre Stirn tätowierte Zeichnung, aber für besondere Gelegenheiten schmiert sie sich das Gesicht

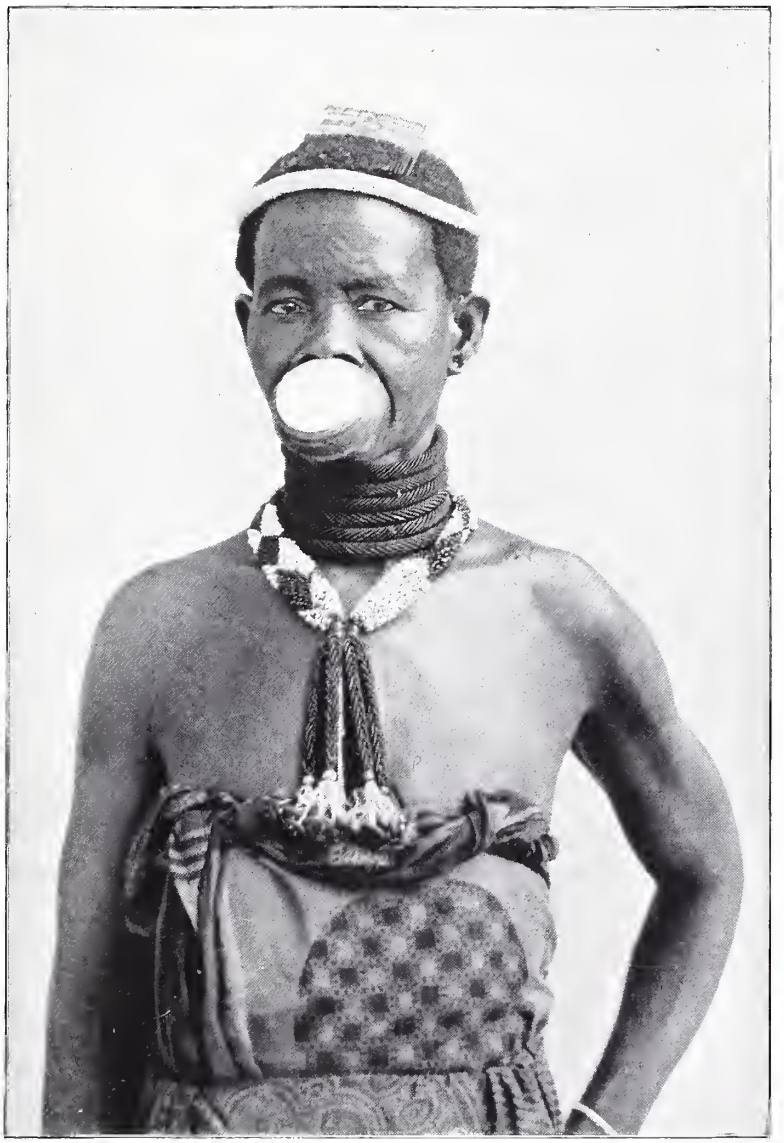


Abb. 400. Ältere Makondefrau im Festschmuck.

Abb. 401. Wangonifrauen von Nchichira.

mit braunem Lehm ein und malt sich weiße Kreise um jedes Auge. Im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren darf sie die Freuden der Liebe reichlich genießen. Zu diesem Zweck wählt sie aber nicht etwa den offiziellen Bräutigam, dem sie schon als Kind versprochen worden ist, sondern einen Herzensfreund. Der Bräutigam verlangt sogar, daß sie Beweise ihrer Fruchtbarkeit ablege. Erst wenn sie ein Kind geboren und es bereits entwöhnt hat, führt er sie heim.

Unter den jungen Mädchen der Goldküste, die übrigens erst im Alter von fünfzehn bis zwanzig Jahren heiraten, sollen sich wirklich schöne Typen finden.

In der Reifezeit legen sie eine besondere Tracht, „Otufo" genannt, an, die aber mit Ausnahme der Lenden den Körper völlig entblößt läßt und in der Hauptsache aus Silberschmuck und kostbaren Perlen besteht. Dieses Otufo soll öfters einen Wert von über 4000 Mark haben. Dann ziehen sie tanzend und singend über das ganze Land und gelten nach der Heimkehr als heiratsfähig. Als Frauen sind sie geschäftstüchtige Händlerinnen, die den Markt von Soku oder Krobo mit ihrer Butter, dem Baobabsamen für Suppen, mit Reis, Mais, Backwerk und Salzkristallen, an denen die Kleinen zu saugen lieben, besuchen. —

Abb. 402.
Frau aus dem Makondestamm.

Die Frauen des Jekrivolkes sind sauber, aber von unschönem Aussehen. Sie fahren in Kanoes die Flüsse ihrer Heimat Nigeria auf und ab, um die Lebensmittel in die verschiedenen Lagerplätze an den Ufern zu schaffen. Sie

Abb. 403. Rukigaweib bei der Feldarbeit mit Kind. Landschaft Mpororo. (Nordwestecke Deutsch-Ostafrikas.)

sind mit einem aus Europa eingeführten buntfarbigen Tuch bekleidet und tragen Armbänder von Silber oder Messing. Die ihnen verwandten Ijo haben ähnliche Gebräuche. Sie treiben in ihren Booten Handel mit geräuchertem Fisch. Ihr Kennzeichen ist eine tiefe, die Stirn und Nase heruntergehende Ziernarbe.

Die Frauen der Yoruba treiben wieder den Handel auf Landwegen. Stets unterwegs, müht sich die Yoruba von Tagesanbruch bis gegen Mittag, ihre Ware loszuschlagen. Danach macht sie ihre eigenen Besorgungen und kehrt oft mit einer Last von dreißig Kilo, das jüngste Kind nicht zu vergessen, auf dem Rücken, in ihr Dorf zurück. Sie ist von schlanker Gestalt und entwickelt in ihrer Kleidung keinen üblen Geschmack. Etwas weniger bekleidet, aber möglichst noch arbeitsamer sind die ihnen verwandten Bini in der Landschaft Binue. Das Töpferhandwerk und, ungleich den Gebräuchen anderer Westafrikanerinnen, auch das Weben und Färben der Stoffe liegt in ihren Händen. Sie werden bereits als Kinder in die Ehe versprochen und finden so, wenn sie zur Heirat reif sind, verhältnismäßig alte Männer. Kein Wunder, daß Gattentreue nicht ihre Stärke ist. Überdies sind die Männer ausgesprochene Polygamisten. Viele Häuptlinge haben über 200 Weiber, die allerdings nicht im selben Dorfe, sondern über das ganze Land zerstreut leben. — Yoruba und Bini wohnen in ziemlich gut gebauten Häusern. Die Räume der Frauen sind von denen der Männer getrennt. Kochgeschirr liegt in den Gängen herum. Die Bettstellen sind aus getrocknetem Schlamm errichtet. Das ganze Innere ist rauchgeschwärzt. An den Wänden hängen Kürbis-

Abb. 404. Wanjambomädchen aus Mpororo.

Abb. 405.
Matambwefrau mit reichem Narbenschmuck.

flaschen, Matten, Handwerkzeug und Fetischdinge.

Die Frauen der Lagosküste sind gutmütige, kleine Weiber, die in sehr untergeordneter Stellung leben, auch nie mit ihrem Gatten vereint essen dürfen. Kniend reichen sie ihm die Speisen und müssen zuerst davon kosten, um ihn zu überzeugen, daß kein Gift beigemischt ist.

Bei ihren Nachbarn in Togo herrscht der grausame Brauch, daß ein neugeborenes Kind umgebracht wird, wenn die Mutter bei der Niederkunft gestorben ist. Man darf annehmen, daß sich diese Sitte noch bei vielen anderen Negervölkern findet.

Die Spinnerei liegt in Togo vollkommen in Händen der Frauen, während die Männer das Weben besorgen.

An der Elfenbeinküste haben die Frauen die merkwürdige Gewohnheit, den Hals oft um Kopfeslänge durch Umschnüren von Bändern zu verlängern; man glaubt eine Art Korsett am Halse zu sehen.

Beschneidungen der jungen Mädchen werden auch noch von Old Calabar berichtet; sie finden sich wahrscheinlich an der ganzen Guineaküste.

Am Golf von Guinea sind die Aschanti eines der bekanntesten Völker. Ihre Frauen gehören zu den schönsten Afrikas. Sie sind kräftig, oft von hoher Gestalt, von gutem Bau und stolzer Haltung. Ihr Antlitz ist oval; die Lippen sind nicht zu dick; ihr Haar ist lang, ihre Zähne gleichen weißen Perlen. Durch Umbinden eines flachen Bandes geben sie ihren Brüsten allmählich eine kegelförmige Gestalt. Polygamie wird in so großem Maße betrieben, daß für zahlreiche ärmere Männer überhaupt keine Frauen übrig bleiben. Die Zahl der Frauen des Königs ist auf 3333 festgesetzt, doch bewohnt er nur mit fünf oder sechs seinen Harem. Die übrigen gelten mehr als Sklavinnen; ihnen ist nur des Nachts gestattet, in Begleitung von Eunuchen und unter militärischer Bewachung auszugehen. Jeder Versuch

Abb. 406. Makondefrauen mit besonders schönen Ziernarben.

Abb. 407. Wahamafrauen von Unyoro.

eines Mannes, mit einer dieser Frauen anzubinden, würde mit Kastrierung bestraft werden. Alle Häuptlinge haben das Recht, ihre Frauen grausam zu züchtigen. Als einziger Trost bleibt den Aschantifrauen, daß sie ihren Mann ohne Umstände verlassen können, vorausgesetzt, daß sie imstande sind, ihm die Hälfte der Kaufsumme zurückzuzahlen.

Das Tageswerk einer Aschanti beginnt in früher Morgenstunde. Sie nimmt ihr Bad im nahen Bache, holt Wasser herbei für den Hausbedarf und bereitet, nachdem Haus und Hof gut gekehrt worden sind, aus Bananen und Yams das Frühmahl für die Familie.

Dann zieht sie hinaus zur Besorgung der Felder, einen riesigen Korb auf dem Kopf, ein Kind auf dem Rücken und eines an der Hand haltend, während ihr vielleicht ihr Gebieter wichtigtuerisch, mit einer Büchse oder einem Messer bewaffnet, folgt. Um die zweite oder dritte Nachmittagsstunde kehrt sie heim, badet wieder, ölt ihre schwarze Samthaut ein, damit sie nicht brüchig wird, stellt allein oder mit Hilfe einer Freundin ihre komplizierte Coiffüre her und bereitet dann das Hauptmahl.

Abb. 408. Sotikomädchen. (Victoria Nianſa.) Mit Ohrſchmuck der Maſſaifrauen.

Obschon die Aschanti viel Arbeit hat, ist ihre Stellung in der Familie keine erniedrigende; im Gegenteil, sie gilt dem Manne durchaus als ebenbürtig. Eine Häuptlingsfrau übernimmt sogar die amtlichen Rechte ihres Gatten in dessen Abwesenheit.

Das Volk von Dahome bildet einen Übergang von den Sudannegern zur Bantufamilie. Es sind bemerkenswert kleine Menschen von 1,630 m im Mittelmaß, sehr intelligent

und von zeremonieller Höflichkeit. Ihre Religion ist krassester Fetischismus. Die Frauen sind im allgemeinen größer und kräftiger als die Männer, doch sehr „negerhaft" und wenig schön. Dafür wird aber ihre Intelligenz gerühmt. Bekannt geworden ist die weibliche Garde des Königs, die in einer noch nicht weit zurückliegenden Zeit aus einer Kompagnie von 6000 Amazoninnen bestand. Nach Zöller übertreffen sie an Mut, Kriegszucht und Liebe zu ihrem König und Gebieter bei weitem die männlichen Kameraden.

Sir H. H. Johnston phot.

Abb. 409. Gorafrauen von der Westküste Afrikas.
Die Breite des Gesichts und der hervorstehende (prognathe) Kiefer charakterisieren diesen Stamm.

Die häßliche Gewohnheit, die labia minora in die Länge zu ziehen, die wir bei weiter südlich wohnenden afrikanischen Völkern noch kennen lernen werden, findet sich auch bei ihnen. Es sei hier eingeschaltet, daß bei den Frauen zahlreicher Negerstämme auch eine widernatürliche, bis fingerlange Ausdehnung der Klitoris bewirkt wird.

Von den Weibern der Fan (M'Fan, auch Pahuin oder Ossieba genannt), die heller sind als die um sie herum wohnenden Bantuvölker, wird berichtet, daß sie Schellen an den Geschlechtsteilen tragen, eine Sitte, die sich auch bei Frauen am obern Kongo finden soll.

In Kamerun gilt Kleidung bei vielen Stämmen nur als Dekoration. Vielfach begegnet man völlig nackten Frauen, oder ihr Leib ist nur mit einer dünnen, mit Muscheln oder falschen Perlen besetzten Schnur umgürtet. Erst wenn ihnen ein Kind geboren ist, hängen sie sich eine Grasschürze um den Leib, die in einen Bambusfächer, an einen Pfauenschwanz erinnernd, ausläuft. Auch leere Sardinen- und andere Konservenbüchsen erfreuen sich heute großer Beliebtheit bei den Schönen von Kamerun.

Den Frauen obliegt die Arbeit auf dem Felde. Öfters begleitet sie dahin der Gatte; denn in Kamerun, heißt es, bemächtigt sich zuweilen der Schimpanse der Frauen, und führt sie mit sich fort. Wo diese Gefahr vorhanden ist, trägt der Vater selbst sein Kind, indem er in der einen Hand einen Stock, in der andern vielleicht einen von Europäern abgelegten Regenschirm schwingt, um sich gleichzeitig gegen den Schimpansen wie gegen den Regen zu schützen.

Die Ehe wird gern im Plural geführt, aber nur ein Weib gilt als die Hauptgattin, die andern sind Konkubinen und genießen

keinerlei Rechte. Die Mutter des Häuptlings ist Mitglied des „hohen Rates", aber auch seine Hauptgattin wird geehrt.

Die Mwele und Esum sind Stämme in Kamerun, die vielleicht schon zur Bantufamilie (siehe das nächste Kapitel) zu zählen sind. Ihre Weiber sind erheblich kleiner als die Männer. Sie bekleiden sich mit einem Stutz von Fransen, die, aus den Blättern einer Palme verfertigt, rückwärts mit einer Perlenschnur befestigt getragen werden. Vorn bedecken sie ihre Blöße mit einem Büschel Gras oder einem getrockneten Bananenblatt. Teile des Oberkörpers werden tätowiert und Perlenschnüre oder auch Messingspiralen als Schmuck verwendet.

Unter den jungen Mädchen der Ngumbi in Südkamerun herrscht freiester Verkehr; hat ihr Umgang Folgen, so wird das Kind sofort vom Vater des Mädchens als sein eigenes adoptiert. Polygamie ist im Schwunge. Die Heiraten finden nach exogamem Brauch statt. Ist das Weib untreu, so wird es von seiner stärkeren Hälfte verprügelt, während der Verführer zur

Abb. 410. Negerin von Dahome.

Abb. 411. Mädchen aus Lome in Festtracht.

Zahlung einer Strafe angehalten wird. Trennt sich ein Weib von seinem Manne, so muß diesem das Kaufgeld zurückgezahlt werden. — Die Ngumbifrauen gelten als zänkisch.

Die Negerin im Kongogebiet.

Das gewaltige Gebiet am Kongo wurde, wie man vermutet, ursprünglich von Zwergvölkern bewohnt. Bantu-, und in noch größerer Zahl echte Negerstämme drangen aber in das Land, unterdrückten die schwächlichen Pygmäen, zerstreuten sie, so viel sie konnten, und machten sich

selbst zu Herren dieser großen Wald- und Flußregion, in der sie freilich nicht absolut seßhaft sind, sondern häufig die Standorte wechseln.

Am Kongo ist Polygamie allgemein verbreitet. Die Frauen werden von ihren Eltern verkauft und dabei gar nicht üble Preise — bis zu 1500 Franken — bezahlt und von dem Ehemann dementsprechend als mehr oder minder kostbares Gut behandelt. Vielen Kränkungen sehen sich diejenigen Frauen ausgesetzt, die ihrem Gatten keine männlichen Nachkommen zu schenken vermögen; oft entzog sich schon eine solche Bedauernswerte durch Selbstmord der entehrenden Behandlung.

Sklaverei ist noch heute über das ganze Kongogebiet verbreitet, obschon nicht mehr in dem Maße wie ehedem, als des Arabers Schwert siegreich durch den afrikanischen Kontinent drang, die glücklichsten Familienbande sprengte und die wehrlosen Naturkinder zu Frondiensten fortschleppte. Übrigens noch schlimmer als die Araber sollen die Portugiesen, die sich zivilisierte Weiße nennen, gehaust haben, nur daß sie statt des Schwertes den Alkohol gebrauchten. Tatsächlich bessern sich die Zustände überall da, wo früher der Araber als Herr und Despot die Fahne des Islam aufgepflanzt hatte, während manche Stämme, denen das Kreuz unter der Einwirkung des Alkohols gezeigt wurde, hoffnungslos zugrunde gerichtet sind. E. Torday schildert das Leben der Kongoneger in anziehender Weise. „Wenn ein Kind geboren wird, zeigt sich das lebhafteste Interesse bei allen Bewohnern des Dorfes. Alte und junge Weiber machen sich um die Mutter

Abb. 412. Bassarijungfrau.
(Deutsch-Togo.)
15—16 Jahre alt.

Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 413. Djoloffin vom Senegal.

zu ſchaffen; Männer ſtehen vor der Hütte und unterhalten ſich eifrig mit dem Vater. Jeder macht ihm Komplimente und erklärt, daß er niemals ein ſo kräftiges und fettes Kind geſehen hat. Genau wie bei uns werden bei einem Glaſe Wein (Malafu, einer Art Palmenwein), den der ſtolze Vater freigebig kredenzt, Familienähnlichkeiten entdeckt. Dann kommen die Leute von den benachbarten Dörfern, um das Neugeborene zu ſehen. Die Ärmeren beſchauen es nur, während die Wohlhabenderen es in den Arm nehmen. Dieſes berechtigt die Mutter, kleine Geſchenke zu erwarten, die je nach den Mitteln der Betreffenden gern gegeben werden. Iſt die junge Mutter eine Sklavin, ſo wird ihr Gebieter ihr fortgeſetzt kleine Gaben bringen, während ſeine Frauen ſie pflegen." Das Kind empfängt nun den Namen nach irgendeinem angeſehenen Manne des Dorfes, der die Ehre mit reichen Geſchenken erwidert. Ein paar Tage nach der Geburt verläßt die glückſtrahlende Mutter die Hütte. Von nun an bleibt das Kind unzertrennlich bei der Mutter, bis es etwa ein Jahr alt iſt und die älteren Geſchwiſter es für ſich beanſpruchen. Sie behandeln es etwa, wie Puppen bei uns von Kindern behandelt werden. Zuweilen ergreift es auch der Vater, der es, was auch bei uns nicht ungewöhnlich iſt, gern verwöhnt. „Schlage nie ein Kind, nicht einmal mit einer Blume", heißt es bei dieſen gütigen Menſchen. „In der Tat dürfte es," erzählt Tordan, „zuweilen leichter ſein, Vergebung für einen Mord zu erlangen, als für ein rauhes Wort, das an ein Kind gerichtet wird. Höchſt ſelten ſieht man mißgeſtaltete Kinder, denn das ſpartaniſche Geſetz, nach dem ſolche unglücklichen Geſchöpfe gleich nach der Geburt getötet wurden, hat auch nahezu bei allen Negerſtämmen Geltung. Eine Ausnahme machen die Bayaka, die unter keinen Umſtänden ein Kind, wie beſchaffen es auch ſei, töten würden. Übrigens ſind die Bayaka vielleicht der einzige Stamm, bei dem der Vater ſtatt der Mutter den Säugling trägt. Ein ſonderbarer Brauch findet ſich bei den Bangala: die Couvade,

Naturhiſtoriſches Muſeum, Paris.

Abb. 414. Toucouleuresfrauen vom Senegal (ſ. Seite 218).

Abb. 415. Aschantifrauen bei der Bereitung des Essens für die Familie.

das Wochenbett des Vaters, das wir schon bei den südamerikanischen Indianern kennen gelernt haben. Wird ein Kind erwartet, so sucht auch der Bangalavater das Bett auf und läßt sich wie die Wöchnerin pflegen."

Es versteht sich, daß die Kindheit am Kongo eine so glückliche Zeit ist wie in andern Breiten. Die Kleinen lieben zu spielen wie die unsrigen. „Blindekuh" kennt man am Kongo gerade wie in Europa, und für die ebenso beliebten Ballspiele dient irgendeine runde Frucht als Spielobjekt.

Mit der Zeit der Reife, im Alter von 12 bis 14 Jahren beginnt für die jungen Mädchen die Zeit der Liebe. Die Frage, ob die Kongolesinnen Liebe in unserem Sinne zu empfinden vermöchten, ist verschieden beantwortet worden. Wenn einige Reisende sie leugnen, so haben sie offenbar ihre Erfahrungen in einem Gebiet gesammelt, in dem die entwürdigenden Zustände der Sklaverei zu Hause sind. In andern Gebieten, bei freien Völkern, sind gegenteilige Beobachtungen gemacht worden. Torday, der jahrelang unter den Kongolesen gelebt hat, unter freien Menschen, denen auch das Alkoholllaster fremd war, erzählt darüber interessante Dinge:

„Wenn ich ein Dorf betrat, wunderte es mich oft, Mädchen zu sehen, die sorgfältiger gekleidet, geölt und bemalt waren als andere. Fragte ich irgendeine ältere Frau nach dem Grund, so lautete die Antwort unfehlbar: ‚Sie ist verliebt, das gute Kind, natürlich will sie sich hübsch machen.' Und ist es nicht ein Beweis von Liebe, daß das Herz eines Kongomädchens oft mit dem Kopf davon läuft, wenn man hört, daß Töchter von angesehenen Häuptlingen arme Sklaven heirateten?" Oft genug weigert sich ein Mädchen, den Mann, den der Vater ihr vorschlägt, zu nehmen, indem sie erklärt, einen andern zu lieben. Fälle, wo Witwen ihren Männern in den Tod folgten, oder wo Frauen sich in die dichtesten Scharen des Feindes stürzten, um den Tod des geliebten Gatten zu rächen, sind genug bekannt geworden. Sehr hübsch sagt Torday: „Menschliche Herzen sind überall die gleichen, wie auch immer die Farbe der Haut sein mag, und das Mädchen am Kongo liebt ihren ‚Bakala' gerade so, wie Miß Smith für ihren jungen Mann schwärmt.

Befremdend für unsern Geschmack sind die besonderen Mittel, die die Kongolesin anwendet, um ihrem Liebsten zu gefallen. Vor allem die Ziernarben, diese widerwärtigen Schändungen der von Natur oft so schönen, sammetweichen Haut. Die Nar-

ben werden in die Haut hineingeschnitten und durch ätzende Substanzen am Zuheilen verhindert. Sie bleiben ihnen für das Leben — ein Kainszeichen nach unsern Begriffen. Natürlich haben alle Stämme verschiedene Zeichnungen. Bei den einen sind sie erbsengroße Punkte, bei andern wagerechte, bei dritten wieder senkrechte kleinere oder größere Striche. Die einen tragen sie an verschiedenen Stellen des Gesichtes, andere auf der Brust, dritte wieder auf dem Rücken oder an den Gliedmaßen. Außer den Ziernarben sind Bemalungen allgemein beliebt. Der Farbstoff, Tukula genannt, wird meist von Bäumen und Pflanzen gewonnen, und knallrot ist die beliebteste Farbe. Im Falle von Trauer wird von den meisten Stämmen eine weiße Bemalung vorgenommen.

Über die Kleidung der Weiblichkeit

Abb. 416. Drei Bräute von Krobo.
(Die zylinderartige Kopfbedeckung mit Holzhaarkämmen ist auf dem Kopf angeleimt.)

Abb. 417.
Eine Prinzessin von Krobo.
Aufgebauschtes Haar mit Stirnbinde.

am Kongo läßt sich nichts allgemein Gültiges sagen. Da sind einzelne Stämme, wie die Budja, Bapoto, deren Frauen, um mit Julius Stinde zu reden, nur „mit Klima" bekleidet sind, andere wie die Bazoko, wo eine einzelne Perle den nackten Leib schmückt und wo selbst ältere Frauen nicht mehr als ein handgroßes Stückchen Tuch tragen, um ihre Scham zu bedecken, die Sango, die für diesen Zweck ein Haar von dem Schwanz eines Elefanten verwenden, die Banza, die ein paar Blätter oder einen Grasbüschel gebrauchen und wieder andere, die, unter dem Einfluß des Islam, Kleidertracht in primitiver Art nicht verschmähen.

Je größer aber die Geringschätzung für eine Kleidung nach unsern Begriffen, um so größer ist die Liebe der Kongofrauen für Tand und

Mit Genehmigung des Ethnographischen Museum, Tervueren.

Abb. 418. Frauen und Mädchen vom Uelle Distrikt.

Schmuckwerk. Da sind die Damen von Ubangi, die so schwere Gewichte an ihre Ohren hängen, daß die „Ohrläppchen" sich schulterwärts um 20—25 cm verlängern! Einige bohren einen Stock durch die Nasenwand, die Bakumu und Banziri tragen gleich den Botokudinnen und anderen Damen der gleichen Geschmacksrichtung einen flachen Pflock in den Lippen usw. Außerdem lassen sich die meisten Frauen ihre Zähne feilen und die Baluba lassen sich die vier Schneidezähne ausschlagen. Die Budjas, die, wie wir gesehen haben, völlig nackt gehen, tragen messingene Halsringe im Gewicht von oft 30 Pfund und Fußringe von ungefähr demselben Gewicht. Hals- und Armbänder werden fast überall getragen. Die ersteren sind oft aus Verlocken seltsamster Art zusammengesetzt, als da sind jede Art von Zähnen (auch menschlichen), Perlen, Muscheln, Körnern, Federn, Holz-, Elfenbein-, Knochen- und Metallstückchen usw.

Welche Rolle in den Verschönerungskünsten die Coiffüre spielt, wird der Leser am besten aus den Abbildungen erkennen.

Die Ehen der Kongovölker sind, wie wir eingangs schon feststellten, allenthalben polygam. Daß Häuptlinge mehrere hundert Weiber haben, die dann freilich nicht alle in seiner unmittelbaren Umgebung, sondern in verschiedenen Dörfern leben, ist durchaus nichts Seltenes. Nur ein Stamm macht eine rühmenswerte Ausnahme: die bereits vorher erwähnten Banza. Sie erwählen nur ein Weib, und Gattentreue soll die Regel sein.

Die merkwürdigen und mannigfaltigen Hochzeitsgebräuche der einzelnen Stämme aufzuzählen würde viel zu weit führen. Erwähnt aber mögen die Asandeh oder Niam-Niam werden, bei denen der Häuptling die Gattinnen für die Männer seines Volkes bestimmt und — welch ein Triumph für die Anhänger der Vernunftehe! — die Ehen der Asandeh sollen besonders glücklich sein.

Bei den Momfu sind es die Männer, welche das Feld besorgen, während den Frauen die Hausarbeit und die Sorge für die Kinder überlassen bleibt. Bei diesem Stamm speisen auch Mann und Frau gemeinschaftlich, wofür sie von ihren Nachbarn gründlich verachtet werden.

Verlobungen von Kindern sind viel gebräuchlich. Bei den Kwilu erklären sich kleine Knaben und Mädchen als Verlobte und heiraten sich, wenn sie das Alter dafür erreicht haben. Bei diesem Stamm muß der ertappte Ehebrecher dem beleidigten Gatten als Sklave dienen; die treulose Gattin wird verprügelt. Bei den Bangala werden der Treulosen die Ohren ab-

geschnitten und die Waden mit glühenden Lanzen durchbohrt. Auch bei den Ubangi wird die Ehebrecherin getötet. Bei den Mogwandi wird sie völlig nackt an den Pranger gestellt und ihr Unrecht ihr von der Menge vorgehalten. Übrigens findet sich auch bei den Mogwandi, da Frauen knapp sind, die Ehe, und nicht selten verpachtet ein Edler seine Gattin an einen Weibesbedürftigen gegen Entgelt für einen Zeitraum von zehn Monaten. Wird ein Kind in dieser Zeit geboren, so gehört es dem „Pächter". Die Bakuba, die vielleicht von den Arabern schlechte Sitten angenommen haben, gehören zu den wenigen Stämmen, die ihre Frauen mißhandeln, die sie auch an andere Männer vertauschen, wenn sie ihrer überdrüssig geworden sind. Im allgemeinen aber behandeln die Kongolesen ihre Frauen mit Achtung. Manche von ihnen nehmen einen hohen

Abb. 419. Wangatafrauen.
Die rechts Stehende trägt einen Halsschmuck im Gewicht von 12 Kilo, ein Brauch, der sich häufig am oberen Kongo findet.

Abb. 420. Bazokofrau mit den für diesen Stamm typischen Ziernarben im Gesicht.

Rang an. So sind bis vor kurzem die Baboma von einem weiblichen Häuptling regiert worden. Bekannt geworden sind auch die Alunda im Reiche Lunda, die manche Forscher zu den Bantustämmen gerechnet wissen wollen. Bei ihnen besteht eine Art Gynäkokratie. Als das Haupt des Stammes gilt ein unvermähltes Weib, die Lukokescha, die von Farbe heller als die übrigen ist.

In Todesfällen ist es wie im ganzen übrigen Afrika so auch am Kongo Brauch, daß die Frauen des Dorfes und aus der Umgegend sich versammeln und Klagegesänge anstimmen, die aber mehr an das Heulen von Schakalen erinnern. Leider ist der Tod eines Mannes mit Gebräuchen verbunden, die alles Ähnliche, was man bei andern Völkern kennen gelernt hat, an Grausamkeit übertreffen. Bei vielen Stämmen müssen nämlich sämtliche oder auch nur bestimmte Frauen ihrem Gatten in den Tod folgen. So bei den Sakara,

Mit Genehmigung des Ethnographischen Museum, Tervueren.

Abb. 421. Sangomädchen.

Das natürliche Haar wird verlängert durch Einflechten fremden Haares (von gefangenen oder toten Frauen) oder Palmenfasern, die schwarz gefärbt werden.

den Barua, den Baluba, den Stämmen im Ladodistrikt, den Bakundi, den am Bomu hausenden Völkern. Es kann nicht unsere Absicht sein, die Todesart der armen Witwen, die in jedem Falle von unerhörter Grausamkeit ist, bei den einzelnen Stämmen kennen zu lernen. Was kommt es darauf an, zu wissen, bei welchem Stamme den Ärmsten die Glieder zerbrochen, bei welchem sie erstochen, oder bei welchem sie lebendig verbrannt oder lebendig begraben werden? Es ist anzunehmen, daß die grausamen Bräuche an den Küsten, wo das Wirken der Missionare durch die Macht der europäischen Ansiedler unterstützt werden kann, nur selten noch vorkommen. Aber ebenso sicher ist es, daß sie da, wo die Zivilisation noch nicht vorgedrungen ist, heute noch so viel Geltung haben wie jener andere, vielleicht noch fürchterlichere Brauch, der Kannibalismus!

Welches Aussehen haben die Kongolesinnen?

Ich glaube, daß unsere Abbildungen dem Leser davon einen besseren Begriff geben werden, als die folgenden Beschreibungen es vermöchten. Er möge dann urteilen, ob jener Reisende, der im übrigen während seines zehnjährigen Aufenthalts am Kongo so vortreffliche Beobachtungen gemacht hat, recht hat, wenn er behauptet, daß — klassische Schönheiten sich dort öfters finden als unter den weißen Frauen ...

Die Kongolesin ist durchschnittlich von schlanker, wenn auch nicht hoher Figur. Alles scheint an ihr wohl proportioniert. Im Gesicht sind die Augen zweifellos schön, von mandelförmigem Schnitt und von langen Wimpern beschattet. Zum Unterschied von den übrigen „reinen Negern" sind ihre Lippen von normaler Fülle, die Nase erscheint nicht eingequetscht, sondern ebenfalls normal nach unsern Begriffen. Die Zähne sind da, wo sie nicht gefeilt sind, von unübertroffener Schönheit.

Man hört häufig die Gutmütigkeit der Kongolesinnen rühmen. Daß sie auch neugierig sind, auch gern schwatzen und klatschen, daß sie überaus eingenommen sind für Komplimente — wer wollte es bezweifeln? Sie lieben Spiel, Sang und Tanz, und viele von ihnen rauchen und schnupfen. Damit möge unsere Schilderung der Frauen im Gebiet des Kongo, soweit sie allen gemeinsame Dinge betrifft, schließen und eine kurze Registrierung einzelner Stämme möge folgen.

An der Mündung dieses mächtigen Stromes leben die Musilongo oder Musse-

rongo. Die Weiber wohnen in gesonderten Bambushütten. Außer dem Bambusbett und einem hölzernen Kasten zum Aufbewahren von Dingen darf man kein Mobiliar in solch einer Hütte suchen. Die Musilongofrauen sind weniger schnelle als ausdauernde Arbeiterinnen in der Besorgung des Feldes, der Küche und häuslicher Angelegenheiten. Ist in später Stunde alle Arbeit getan, so huldigen sie gern jenem Vergnügen, das von bösen Menschen Klatsch genannt wird. Es ist bei den Schönen am Kongo gerade so beliebt, wie bei denen an der Spree oder an der Donau. Nur wird hier die Unterhaltung nicht im Flüstertone von einer zusammengedrängten Frauenschar geführt; vielmehr bleibt eine jede vor ihrer Tür, und die Neuigkeiten fliegen in hohen Kreischtönen von Hütte zu Hütte.

Die Musilongofrauen hüllen ihren Körper vollständig in weiße und rote, von ihnen selbst gefärbte Tücher ein. Zu ihrer Beschäftigung gehört übrigens auch die Herstellung von Matten, die zum Sitzen angeboten werden, in welche sie auch ihre Habseligkeiten einzuwickeln lieben. Sang und Tanz sind die besonderen Vergnügungen der Musilongofrauen. Gesungen wird stets bei den Bootfahrten, wenn sie ihre Erzeugnisse zu Markt fahren. Die „Bälle" der Musilongo pflegen bis Tagesanbruch zu dauern, zuweilen werden sie sogar zwei bis drei Tage hindurch fortgesetzt. Auf Treue in der Ehe wird viel Wert gelegt und der Verführer schlimm bestraft.

Die Kabindafrauen, die weiter im Innern wohnen, gelten als schöner als die Musilongos. Auch sie gehen vollständig bekleidet. In dem portugiesischen Angola und besonders in Loanda, der Hauptstadt, scheinen alle Frauen Wäscherinnen zu sein. Jedenfalls sieht man sie nur an den Bächen, wo sie unter unbeschreiblichem, kreischendem Geschwätz die Wäsche besorgen. Die Kakongo sind bekannt als vortreffliche Töpferinnen, die Frauen von Loango wieder als Korb- und Mattenflechterinnen.

Die Frauen der Asandeh oder Niam-Niam, die als durchaus tugendhaft gelten, sind mittelgroß und von fleischigem Körper. Ihre Hautfarbe ist schokoladenbraun und mattglänzend, das Haar ist lang und fein gekräuselt, die Augen sind groß und etwas schräg gestellt, die Lippen fleischig, der Gesichtsausdruck ist wild. Die Ehen werden, wie wir schon gehört haben, ganz und gar von den Häuptlingen bestimmt. Nichtsdestoweniger hängen, wie Schweinfurth berichtet, die Männer in grenzenloser Liebe an ihren Weibern. Da

Franz Thonner phot.

Abb. 422. Mogwandifrauen aus Bokula.

die sehr eifersüchtigen Männer es ungern sehen, daß ein Fremder die Frauen nur anschaut, sind diese sehr zurückhaltend, fast scheu geworden. Die Ehebrecherin wird getötet, und dem Rivalen werden Hände und Ohren abgeschnitten. Die größte Ehre der Frauen ist Kindersegen. Sie gebären im Wald unter Beistand von Gefährtinnen. Dieses Volk soll noch der Anthropophagie ergeben sein.

Noch öfters soll der Kannibalismus von ihren Nachbarn, den Monbottu (auch Mangbattu oder Guru-Guru genannt), ausgeübt werden; Schweinfurth zählt sie übrigens nicht zu den Negern. Ihre Frauen sind mittelgroß und kaffeebraun, während das lange Haar oft blond gleich dem Hanf ist. Sie genießen eine geachtete Stellung bei ihrem Volk, nehmen teil an geselligem Verkehr und haben auch einen Sitz in der Versammlung der Männer. Es sollen sogar weibliche Häuptlinge unter ihnen vorkommen.

Wir kommen nun zu der großen

Bantugruppe

die über ganz Südafrika in einer schrägen Linie etwa bis zum 5. Grad n. B. in Deutsch-Ostafrika verbreitet ist. Im Nordosten sind die Gallas, in den übrigen Teilen Negerstämme ihre Grenznachbarn.

Über die sozialen Verhältnisse der eingeborenen Bevölkerung Südafrikas, insbesondere über die Stellung der Frauen, sind so viele irrige Ansichten verbreitet, daß eine Richtigstellung dringend geboten ist. So ist es vor allem ein großer Irrtum, wenn man annimmt, daß das Weib dem südafrikanischen Neger nichts mehr sei als eine Sklavin. Ortsansässige europäische Farmer oder Handelsleute, denen meistens jedes Interesse für das Familienleben der Eingeborenen fehlt, Reisende von schlechter Beobachtungsgabe, Autoren, die unkontrollierte Aussagen von einander abschreiben, haben solche Irrtümer verbreitet. Es ist ja richtig, daß die meisten Afrikaner Polygamisten sind, daß sie ihre Frauen von deren Eltern

Abb. 423. Typische Bangalaschönheiten vom Kongo.
Die besonderen Ziernarben auf der Stirn und die Binsenröcke sind für diesen Stamm bezeichnend.

Vornehme Negerin vom Kabindastamme (Westafrika).

Abb. 424. Makondefrauen von Mahuta.

für einen bestimmten Betrag erworben haben. Dennoch handelt es sich nicht um einen Kauf der Frauen, bei dem diese selbst kein Wort mitzusprechen hätten; auch werden sie keineswegs als Sklavinnen behandelt. Nach den Gesetzen der Bantuvölker genießt das Weib das gleiche Recht wie der Mann; ja ein Unrecht, das einem Weib zugefügt wird, erfährt schlimmere Ahndung, als das, welches an einem Manne begangen wird. Manche religiösen Gebräuche sind den Frauen anvertraut, und die Hauptgattin eines Häuptlings genießt fast immer, seine Schwestern häufig ein hohes Ansehen.

Auch die Polygamie ist kein Hinderungsgrund für die Glückseligkeit der Frauen. Eine jede von ihnen bescheidet sich mit der ihr zukommenden Stellung; eine jede empfindet Zuneigung zu den Kindern der andern, als seien es ihre eigenen. Natürlich kommen auch Zänkereien und Eifersüchteleien vor, aber im allgemeinen sind sie schneller beschwichtigt als unter europäischen Frauen, und nur aus den Kreisen der Häuptlinge, der „Aristokraten", hört man zuweilen von Skandalen — ganz wie bei uns weißen Europäern.

Die von den Frauen besorgte Ernte, die Früchte, die sie vom Felde bringen, sind zunächst ihr Eigentum, und ohne ihre Einwilligung darf der Mann nicht eine Handvoll davon an sich nehmen. Auch Land können sie unter Umständen eignen, womit sie eine Begünstigung genießen, die nicht einmal den Frauen aller europäischen Länder zuteil wird. Betrachten wir nun die Frauen der einzelnen Bantustämme.

Die Frauen der Kaffern.

Die Kaffern, im engeren Sinn Amazosa oder M'Kosa genannt, im östlichen und mittleren Teile Südafrikas, bilden einen

Abb. 425. Die Aussteuer einer Kaffernbraut.

1. Perlband mit Anhängsel, das von Burschen und Mädchen auf dem Kopf getragen wird. 2. Perlstirnband, das bis zur Geburt des ersten Kindes getragen wird. 3. Perlenhalsschmuck. 4. Schnupftabaksdose aus dickem Ried, mit Perlen bestickt. 5. Dicke Perlringe, von denen die großen um die Hüften, die kleineren um den Hals getragen werden. 6. Steifes und breites Perlhalsband. 7. Lange Perlschnur; wird um die Hand- und Fußgelenke gewunden. 8. Perlstreifen, die vom Halse über die Brust herabhängen. 9. Perlstirnband. 10. Eigentümlich geflochtene Perlschnur, wird wie Nr. 7 getragen. 11. u. 12. „Perlenkleider" der Kaffernbraut. 13. Brusttuch für Mädchen und Frauen. 14. Mit Perlen besetzte kleine Kürbisse (Schnupftabaksdosen für Burschen und Mädchen).

der wichtigsten Bestandteile der Bantugruppe. Ihre Hautfarbe schwankt in den verschiedenen Landschaften von lichtbraun bis tiefschwarz. Die Schädel sind dolichozephal, die Gesichtszüge ähneln entfernt der mittelländischen Rasse. Beachtenswert ist die erhabene Form der Nase, während wieder das schwarze wollige, aber wenig grobe Haar und die ein wenig aufgeworfenen Lippen an die Neger erinnern.

Der Kopf der Kafferin ist schmal und lang, die Stirn ziemlich hoch und gewölbt, die Nase springt, wie gesagt, hervor zum Unterschied von der breiten Plattnase der Neger; sie zeigt zuweilen sogar eine gebogene Form, so daß man schon von semitischer Beimischung gesprochen hat. Prognathismus ist mäßig vorhanden. Ihre Waden sind stärker und die Schenkel fleischiger als bei der Negerin. Eine Beschneidung der jungen Mädchen wird häufig ausgeführt.

Die Kafferin ist fleißig, aber langsam in ihrer Arbeit. Sie besorgt das Feld und die Speisen für die Familie, während die Herstellung von Kleidern, Geräten sowie die Milchwirtschaft den Männern obliegt. Der Kaffer verheiratet sich, nachdem er seinen Pflichten gegenüber seinem Häuptling und seinem Stamme, gewissermaßen seiner „Militärpflicht" genügt hat, und zieht Polygamie der Ehe vor. Nachdem die Gunst des Mädchens erlangt und ihrem Vater ein Entgelt an Kühen sicher gestellt ist, darf sie der Freier heimführen. Sind aber mehrere Freier da, so hat allerdings derjenige die meiste Aussicht, der die meisten Kühe bringt. Die Kuh ist nämlich der nervus rerum der Kaffernstämme. Selbst Ehebruch wird durch Kühe gesühnt.

Unter den Kaffernstämmen ist der wichtigste der der Zulus. Es wird behauptet,

daß sie durch die schon vor Jahrhunderten erfolgte Einwanderung von Arabern semitisches Blut empfangen haben.

Die Hautfarbe ist braun in allen Schattierungen, aber niemals völlig schwarz. Besonders helle, gelblichbraune Tönungen lassen, wenn auch nicht gerade auf die erwähnte semitische Beimischung, so doch auf eine Vermischung mit Hottentotten- oder Buschmannsblut schließen, obschon diese Vermischung vor einigen Jahrhunderten, als die Kaffern jene Stämme aus ihren Urwohnsitzen verjagten, stattgefunden haben mag. Waschen und Einölen, besonders aber das letztere, das bis zum Triefen des Körpers vorgenommen wird, ist bei allen Zulus üblich.

Die Zulufrau ist von mittlerer Größe und darüber, schlank, aber fleischig und vor allem von vorzüglichem Knochenbau. Mit robust ist sie vielleicht am besten gekennzeichnet. Wir können die Zulu gerade keine Schönheit nennen, doch sind ihre Züge ziemlich regelmäßig und erscheinen durch einen freundlichen, zuweilen vielleicht kecken Blick ganz erträglich. Wer sich an diese Physiognomien erst gewöhnt hat, wird bald sogar hübsche Gesichter unter ihnen entdecken.

Noch vor kurzem gingen die jungen Zulumädchen bis zu ihrer Verheiratung völlig nackt. Das hat nun unter englischer Oberhoheit aufgehört. Ein schmaler Gürtel mit Fransen umgibt heute ihre Lenden. Wenn sie in großen Scharen, begleitet von zwei oder drei Matronen, vielleicht auch von einigen Brüdern, in die Städte der Europäer ziehen, mit „mealis“ (Kafferhirse) oder andern Erzeugnissen für den Markt beladen, sind sie gewöhnlich mit einer Decke oder einem Stück Kaliko bekleidet, der unter einem Arm durchgeht und auf der andern

B. W. Caney, Durban phot.

Abb. 426. Eine Zulubraut.

Zwei Gefährtinnen sind ihr bei der Frisur behilflich. Die rechte von ihnen ist verheiratet, erkennbar an dem kurzen Röckchen, aus einer mit Perlen besetzten Haut bestehend, während die Unverheiratete (links) nur einen Perlengürtel trägt und das Haar kurz hat.

Abb. 427.
Kaffernmädchen mit Schamschurz.

Schulter befestigt wird. Dieses Bekleidungsstück pflegt ihnen bis an die Knie zu reichen.

In den Dörfern ihrer engeren Heimat freilich, in Zululand, wird man die jungen Mädchen vielfach noch in der Weise, wie unsere Illustrationen es zeigen, bekleidet antreffen. Solch ein Zulu-Damenkostüm ist oft in zwei zusammengehaltenen Händen unterzubringen.

Stets geben die Mütter und Großmütter Obacht auf die jungen Mädchen, und niemals wird man sie auf größere Entfernungen allein gehen sehen.

Die Kleineren müssen sich zu Hause nützlich machen, auf die Allerkleinsten achtgeben, ihren Müttern beim Ausjäten des Unkrauts helfen oder mit gleichaltrigen Gefährtinnen die Vögel verscheuchen, wenn die Feldfrucht reif wird.

Zur Zeit der Pubertät erhalten die jungen Mädchen eine Art Unterweisung in ihren späteren Pflichten. Der Körper wird ihnen dann weiß bemalt; sie werden mit einem besonderen Kostüm bekleidet und einstweilen von den Ihrigen abgesondert.

Das Alter von sechzehn und die nächsten Jahre sind wohl die glücklichste Zeit der jungen Zuluschönen. Dann scheint sich ein jeder zu bemühen, ihnen das Leben angenehm zu machen. Es ist die Zeit, wo sich ihnen die jungen Männer nahen. Da wird geflirtet und hofiert, und Liebeswerbungen werden gemacht, die später zu einem gesetzlichen Abschluß führen, vorausgesetzt, daß die finanzielle Situation des Bewerbers, d. h. sein Reichtum an Kühen, den Vater der Braut gefügig macht. In dankenswerter Weise hat sich übrigens die britische Regierung in Natal der Zulubräute angenommen. Noch immer wird die Ehe vor den Häuptlingen vollzogen. Aber das junge Mädchen muß offen erklären, ob ihr der Bewerber auch genehm ist. Ist das nicht der Fall, so kommt die Ehe nicht zustande. Die „Lobola", die der Bewerber an den Vater zu zahlen hat, gilt nicht mehr als dessen Erwerb, sondern als Pfand, daß der junge Ehegatte auch imstande sein wird, eine Familie zu erhalten. Mißhandelt

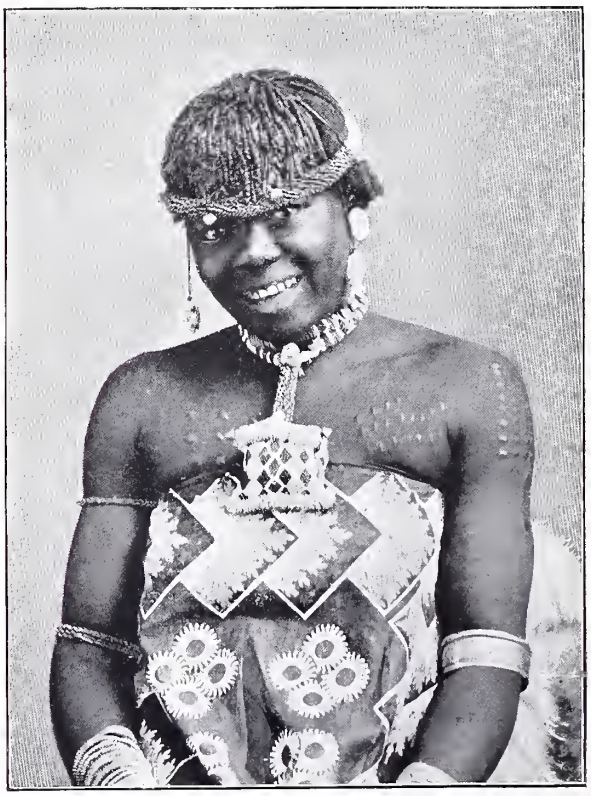


Abb. 428. Eine Zuluschönheit.

W. W. Caney, Durban phot.

Abb. 429. Jugendliche Zulumädchen.

Die Frisur, die sich wohl von der der verheirateten Frauen unterscheidet, ist Phantasiestyl. Der Halsschmuck der rechten ist aus wohlriechenden Hölzchen und Perlen zusammengesetzt. Der Messinggürtel der linken ist ein beliebtes Schmuckstück.

W. W. Caney, Durban phot.

Abb. 430. Zulumädchen nach dem Bade.

er sein Weib, so daß es gezwungen ist, zu den Eltern zurückzukehren, so verfällt die Lobola zu ihren Gunsten; stirbt sie aber, ohne Kinder hinterlassen zu haben, so fällt sie an den Witwer zurück. Übrigens hat die Zulu nicht die Empfindung, daß sie verhandelt wird; sie würde sich auch für wertlos erklärt halten, wollte ihr Vater sie ohne eine Lobola fortgeben, deren Betrag sich auf fünf oder mehr Stück Vieh stellt.

Als junge Mädchen pflegen die Zulu ihr Haar kurz zu tragen oder es, so gut es bei diesen Wollköpfen möglich ist, in kleine Zöpfchen zu flechten. Ein bescheidener Kranz unechter Perlen ist der am häufigsten gebrauchte Kopfschmuck; aber auch Messingringe und anderer Tand ist beliebt. Nicht selten wird der Kopf aus Gründen der Sauberkeit und Kühle kurz rasiert. Will sich aber ein Mädchen verheiraten, so läßt sie das Haar wieder wachsen und Schnüre und Fäden werden hineingeflochten, bis es möglich ist, die turbanartige Coiffüre herzustellen, an der man schon aus der Ferne eine verheiratete Zulu erkennt (siehe die Abbildungen).

In der Reifezeit werden die jungen Leute voneinander getrennt und müssen gesonderte Hütten beziehen, bis sie in der Lage sind, einen eigenen Haushalt zu gründen. „Alte Jungfern" und „alte Junggesellen" sind eine Seltenheit unter dem Zuluvolk. Mangel an Mitteln mag zwar die Verheiratung eines jungen Mannes hinhalten; aber sobald ihm ernstlich daran gelegen ist, sich zu verheiraten, und Verwandte nicht willens sind, ihm den nötigen Viehbestand für eine Eheschließung herzugeben, hat er nur nötig, in die Minen zu gehen. Dort findet er, allerdings bei härterer Arbeit als im heimatlichen Dorfe, stets Gelegenheit, sich die nötigen Finanzen und noch darüber zu verschaffen.

Wie bei so vielen andern Völkern gibt es auch bei den Zulu Verbote für die Frauen. Als „tabu" kannten wir diesen Gebrauch bei den Australiern; bei den Zulu heißt es „hlonipa". So ist für die Frauen hlonipa, den Viehkraal zu betreten;

sie dürfen nicht einmal den Pfad kreuzen, auf dem das Vieh den Kraal verläßt. Hlonipa ist es für sie, zu melken oder auch nur den Milchsack zu berühren. Hlonipa ist es, den Namen des Vaters, des Gatten oder des Schwiegervaters auszusprechen.

Witwen ist es erlaubt, entweder den Bruder des verstorbenen Gatten zu heiraten, in welchem Falle alle von nun an geborenen Kinder als Kinder des Verstorbenen gelten, oder sie kehren in das elterliche Haus zurück, oder aber leben bei einem ihrer Söhne. Das letztere geschieht wahrscheinlich am häufigsten, wenn man die zahlreichen braven Großmütter, die bei jeder Arbeit wacker die Hand mit anlegen und besonders um das Wohl der kleinen Lieblinge, ihrer Enkelkinder, bemüht sind, beobachtet.

Nun muß aber hinzugefügt werden, daß Polygamie unter den Zulus viel verbreitet ist; indessen tut sie, wie wir schon aus dem Schluß des vorigen Kapitels ersehen haben, dem glücklichen Familienleben keinen Abbruch.

Der Häuptling muß wenigstens vier Frauen haben, von denen aber nur die erste die „Großfrau" ist; die anderen nehmen die Stellungen von Dienerinnen ein.

Reisende rühmen die Zulufrauen öfters als sauber; ich selbst hatte nicht diesen Eindruck. Ihre Sitten sind locker; junge Mädchen gehen dem freien Verkehr mit Männern keinesfalls aus dem Wege. Bemerkenswert ist, wie sich die Zulufrauen gut vertragen; sie sind einander liebenswürdige, neidlose Freundinnen. Zwar hat es oft den Anschein, als ob sie sich zankten; doch ist dies nichts mehr als die temperamentvolle, zuweilen dramatische Formen annehmende Unterhaltungsart, die allen Neger- und Bantustämmen eigentümlich ist. Ihre Kinder lieben sie über alles; aber eine Zulumutter wird auch fremde Kinder mit nahezu gleicher Liebe behandeln.

R. P. Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 431. Zulumädchen.

Die Zulufrauen sind fleißige und harte Arbeiterinnen. Sie haben für eine große Familie und gleichzeitig für das Feld zu sorgen. Aber mit gutem Willen tun sie ihre Pflichten, lieben ihren Gatten und sind nicht wenig stolz auf ihn. Trotz untergeordneter Stellung fühlen sie sich glücklich und sind stets zufrieden mit ihrem Los.

B. W. Caney, Durban phot.

Abb. 432. Zulufrauen auf einem Hochzeitszuge.

Sie sind geschwätzig, sie lachen, sie singen, und nie scheint ihnen ihre glücklichste Seite, der Humor, zu reißen.

Ein anderer Kafferstamm sind die Betchuanas im mittleren Südafrika. Ihre Hautfarbe ist ein unschönes Gelblichbraun. Der Zulu ähnlich, ist die Betchuanafrau mehr untersetzt und starknochig, doch sind ihre Züge gefällig. Auch bei den Betchuanas kommen die jungen Mädchen eine Zeitlang in die Obhut alter Frauen, die sie im Tanzen und Singen, im Feldbau und in häuslichen Dingen unterrichten, ebenso in ihren späteren Mutter- und Gattinnenpflichten, deren höchste der Gehorsam zum Gatten ist.

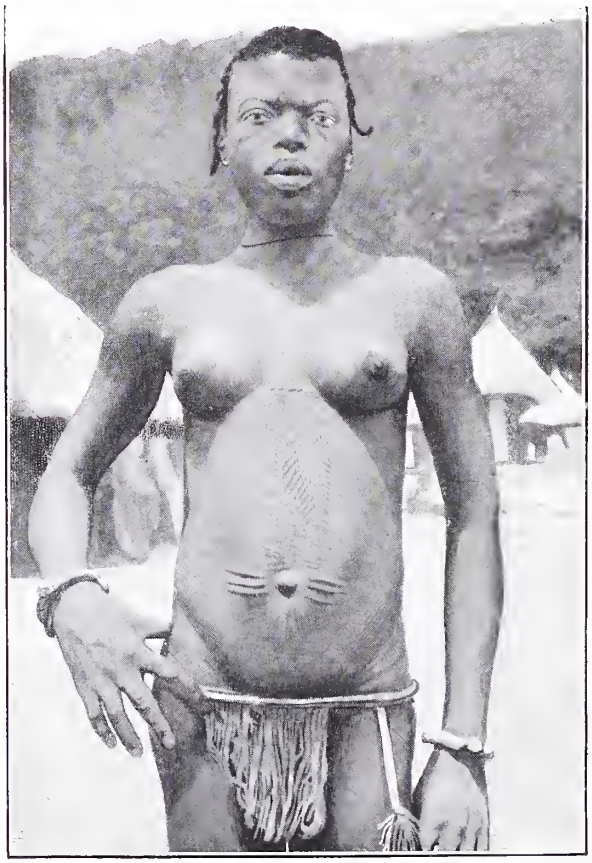


Abb. 433. Fünfzehnjähriges Kaffernfräulein.

Frauen, die viele Kinder zur Welt bringen, werden hoch geachtet, sterile dagegen den Eltern oft zurückgeschickt.

Zu den Betchuanas gehören auch die Basutos, deren Gebiet sich vom westlichen Natal bis in den nordöstlichen Teil der Kapkolonie erstreckt. Sie nehmen ungefähr eine mittlere Stellung zwischen den Zulu und den nördlichen Kaffernstämmen ein. Sie treiben mehr Viehzucht als die letzteren und sind auch fleißigere

Sir H. H. Johnston phot.

Jebufrauen von der Lagosküste (Westafrika).
Beachtenswert ist die Verschiedenartigkeit ihrer Frisuren.

Abb. 434. Jugendliche reich geschmückte Zulumädchen.

B. W. Caney, Durban phot.

Abb. 435. Junge Zulumädchen auf dem Felde.
Man beachte die Geschicklichkeit, mit der die eine von ihnen einen kupfernen Kessel auf dem Haupte trägt.

Ackerbauern als die Zulu. Während die gesamte Feldarbeit in früheren Zeiten von den Weibern besorgt wurde, teilen sie sich heute darin mit den Männern. Bemerkenswert ist, daß die Basuto die einzige Negerin vom Bantustamm ist, die auch das Melken der Kühe besorgt. Allenthalben ist sogar der Pflug eingeführt, und manches Basutomädchen schlägt die Ehe mit einem Manne aus, der keinen Pflug besitzt. Canon Widdicombe erzählt uns von dem Fleiß dieser Frauen:

„Kurz nach Tagesanbruch verläßt die Basutofrau ihre Hütte, auf ihrem Rücken ihren Säugling und auf dem Haupt einen weiten flachen Korb. Brav und geduldig wandert sie ihren Weg, bis sie ihr Kornfeld erreicht, das vielleicht vier oder fünf, ja sogar sieben oder acht Meilen entfernt liegen mag ... Sie wird sich kaum einen Augenblick der Rast gönnen, bis die langen wagerechten Strahlen der niedergehenden Sonne sie zur Heimkehr mahnen. Dann füllt sie ihren Korb bis zum Rande mit Maiskolben oder Kafferhirse, und indem sie mit dem Kleinen, das sie bei der Arbeit stets auf dem Rücken getragen hat, in den zärtlichsten Kinderlauten plaudert, eilt sie nun heimwärts. Hier wieder angekommen, wird sie sofort die Bereitung der Mahlzeit vornehmen, nachdem sie selbst des Morgens nur ein paar Schluck eines

leichten Bieres („leting") und tagsüber ein oder zwei Mundvoll Haferbrei („bogobe") genossen hat."

Die Frauen üben den Brauch, ihre Brüste lange schon vor der Niederkunft in die Länge zu ziehen, um sie später den Säuglingen über den Rücken oder durch die Arme reichen zu können. Ferner haben sie die häßliche Gewohnheit mit der Hottentottin (s. diese) gemein, ihre labia minora und die Klitoris durch Anhängen von Gewichten zu verlängern.

Endemann berichtet, daß die jungen Mädchen der Basutos dem „Pollo" unterworfen werden:

„Sie ziehen in Begleitung einer Aufseherin nach einer Stelle am Wasser, die tief genug ist, um untertauchen zu können. Dort müssen sie einen in das Wasser geworfenen Armring herausholen. Des Tags über treiben sie sich im Felde herum, um für den weiblichen Beruf geschult zu werden, daneben zu tanzen und zu singen. Aber nachts brauchen sie nicht im Felde zu bleiben; doch leben sie abgesondert. Sie schmieren sich mit Asche ein. In dieser Zeit ist das Weibervolk wie unsinnig; sie verkleiden sich und treiben viel Mutwillen. Die Mädchen des Pollo müssen bestimmte Waschungen vornehmen. Zu Ende des Pollo gibt es ein Fest, zu dem die zuletzt beschnittenen Knaben eingeladen werden; da gibt es Schmaus, Tanz und Unzucht." Die Zuchtlosigkeit unter den Basutomädchen ist überhaupt so groß, daß man an allgemeine Prostitution glauben möchte.

B. W. Caney, Durban phot.

Abb. 436. Verheiratete Zulu.

Abb. 437. Kaffernmädchen.

Abb. 438. Kaffernmädchen.

Die Makololo nördlich vom Zambesi sind wieder ein Basutozweig. Ihre Farbe ist lebhaft hellbraun; die Frauen werden als intelligent und schnell von Begriffen geschildert. Sie tragen ein sauberes, kurzes Röckchen, einen Mantel und viele Schmucksachen. Sie sind gut gestellt; Mägde stehen ihnen bei ihrer Arbeit zur Seite.

Verwandte Stämme sind ferner die Matabele und Maschona, die sich selbst Makalanga nennen. Den vorigen ähnlich im Äußern, gleichen sich auch ihre Sitten; doch haßt hier ein Stamm den anderen. Von der Polygamie wird nur bescheidener Gebrauch gemacht. Die Witwe bleibt als Gebieterin im Hause, darf aber wieder heiraten.

Zu der Bantugruppe gehören ferner die Makua, die Manganja, die Baniai, die Marutse-Mabunda u. a.

Die Weiber der an der Mozambiqueküste lebenden Makua sind leicht tätowiert; sie tragen in der Oberlippe eine aus einer Muschel gefertigte Scheibe, einen Streifen aus Zeug oder ein Fell um die Hüften, an dem Lappen bis zu 1 Fuß Länge hängen; außerdem schmücken sie sich mit Perlenkränzen und Ringen. Sie sind gut gebaut, den Kaffernfrauen nicht unähnlich.

Die Weiber von Manganja sind ihnen stammverwandt. Um eine Manganja zu heiraten, hat der Freiersmann nur ein Huhn an die Eltern der Begehrten zu zahlen. Daraus darf man aber nicht auf den Unwert der Frau schließen; im Gegenteil, wenn das Weib tüchtig zu raisonnieren versteht, kann es

B. W. Caney, Durban phot.

Abb. 439. Zulufrauen mit ihren Säuglingen.

Abb. 440. Kafferin vom M'Kosastamme.
Man beachte die Ziernarben auf dem Leibe.

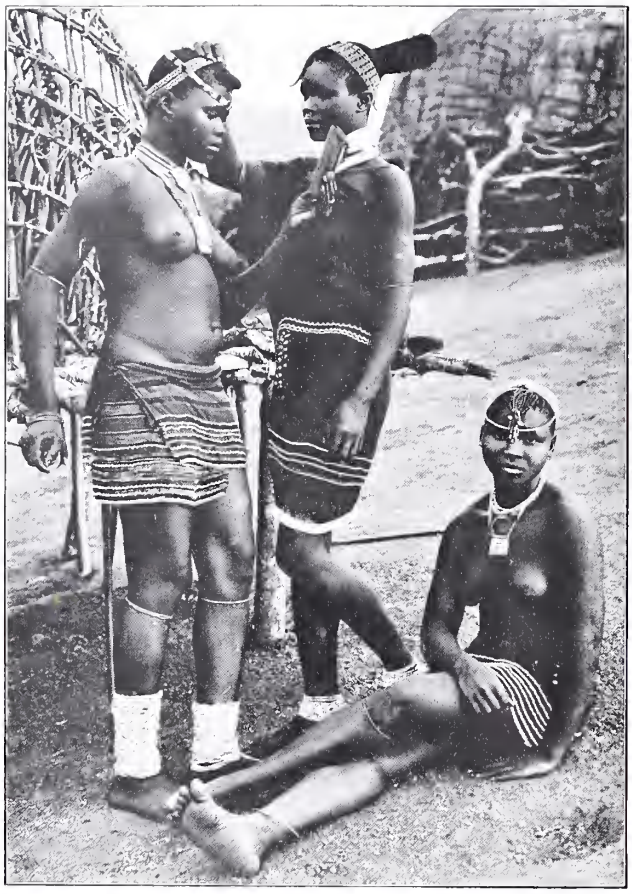


Abb. 441. Zulumädchen.
Vorbereitungen zur Hochzeit.

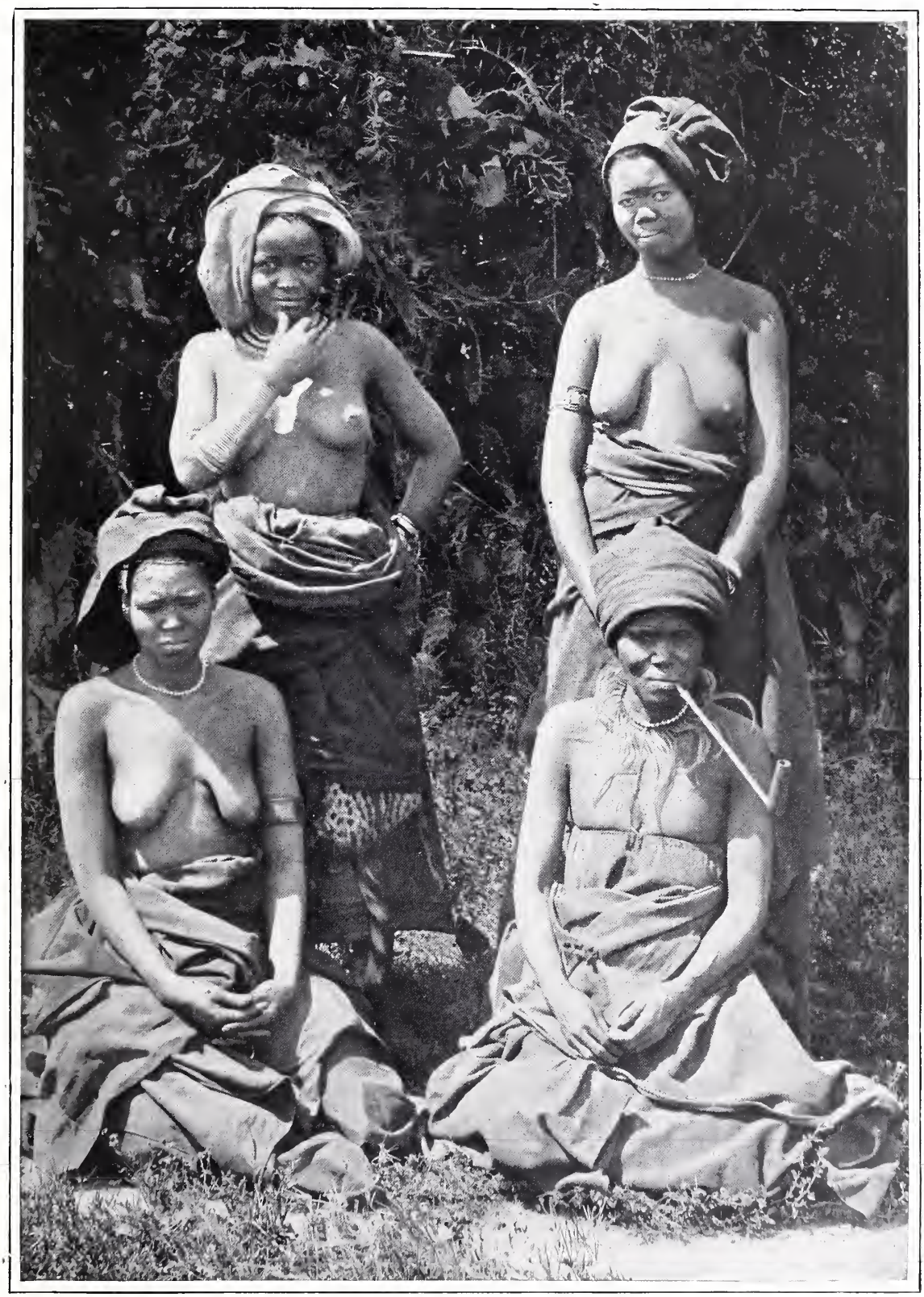
von seinem Volk zum Häuptling ausgerufen werden.

Die am Sambesi wohnenden Baniai sind ein hervorragend schöner Menschenschlag. Ihre dunkle Haut ist öfters milchkaffeefarbig, was als vornehm gilt. Nach Livingstone sind bei ihnen die Männer vollständig den Wünschen der Weiber unterworfen. Es herrscht also eine Art Gynäkokratie. Paßt das Joch dem Manne nicht, so steht es ihm frei zu gehen; doch bleiben dann die Kinder bei der Mutter. Die hellbraunen, schönen, kräftigen Baniaifrauen versorgen ihre Männer mit Nahrung und ihrem ganzen Lebensunterhalt. Sie sind sehr bedacht auf ihren guten Ruf. Wird irgendein Verdacht ausgesprochen, so unterwerfen sie sich einer Art Gottesurteil. Ein Getränk wird gebraut, das sie trinken müssen; diejenigen, die es wieder ausbrechen, gelten als unschuldig, wer es aber verdaut, wird zum Feuertode verurteilt.

Unter den am oberen Sambesi lebenden Marutse-Mabunda erfreut sich die Polygamie der höchsten Blüte. Daß ein glücklicher Angehöriger dieses Stammes 60—70 Frauen hat, ist nicht selten. Wir können daraus auf eine große Mehrheit der übrigens sehr eitlen Frauen schließen. Sie lieben es, sich mit allerlei Kleidungsplunder zu behängen.

Die Yao sind ein Volksstamm, der östlich von Schire, einem Nebenflusse des Sambesi, lebt. Die Frauen haben öfters zwei Reihen schmaler Ziernarben an den Schläfen. Es heißt, daß bei diesem Stamm nicht der Mann um die Hand der Schönen anhält,

Abb. 442. Kaffernmädchen.



Ravenscroft phot.

Abb. 443. Frauen der M'Kosa oder Roten Kaffern von King Williams Town (Kapland). Sogenannt nach der roten Farbe, mit der sie ihren Körper beschmieren.

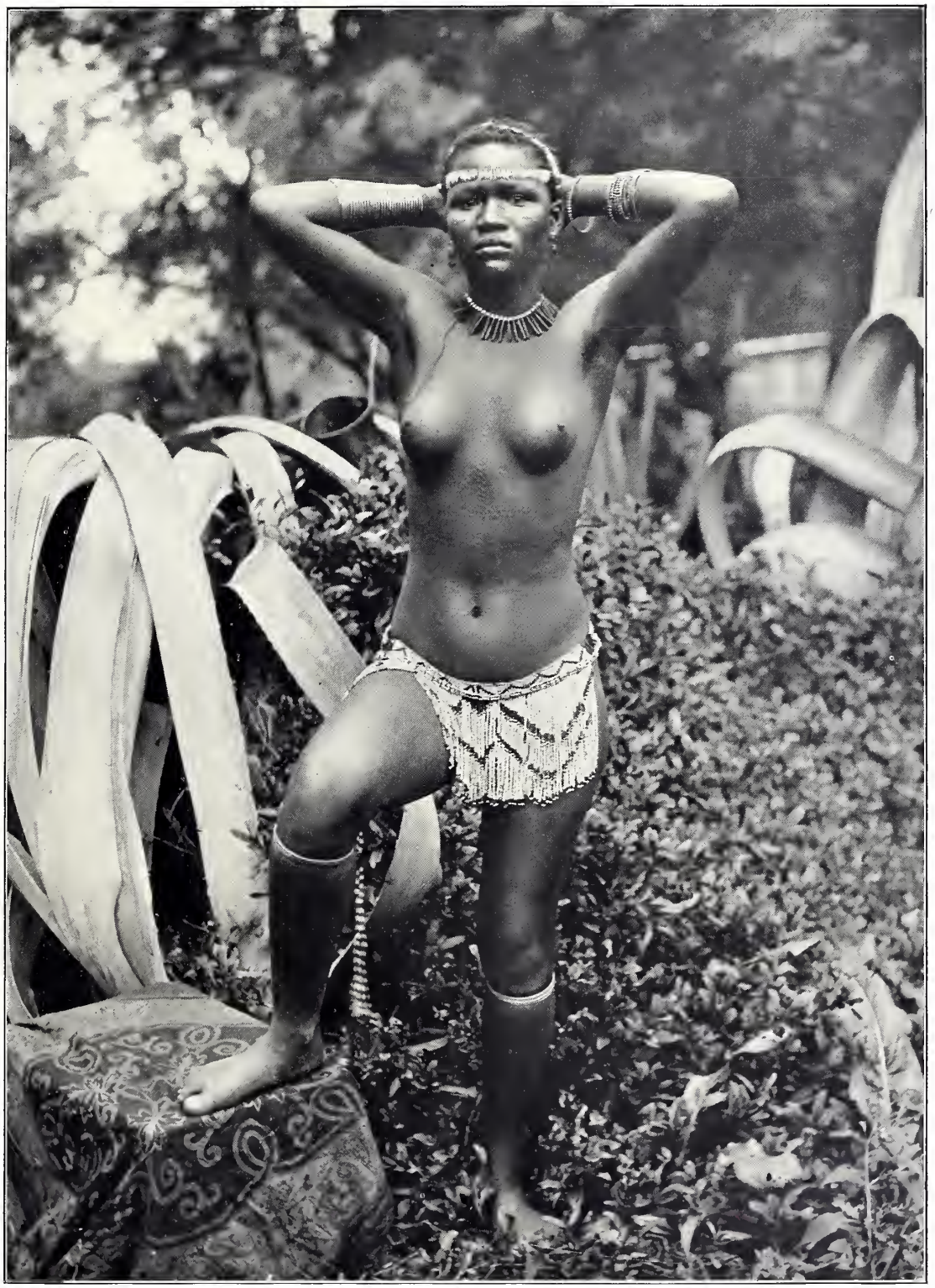
Abb. 444. Zulu aus dem Innern von Natal.

W. W. Caney, Durban phot.

sondern daß das Weib „die Hand des Starken" begehrt. An ferne malaiſche Sitten erinnern Spuren des Mutterrechts und totemiſtiſche Gebräuche; ſo zieht z. B. der junge Ehegatte in das Dorf ſeiner Schwiegereltern, wo er Gartenarbeiten für dieſe beſorgt.

Die Dſchagga leben im Kilima-Ndjarogebirge. Ihre Frauen werden durchſchnittlich 1,545 m hoch. Die Farbe ihrer Haut iſt braun in allen Schattierungen; die der Haare variiert zwiſchen braun und ſchwarz. Das Haar erſcheint als eine verfilzte Perücke von ſpiralartig gewundenen Einzelhaaren. Das Geſicht iſt breit, niedrig und eckig. Die Augen liegen horizontal, ſind aber eng geſchlitzt. Die kurze Naſe iſt an der Wurzel und an den Flügeln ſehr breit. Sie iſt außerdem ſo flach, daß bisweilen überhaupt kein Naſenrücken erſcheint. Die Lippen ſind die typiſchen wulſtigen des Negerſtammes. In dem ſehr breiten Munde

Abb. 445. Hochzeitsvorbereitungen: Junge Kafferinnen bei der Friſeuſe.



M'Kosa Kafferin.

Abb. 446. Weibliche Typen der Betchuanakaffern in der Oranjeflußkolonie.

B. W. Caney, Durban phot.

Abb. 447. Jugendliche Zulu.

Abb. 448. Mweleweiber aus Kamerun.
Die Mwele sind ein mit den Mackua verwandter Bantustamm.

stehen große und kräftige Zähne. Die Brüste haben, wie in Afrika so häufig, eine birnenförmige Gestalt. Den Händen fehlt die schlanke, feine Form anderer Afrikanerinnen. Der Bauch steht weit vor. Der Gang ist wenig schön. Auch bei ihnen wird eine Beschneidung der labia minora und der Klitoris ausgeführt.

A. Widemann, der dieses Volk in Petermanns Mitteilungen ausführlich beschreibt, erzählt, daß die Dschagga in Polygamie leben, und daß für die Männer eine möglichst große Anzahl von Weibern als der Ausdruck des Reichtums und der Würde gilt. Arme Dschaggas pflegen nur ein Weib zu haben. Gewöhnlich knüpft der Jüngling ein zartes Verhältnis an, ehe er um die Hand der Begehrten richtig anhält. Auf Keuschheit seiner Dulzinea legt er kein Gewicht. Er fragt dann pflichtschuldig den Häuptling um Erlaubnis, zahlt eine Anzahl Vieh und führt die schwarze Schöne heim. Natürlich hat der Gebieter des Stammes die meisten Frauen: er hat sogar das Recht, jederzeit Mädchen und Frauen außerehelich zu begehren. Ehebruch ist an

der Tagesordnung. Die Scheidung wird ohne Umstände, jedoch nach Vereinbarung mit den Eltern der Frau getroffen. Es genügt als Grund, daß das Weib dumm oder faul ist.

Die Ehe wird nach exogamen Grundsätzen geschlossen. Die verschiedenen Frauen eines Gatten rangieren in der Reihenfolge, wie er sie geheiratet. Zu Anfang wird die junge Frau gemästet, bald aber muß sie das kleine Gehöft, das ihr Mann ihr angewiesen hat, besorgen und fleißig arbeiten.

Die Dschaggafrauen sind bescheiden, fleißig und von liebenswürdigem und gefälligem Wesen. Auf politische Angelegenheiten und die öffentliche Tätigkeit ihrer Männer üben sie keinerlei Einfluß aus. Nur die älteste Häuptlingsfrau und diejenigen Frauen, die einen Sohn geboren haben, genießen auch öffentliche Rechte und werden selbst vom Häuptling, der ihren Beschlüssen nicht leicht widerspricht, respektiert.

Die Frauen arbeiten nur in ihrer Häuslichkeit in dem erwähnten Gehöft. Alte Jungfern können unter ihnen nicht vorkommen, denn selbst die Zurückgewiesene findet immer noch ihren Liebhaber. Von ihren Männern erdulden die Dschaggafrauen keine unwürdige Behandlung. Das Familienleben ist trotz der polygamischen Verhältnisse im allgemeinen gut. Der Gatte macht seinen Weibern öfters Geschenke, um ihre, gleichzeitig aber auch seine eigene Eitelkeit zu befriedigen.

Witwen, welche einen Sohn geboren haben, dürfen nicht wieder heiraten, ergeben sich daher oft der Prostitution. Kindesmord findet häufig statt; ohne Umstände werden mißgestaltete Kinder, ebenso Albinos umgebracht.

Von den Frauen der Wateita, die, im Kilimandjarogebirge wohnend, zu den nördlichsten Bantuvölkern gehören, erzählt uns Thomson: „Ihr Gliederbau ist

B. W. Canen, Durban phot.

Abb. 449. Eine Versammlung von Zulufrauen und Mädchen.

mäſſig und groß; dabei ſind ſie flink wie Schlangen. Der Geſichtsausdruck iſt durchaus angenehm, der Blick ihrer Augen und das Lächeln ihrer Lippen lieblich und kokett.

B. W. Caney, Durban phot.

Abb. 450. Junge Zulumädchen.

Leider gehen im ſpäteren Alter ihre Reize verloren. Ihr Stolz iſt eine ganz mit Perlen beſetzte Lendenſchürze."

Zu den ſüdweſtlichen Bantuſtämmen gehören ferner die Ova-Herero oder Damara, kurzweg Herero genannt.

Die Hererofrau.

Die Herero ſind ſchwarzfarbige Menſchen von einer bald rötlichen, bald bräunlichen Untertönung. Die Hererofrau iſt ſchlank, aber bar jeder eleganten Form, groß, von ſtatuenhafter Wirkung, jedoch kleiner als die ſehr hochgewachſenen Männer des Stammes. Ungeachtet ihrer Schlankheit zeigt ihr Körper überall genügend Fleiſchfülle. Die Züge des jugendlichen Hereromädchens ſind zwar nicht eigentlich negerhaft, aber im beſten Falle nur erträglich angenehm, wogegen alte Weiber oft abſtoßend wirken. Ihre phyſiſchen Kräfte ſind ziemlich gering.

Frauen ſowohl wie Mädchen raſieren ihre Köpfe bis auf einen kleinen Schopf, an dem ſie Schnürchen mit ſchlechten Metallperlen und anderem geringwertigem Schmuckwerk befeſtigen. Im übrigen iſt ihr Koſtüm ein komplizierter Plunder. Junge Mädchen tragen oft nur einen Gürtel, von dem dreißig bis vierzig perlenbeſetzte Lederlappen herabhängen, während verheiratete Weiber ſich mit Häuten behängen. Bezeichnend für das Hererowcib iſt der ſehr merkwürdige Kopfſchmuck, eine Art Mitra aus Häuten, die ſie vom Tage ihrer Hochzeit an trägt. Vom Bilde wird der Leſer dieſen Kopfſchmuck beſſer kennen lernen als es durch eine Beſchreibung geſchehen könnte.

Ein eigentümlicher Brauch der Herero iſt das heilige Feuer, das ſtets auf einem Altar innerhalb des Kraals, vor der Hütte der Großfrau (ſ. weiter unten) erhalten werden muß. Die Veſtalin, die das beſorgt, iſt die älteſte unverheiratete Tochter des Häuptlings. Des Abends trägt ſie Teile dieſes Feuers in die Hütte ihrer Mutter und erhält ſie die Nacht hindurch glimmend. Niemand darf von dieſem Feuer ein anderes entzünden. Es wird fortgetragen, wenn der Kraal abgebrochen und auf einem

W. W. Caney, Durban, phot.

Abb. 451. Zuluschönheit.
Tochter eines Häuptlings.

Mit Erlaubnis der British South Africa Company.

Abb. 452. Maschonafrauen.

Ihre Tracht besteht aus einem kurzen Lederröckchen mit Perlenschnüren und Messinggurten. Die Scheiben, die sie auf der Brust tragen, bestehen aus Muschelstücken oder Straußeierschalen.

anderen Weideplatz wieder errichtet wird. Sollte es einmal ausgehen, so kann es nur durch Aneinanderreiben heiliger Hölzer wieder entzündet werden.

In der Reifezeit werden den Mädchen die zwei unteren Schneidezähne ausgezogen und die darüberliegenden zu einer umgekehrten römischen V gefeilt. Bald wird die „efundula"-Zeremonie geübt: ein großer Tanz wird vor der Hütte des Häuptlings abgehalten, zu dem sich alle reifen jungen Mädchen in Begleitung ihrer Mütter versammeln. Die jungen Männer treten hinzu und treffen zweifellos ihre Auswahl, dürfen die Begehrten aber noch nicht heimführen. Nach dem Tanz werden die Mädchen mit Asche eingerieben; man gibt ihnen eine eigene Kopfbedeckung und lange Wanderstäbe in die Hand. Nun ziehen sie singend von Kraal zu Kraal einen Monat lang über das ganze Land. Nach dieser Zeit erst gelten sie als heiratsfähig.

Bei den Hereros ist Polygamie wohl die begehrteste Form der Ehe. Wo sich die Einehe vorfindet, ist sicher Armut deren Ursache. Unter den Frauen eines Gatten ist immer *eine* die angesehenste. Sie wird die „Großfrau" genannt. Die Hereromädchen heiraten zuweilen vom zwölften Jahre ab, doch gewöhnlich wird die Heirat bis zum fünfzehnten Jahr oder noch länger hinausgeschoben.

Die Geburt von Zwillingen, die von so vielen primitiven Völkern als ein Unglück angesehen wird, begrüßt der Herero mit Freuden, wie sich die Eltern überhaupt

durch jede neue Geburt beglückt fühlen. Die Kinder werden gesäugt, bis sie selbständig laufen können. In der Entwöhnungszeit geschieht es nicht selten, daß den Kleinen eine Ziege als Amme gegeben wird.

Außer den genannten Eheformen findet sich noch Polyandrie und eine Art Tribadie unter Frauen, vermutlich mit Wissen und Willen ihrer Angehörigen. Polyandrie und Tribadie werden Omapanga genannt.

Daß wir von solchen Zuständen auf eine unsittliche Veranlagung des Volkes, bei Männern wie Frauen, schließen können, ist zweifellos. Dennoch ist das Hereroweib geachtet bei seinem Stamme.

Den Hereros verwandt sind die nördlich von ihnen wohnenden Ovambo, denen sich die deutsche Zivilisation noch fast gar nicht hat nähern können. Ihre nicht übel gebauten Frauen bewegen sich nahezu in einer Evanacktheit.

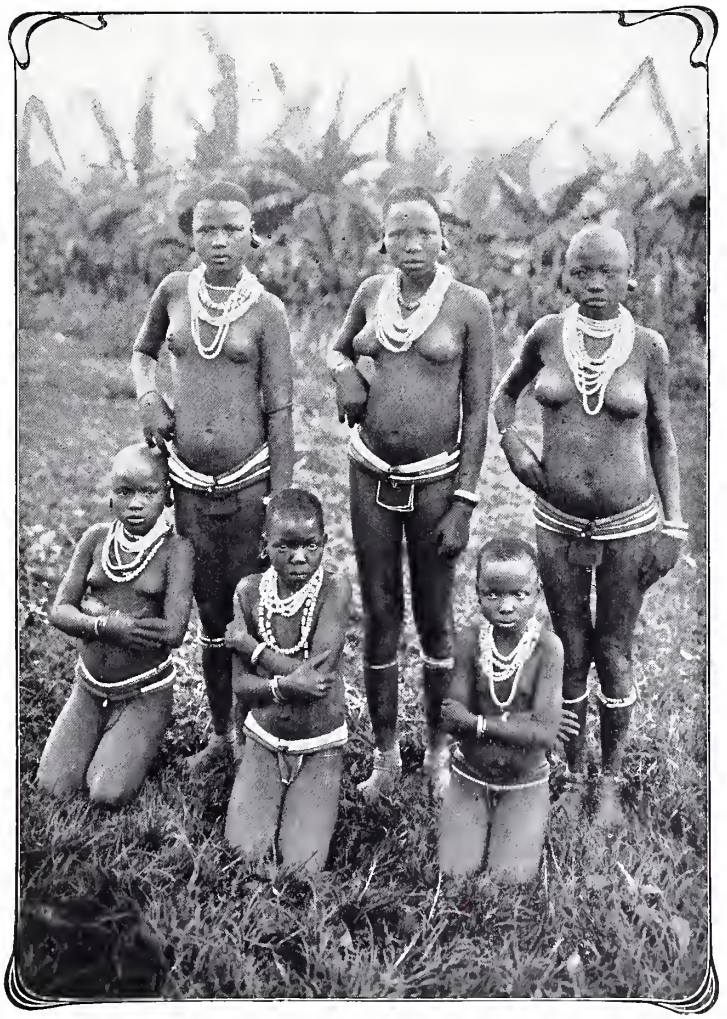
Wir gehen nun zu einigen Stämmen über, die sich in keine der vorgenannten Gruppen einreihen lassen. Es sind dies die

Hottentotten und deren Verwandte,

die Buschmänner, die Nama u. a., die wie ein Keil innerhalb der Bantuvölker eingetrieben sitzen.

Die Hottentottin.

Die Hautfarbe der Hottentottin ist fahlgelb. Barrow kennzeichnet diese Haut vielleicht am schärfsten, indem er sie mit dem Aussehen eines vertrockneten Blattes vergleicht; sie ist trocken, welk, und wirft sich in zahlreiche, unschöne Falten. Die Durchschnittshöhe der Hottentottin beträgt etwa 1,440 bis 1,450 m. Das Haar ist schwarz, dicht, kraus und stark verfilzt. Es zeigt eine besondere Neigung zu Gruppenbildungen. Wenn kurz gehalten, gleicht es etwa einer harten Schuhbürste. Der Kopf erscheint als ein gedrückter Langschädel mit schmaler, kleiner Stirn. Aus dem platten Gesicht stehen nur die hohen Backenknochen hervor und bilden mit dem spitz zulaufenden Kinn fast ein Dreieck. Die Augen sind klein, weit voneinandergerückt, und liegen gleichsam in tiefen Höhlen verborgen. Öfters stehen sie



Museum für Völkerkunde, Leipzig.

Abb. 453.
Perlengeschmückte Dschaggamädchen aus Deutsch-Ostafrika.

Abb. 454. Zuluhalbblut.
(Der Vater war ein Europäer.)

schief, mit nach innen gesenkter Lidspalte. Die Nase springt wenig hervor; sie erscheint an der Wurzel wie breitgeschlagen. Die Nüstern sind groß. In dem unschönen Munde mit ziemlich aufgeworfenen Lippen stehen kleine und ebenmäßige Zähne. Die Extremitäten des ganz unbehaarten Körpers sind dürr und mager. Nach Fritsch zeigt das entwickelte Weib vollere Formen, Hals und Nacken sind ebenmäßig, die Arme sind schlank, doch angenehm gerundet und im Verein mit den zierlichen Händen häufig genug von unbestreitbarer Schönheit. Der Busen ist verhältnismäßig klein und zugespitzt; indessen finden sich hier und da auch recht volle Brüste. Die ganze Person ist ein Muster von Häßlichkeit, obschon immer noch angenehmer wirkend als die Vogelscheuchengestalt der Männer. Zum Überfluß der Häßlichkeit zeichnet sich die Hottentottin noch durch zwei Monstrositäten aus, die man, wenigstens in diesem Maße, noch bei keinem anderen Volke des Menschengeschlechts entdeckt hat. Die erste ist der Fettsteiß, die zweite die Hottentottenschürze.

Der Fettsteiß, wissenschaftlich Steatopygie genannt, ist im Grunde nur eine vergrößerte Gesäßform. Sie nimmt, öfters ein wenig spitz zulaufend, zuweilen den dreifachen Umfang eines normalen Gesäßes an. Es handelt sich bei dieser ungewöhnlichen Bildung um locker aufeinanderliegende Fettschichten; bei jedem Schritt gerät dieser Steiß in zitternde Bewegung. Sonderbar, bei den Hottentotten gilt der Fettsteiß des Weibes (er findet sich übrigens nur bei den Weibern) als Zierde und wird durch Zuchtwahl gefördert!

Die Hottentottenschürze ist am Ende eine noch größere Widerlichkeit. Hier handelt es sich um eine künstlich um mehrere Zoll bewirkte Verlängerung der inneren Schamlippen. Ja, es wird von einer Länge von 6—8 Zoll erzählt, so daß der Eindruck einer herabhängenden Schürze noch verstärkt wird. Daneben findet sich noch häufig eine ebenfalls künstlich bewirkte Verlängerung der Klitoris. Auch

Abb. 455. Hererofrau in alter Tracht.

Zulukafferin.

dieſe abnormen Bildungen ſollen allmählich die Fähigkeit der Vererbung erworben haben. Nach Fritſch, Hahn und anderen Kennern ſind die Maſturbationen, denen ſich das weibliche Hottentottenvolk ganz offen hingibt, auf Rechnung dieſer Monſtroſitäten zu ſetzen.

Die Hottentottin gilt als ſehr gutmütig, ziemlich intelligent und ſehr heiter. Stets iſt ſie geneigt, ſelbſt wenig angenehme Lagen in Zufriedenheit und Frohſinn zu ertragen.

Der Eintritt der Pubertät wird feſtlich gefeiert. Die Eheverhältniſſe des Hottentottenvolkes ſind die der Monogamie. Das Weib heiratet mit dreizehn Jahren. Zwei Jahre lang müſſen die jungen Eheleute, die Herzensneigung zuſammengeführt hat, im Heim der Eltern wohnen. Die Stellung der Gattin iſt eine gute; nichtsdeſtoweniger müſſen die Frauen für ſich ſpeiſen und ſich mit den ſchmalen Biſſen begnügen, die ihnen ihre Männer übrig zu laſſen belieben. Andere Reiſende berichten dagegen, daß die Hottentottin, obſchon ſie den Außenſtehenden als eine Sklavin erſcheint, doch unumſchränkte Gebieterin im eigenen Hauſe iſt; ihr Gatte würde es nicht wagen, ohne ihre Erlaubnis einen Biſſen zu ſich zu nehmen.

Abb. 456. Hereromädchen.

Mit Genehmigung der Barmer Miſſion.

Abb. 457. Eine Hererofrau in der früheren einheimiſchen Tracht.

Die Nama (Namaqua) ſind ein den Hottentotten verwandtes, ziemlich ſchwächliches Völkchen, das hauptſächlich von der Viehzucht auf Wanderungen lebt. Die etwas beſſer ſituierten, in der Nähe europäiſcher Anſiedlungen lebenden Nama gehen heute meiſt in halbwegs europäiſche Tracht gekleidet.

Die Beſchäftigung der Frauen beſteht außer ihren häuslichen Arbeiten und der Obhut ihrer Kinder in der Herſtellung von Binſenmatten, die zum Belegen der Wände ihres Hauſes dienen, ſowie im Zuſammennähen von Häuten zu einer Art von Säcken, die ſie für eigenen Gebrauch verwenden oder auch im Handel abgeben.

Die Namafrau iſt fahlgelb und von ziemlich kleiner Geſtalt. Charakteriſtiſch iſt ihre Stulpnaſe. Die Augen liegen hori-

Abb. 458. Ovambofrauen vor ihrem Kraal.

zontal, erscheinen aber schief durch Blinzeln. Diese Eigentümlichkeit dürfte sich übrigens bei allen Faltenhautstämmen finden.

Wenn ein Nama heiraten will, erwartet man, daß er oder seine Angehörigen ein paar Kühe für das Festmahl abschlachten. Das Mädchen hingegen bringt nicht nur eine kleine Viehherde, sondern auch ihre transportierbare Hütte als Ausstattung mit in die Ehe. Zu der Heiratszeremonie gehört eine Ansprache des Häuptlings, in der er den jungen Gatten

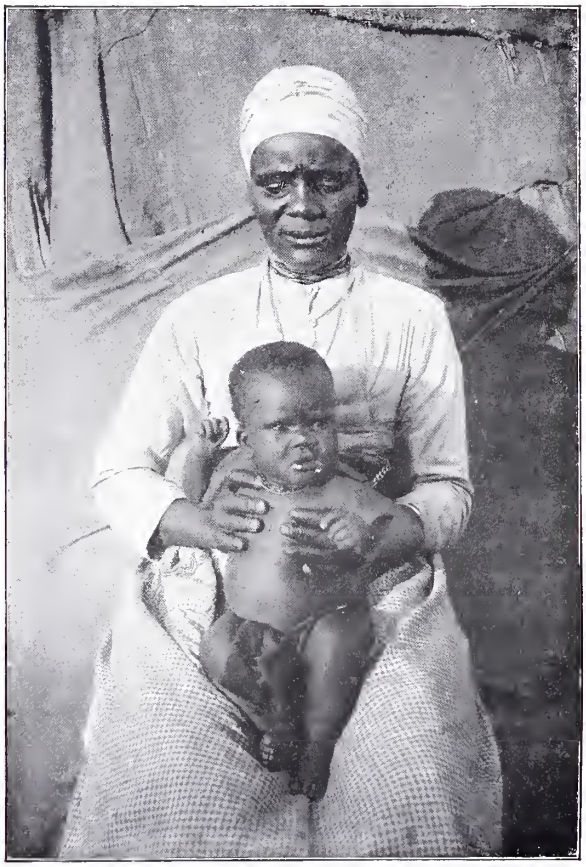


Abb. 459. Eine Hereromutter mit ihrem Kinde.

ermahnt, gut für sein Weib zu sorgen, sie niemals zu schlagen, wenn sie einmal nicht gehorcht, und wenn Ermahnungen nicht fruchten, sie den Eltern zurückzuschicken. Meistens sind aber diese Ermahnungen in den Wind gesprochen.

Fritsch berichtet uns von der wunderbaren Zungengeläufigkeit der Namafrau und dem ebenso erstaunlichen Reichtum an Schimpfworten, mit denen sie ihren Herrn und Gebieter traktiert, wogegen dieser seiner besseren Hälfte „schlagende" Beweise seiner gegen-

teiligen Ansicht liefert. Indessen — nach kurzer Zeit ist das häusliche Glück wieder hergestellt und beide scherzen miteinander wie die zärtlichsten Liebesleute. Die Stellung der Namafrau ist eine ziemlich gute; in ihrer Hausarbeit wird sie von Knechten und Mägden unterstützt, die sie nicht selten mit großer Härte behandelt.

Abb. 460. Ovambofrauen.
Das Haar ist durch Grasgeflecht künstlich verlängert.

Theph. Hahn erzählt, daß die Namahottentotten das mannbare Mädchen mit einem reich geschmückten Karoß bekleiden, der sie gleichsam als heiratsfähig bezeichnet, denn bis dahin ging es in früheren Zeiten völlig nackt einher. Nach dieser Einkleidung sitzt es drei Tage lang dem Eingange der Hütte gegenüber an der Seite, wo sich das Hausgerät befindet, in einem von fußhohen Stäben eingeschlossenen $2^1/_2$—3 Fuß im Durchmesser weiten Kreise, mit türkenmäßig untergeschlagenen Beinen, den Mund, zum Zeichen ihres Hochgefühls und Stolzes fischmaulartig vorgestreckt und zuweilen mit ihrem Kopfe herausfordernd nickend. Am dritten Tage wird eine fette Ferse geschlachtet. Der nächste Anverwandte, gewöhnlich ihr ältester Vetter, erscheint mit der Nachbarschaft zur Gratulation und zum Schmaus. Indem er ihr das Magenfell des Rindes über den Kopf hängt, wünscht er ihr so fruchtbar zu sein wie eine junge Kuh. Dann kommen ihre Freunde und Freundinnen mit ähnlichen Glückwünschen, worauf der Festschmaus mit Tanz und Gesang beginnt und mit einem Zechgelage endigt.

Abb. 461. Ovambofrauen.

Ein Ruin des Hottentottenvolkes ist die Dacha, der wilde Hanf, der zusammen mit Tabak gemischt aus Pfeifen von beiden Geschlechtern geraucht wird. Die Verheerungen dieses Erregungsmittels sollen noch schlimmer als die des Opiums bei den Chinesen sein.

Den Hottentotten verwandt, vielleicht als ein Kümmervolk aufzufassen, sind die Buschmänner, die man wegen ihrer Kleinheit auch öfters zu den Zwergvölkern rechnet.

Die Buschmännin

ist von kleiner Figur, kaum größer als die Frauen der Zwergvölker, aber immerhin so groß wie ihre Männer, und auch deren körperlicher Kraft gewachsen. Ihre lederartige, noch mehr als bei der Hottentottin zur Faltenbildung neigende Haut ist rötlich nach kupferrot hin. Die Faltenbildung findet sich an dem ganzen sehr mageren Körper, so im Gesicht, am Bauch und an den Gelenken. Verglichen mit der Hottentottin erscheint sie schlanker und beweglicher. Bemerkenswert ist, daß ihr Körper keine übelriechende Dünstung ausstrahlt. Der unförmliche Kopf erscheint auf dem Scheitel zusammengedrückt und nach hinten verlängert. Das Haar ist wollig und fein verfilzt. Die Nase ist flach. Die untere Gesichtshälfte zeigt starken Prognathismus. Ihre kleinen unsteten Augen liegen in tiefen Höhlen. Die Ohren sind unförmig groß. Die Entwicklung der Brüste ist gering, wogegen sich häufig Männer mit starken Brüsten finden; nach Fritsch ist es vorgekommen, daß Männer die Säuglinge nach dem Tod der Mutter ernährten, wie mangelhaft es auch geschehen sein mag. Die ganze Physiognomie der Buschmännin erscheint affenartig.

Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 462. Eine Hottentottin reiferen Alters.

Auch die bei der Hottentottin erwähnte Fettsteißbildung und sogar die Schürze kommt bei der Buschmännin vor, obschon in geringerem Maße.

In Übereinstimmung mit der ganzen ärmlichen Lebensweise dieses ewig hungerleidenden Volkes ist die Stellung der Buschmännin eine niedrige. Ist die Familie auf der Wanderung begriffen, so schleppt sie die Vorräte und die Säuglinge obendrein auf ihrem armseligen Körper. An den Rastplätzen hat sie für Feuer, Wasser, Nahrung, kurz für alles zu sorgen, was nicht mit der Jagd, die den Männern allein obliegt, zusammenhängt. „Das schwache, alte, oder kranke Weib wird einfach zurückgelassen, eine Schale Wasser, ein paar Wurzeln, ein Stück Fleisch daneben; wilde Tiere werden wohl bald sein Schicksal vollenden." So erzählt Ratzel.

Der Körper der Buschmännin ist schmutzig. Das Gesicht beschmiert sie oft mit einer schwarzen Farbe. Die Kleidung besteht aus einem Stückchen Fell, das handgroß vorn herabhängt. Zuweilen trägt sie auch noch hinten ein Stück Springbockfell.

Polygamie ist bei diesem Volk gestattet. Der Buschmann erwirbt sein Weib zwar

durch Geschenke, aber Herzensneigung liegt stets seinem Eheentschluß zugrunde. Heiraten unter Blutsverwandten sind verboten. Die Frauen zeichnen sich durch hohe Sittlichkeit aus. Die Liebe zu den Kindern, welche lange gesäugt, daneben aber auch mit Wurzeln und Fleisch gefüttert werden, ist groß, ebenso aber auch die Anhänglichkeit aller Familienmitglieder zueinander.

Zu dem Buschmannstamm zählt man gewöhnlich auch die Bergdamara, für die sich eine genaue ethnologische Bestimmung nicht geben läßt. Bei ihren Hottentottennachbarn gelten sie gleich den Buschmännern als Parias. Sie sind mittelgroß. Ihre Gesichtsbildung erinnert an westafrikanische Neger. Die Mädchen verheiraten sich im achten bis zehnten Jahre. Die Familienverhältnisse werden als sehr zusammenhanglos geschildert.

Museum für Völkerkunde, Leipzig.

Abb. 463. Buschmannfrau mit charakteristischer hoher Stirn und kurzem Kraushaar. 30 Jahre alt.

Die Frauen der Zwergvölker.

Die früher für sagenhaft gehaltenen Zwergvölker des schwarzen Weltteils sind den Forschungsreisenden längst bekannt geworden, so besonders die M'kabba, ein den Buschmännern verwandtes Völkchen südlich vom Ngamisee, das in sittlicher Strenge nur die Ehe kennt. Die Frauen der M'kabba erreichen ein Durchschnittsmaß von nur 1,250 m

Ein anderes viel erwähntes Völkchen sind die Akka, auch Tikkitikki oder Wambutti genannt, die im Süden der Monbottu unweit des Äquators hausen. Es ist bisher vergeblich gewesen, die Akka in größere Gruppen einzureihen, doch scheinen sie ebenfalls den Buschmännern am nächsten zu stehen. Die Akkafrau erreicht etwa das gleiche Durchschnittsmaß wie die M'kabba. Ihre Hautfarbe ist hellgelblichrot, nach anderen Berichten mattkaffeebraun, etwa wie schwach gerösteter Kaffee. Das wollige Haupthaar ist schwach entwickelt. Die besonders um die Augenwinkel faltenreiche Haut gibt der Akka ein weinerliches, frühaltes Aussehen. Der Kopf mit kugeligem Schädel ist außer Verhältnis groß, die Stirn ist niedrig, die Nase platt, die Lippen sind dick, die Backenknochen treten

Abb. 464. Wambuttiweiber in Salambongo.

Abb. 465. Getauftes Namamädchen. (Von der rheinischen Mission.)

Augen waren prächtig, aber unverhältnismäßig groß für ein so kleines Geschöpf, fast so groß wie die einer Gazelle, heraustretend und lebhaft. Vollkommen nackt, schien das Fräulein nicht im geringsten verlegen zu sein; offenbar gewohnt, bewundert zu werden, war sie ganz entzückt von unserer Neugier."

Neuerdings hat man auch öfters von den Bequelle, auch Bagielle oder Bakuelle genannt, gehört, einem Jägervolk, das, laut den Angaben Hans Paschens, im südlichen Kamerun lebend, zu zwei bis drei Familien vereint, durch die entlegensten Urwaldgebiete streift, sich nur vorübergehend niederläßt und dann in niedrigen Blätterhütten wohnt, die nur notdürftig Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewähren. Während die Frauen in den Lagerplätzen zurückbleiben oder im Walde Beeren und Früchte sammeln, ziehen die Männer auf die Jagd. Inzwischen vollführen die Frauen auf einem nahen Hügel Beschwörungstänze, damit die Jagd gut ausfalle.

Die Haut der Bequelle ist ein schmutziges Graugelb, „schweinslederfarbig". Die Nase ist breit und flach, die weit hervor, die schnauzenartigen Kiefern sind stark prognath. Die Hände sind zierlich, dagegen die nach einwärts gerichteten Füße plump. Der Blick ist tierisch wild. Eigentümlich ist der weit aufgetriebene Bauch, während die Brust eingedrückt ist. Gleichzeitig erscheint auch das Rückgrat am unteren Teil stark eingedrückt, so daß die ganze Figur wie ein S gewunden erscheint. Der Gang der Akka hat etwas watschelndes. Die Ausdünstung des dichtbehaarten Körpers ist stark.

Stanley beschreibt uns eine Akkafrau als ein wenig reizvolles Geschöpf. Sie hatte boshafte kleine Augen, die an Affen erinnerten, überhängende Lippen, einen geschwollenen Leib, den Brustkorb eng und flach, hängende Schultern, lange Arme und sehr kurze Beine mit einwärts gebogenen Füßen. Dann sah er aber auch ein junges 17jähriges Mädchen von ganz hübscher Physiognomie und einer gewissen Grazie, deren Haut von der gelblichen Elfenbeinfarbe einer Quadronin war. „Die

Sir H. H. Johnston phot.

Abb. 466. Junges Pygmäenweib.

Abb. 467.
Baſtardmädchen.

Nüſtern ſind groß. Die Schulterblätter ſind häufig gekrümmt, der Hals iſt kurz und die Haltung geduckt. Ein ausgewachſenes Weib maß nur 1,320 m. Die Weiber der Bequelle werden von den ihnen befreundeten Mabea oft zu Frauen genommen und dieſen dann ebenbürtig geachtet.

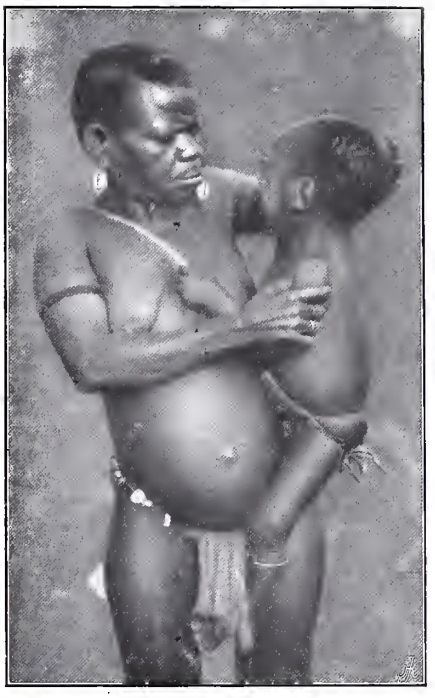


Abb. 468. Pygmäenweib mit Kind.
Aus dem Kongogebiet.

Dagegen würde eine Mabeafrau niemals einen Bequelle zum Mann nehmen.

Da die Bequelle den umwohnenden Mabea, Ngumba, Bakoko u. a., deren Häuptlingen ſie öfters Jagderzeugniſſe verſchaffen, im Wuchs und Körperbau ähneln, darf man ſie gleich den übrigen Zwergſtämmen wohl als ein Kümmervolk anſehen.

Wir verlaſſen nun das Feſtland von Afrika und betrachten die Frauen einer Anzahl von Volksſtämmen auf

Madagaskar,

die von jeher das Intereſſe der Ethnologen erregt haben.

Die Inſel Madagaskar, die an Umfang das Deutſche Reich übertrifft, wird in dem Hochplateau des Zentrums, das man Imerina nennt,

Abb. 469. Pygmäenfrau bei Salambongo.
(Urwaldzwerge.)

von den Hova, auch Anteimerina genannt, und den Betſileo bewohnt, an der Weſtküſte von den Sakalaven, den Bezanozano in den Urwäldern zwiſchen Imerina und der Oſtküſte, den Betſimiſaraka, Antaimoro u. a. an der Oſtküſte, den Mahafalz und Bara im Süden und den Antankarana im äußerſten Norden. Trotzdem dieſe Volksſtämme, wie wir alsbald ſehen werden, in ethniſcher Hinſicht zum Teil ganz verſchiedenartig zuſammengeſetzt ſind, haben ſich doch im Laufe der Zeit viele allen gemeinſame Gebräuche herausgebildet.

Bei allen iſt der Mann der Krieger, der Jäger, der Fiſcher, derjenige, der das Fachwerk des Hauſes errichtet, die Reisfelder aufbricht und für das Vieh ſorgt, während das Weib die neuerrichteten Häuſer mit Matten und anderem

Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 470. Junges Hovamädchen von Madagaskar.

Material bedeckt, für die Feuerung und die Küche sorgt, den aufschießenden Reis auf den Feldern pflegt und selbstverständlich um die Erziehung der Kinder bemüht ist.

Bemerkenswert ist, daß über ganz Madagaskar, vielleicht mit Ausnahme der Bezanozano, das Weib dem Manne gleichgestellt ist. In der Ehe findet sich seit Zeiten eine unserer modernsten Einrichtungen: die Gütertrennung der Ehegatten. Außer den eben erwähnten Bezanozano, bei denen sogar die „Heirat auf Probe" existiert, finden wir das Weib nur noch in einer erniedrigenden Stellung im Majunga-Distrikt und auf St. Marie, wo mohammedanischer Einfluß diesen Zustand bewirkt hat.

In Tananarivo, der Hauptstadt, auch in anderen größeren Plätzen wird jedenfalls in den besser gestellten Kreisen europäische Tracht bevorzugt, wogegen die bescheideneren Klassen noch immer an dem „simbo", einer Art an beiden Enden offenen Sackes, und an dem „akanjo", der den Oberkörper einhüllt, festhalten. Unsere Abbildungen veranschaulichen am besten, wie diese Tracht beschaffen ist.

Die bevorstehende Geburt eines neuen Erdenbürgers erfüllt mit Freude die Familie und ihren Anhang. Befreundete Frauen erscheinen und bringen der Wöchnerin Geldgeschenke „für die Feuerung", wie es heißt. Tatsächlich wird trotz der tropischen Hitze beständig ein Feuer erhalten, denn Wärme erleichtert nach

Abb. 471. Junge Bastardfrau.

Kaffermädchen vom Pondoſtamme.

den Anschauungen der Malegassen die Geburt. Bezeichnend ist auch, daß die Geburt eines Mädchens mit gleichem Jubel begrüßt wird wie die eines Knaben. Die Taufnamen der Kinder zeigen oft nur die Reihenfolge der Geburt an. So bedeutet „Rafaravavy" das zuletzt geborene Kind. Andere werden mit Tiernamen bezeichnet, z. B. Maus. Hat eine Frau Kinder, so wird sie meist nur die „Mutter von dem und dem" genannt, bis sie im höheren Alter den Respektstitel „Rainatoa" erhält.

Unter den malegassischen Volksstämmen am meisten bekannt geworden sind die Hovas, die als die Nachkommen eines in vorgeschichtlichen Zeiten aus Indonesien, vermutlich aus Sumatra, ausgewanderten Malaienstammes gelten.

Abb. 472. Eine Hova-(Antimerina)Frau.
Guter Typus der Haupteinwohner Madagaskars. Die malaiische Herkunft dieses Stammes ist unverkennbar.

A. P. Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 473. Ein Betsimisarakamädchen.
(Madagaskar.)

Die Hovafrau ist von olivengelber, zuweilen noch hellerer Hautfarbe als die Südeuropäer. Ihre Gestalt ist nicht hoch, aber doch wohlgebildet. Sie ermangelt durchaus nicht der Grazie und übertrifft auf alle Fälle die Männer ihres Stammes an Schönheit.

Der Kopf der Hova ist rundlich, das Gesicht länglichoval. Die Nase ist ein wenig dick und platt, die Lippen sind etwas wulstig. Am wirksamsten sind wohl ihre mandelförmig geschnittenen, kastanienbraunen Augen. Im übrigen ist ihr Körper harmonisch gebildet.

Das Haar ist schwarz, straff oder gelockt. Junge Mädchen lassen es frei herunterfallen, während verheiratete Frauen es mit Sorgfalt in Zöpfe flechten.

Über den Charakter der Hovas lauten die Berichte der Reisenden nicht wenig widersprechend. Die einen behaupten, sie hätten alle Laster, die

in der Menschheit seit Erschaffung der Welt zu finden seien, während andere sie hoch preisen und ihnen alle möglichen guten Eigenschaften und Fähigkeiten zuschreiben. Einer der besten Kenner, Grandidier, findet nur Tadel für die Herrscherfamilien,

Abb. 474. Betsileofrauen von Madagaskar.

die in Madagaskar stets die Nachkommen eines fremden Stammes sind, und behauptet, daß alle schlechten Eigenschaften des Volkes auf die jahrhundertelange Unterdrückung durch seine Fürsten zurückzuführen sind.

Im allgemeinen ist die Hova in ihrem Wesen behend und lebhaft, jedoch eher zäh als stark.

Trägheit, Unzuverlässigkeit und manche andere unschönen Eigenschaften sind ihr oft vorgeworfen worden, am meisten wohl ihre Immoral. Die Eltern finden es durchaus nicht schimpflich, wenn ihr Töchterchen frühzeitig Umgang mit jugendlichen Gefährten des anderen Geschlechts pflegt; sie sind sogar vergnügt, wenn die junge Dame von Zeit zu Zeit für einen Zuwachs der Familie sorgt. Die kleinen Geschöpfe, die ihr hier und da aus dem Schoß fallen, schaden keinesfalls ihrem Rufe. Im Gegenteil, der Beweis ihrer Fruchtbarkeit sichert ihr einen legitimen Lebensgefährten.

Längst ist Polygamie in Madagaskar gesetzlich verboten, aber die sinnesfreudigen Hovas haben doch den Ausweg zu finden verstanden, der ihrer natürlichen Anlage zur Liebe im Plural zu Hilfe kommt. Da ist zunächst allerdings die ebenbürtige, angetraute Gattin im eigenen, offiziellen Heim. Sie bewohnt es mit einer Anzahl lieber Freundinnen und Dienerinnen — die Zahl richtet sich nach dem Wohlstand — und selbstverständlich ist es, daß der Hausherr sich aller dieser weiblichen Wesen mit gleichem Wohlwollen annimmt. Sollte die Häuslichkeit aber zu klein oder das angetraute Eheweib mit den unhöflichen Eigenschaften der Eifersucht belastet

sein, so gibt es im Ort genug der Häuschen und Hütten, in denen der Hova alle die Freundinnen, denen er nicht entraten möchte, ansiedelt. Natürlich sind hiermit Zustände geschildert, die sich nur bemittelte Herren leisten können; der arme Hova, und arm ist hier wie überall die große Mehrheit des Volkes, wird sich ehrlich und brav mit einer Hova begnügen.

Die Ehe wird nach exogamen Grundsätzen geschlossen, und das Mutterrecht ist noch heute in Brauch. Beides erinnert wieder an die malaiische Herkunft dieses Stammes.

Vielleicht der bemerkenswerteste Umstand ist, daß die Hova nicht nur körperlich, wie schon erwähnt, sondern auch in geistiger Hinsicht ihre Männer weit in den Schatten stellt. So ist es auch zu verstehen, daß Frauen in diesem Lande stets eine politische Rolle gespielt haben.

Ein den Hovas verwandter Stamm sind die Betsileos. Ihre Frauen, denen Zartgefühl und Gutherzigkeit nachgesagt wird, sind von höherem Wuchse als die Hovas und haben die alte Sitte des Tätowierens, die bei jenen längst unterdrückt ist, noch bewahrt.

Ein anderer verwandter Stamm sind die Betsimisarakas. Auch bei ihnen kennzeichnet sich die malaiische Abstammung. Sie sind überaus gesellig, fröhlich, lieben Tanz und Gesang, und wetteifern in Beweisen von Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit gegen die Fremden.

Abb. 475. Betsimisarakafrau.
Die Vermischung von malaiischem und Bantublut ist deutlich erkennbar.

Abb. 476. Eine Sakalavin von Madagaskar.

Nicht verwandt und sozial feindlich stehen die Sakalaven den Hovastämmen gegenüber, ein Volk, das zweifellos aus einer Vermischung mit afrikanischen Stämmen entstanden ist. Die Sakalavin ist von tief schwarzbrauner Farbe. Das Haar ist wellig, nicht wollig wie bei den Negern. An diese erinnert aber wieder die große, flache Nase und der wulstige Mund. Weder im Bau ihres Körpers, noch in der Regsamkeit des Geistes kann sich die Sakalavin mit den Hovafrauen messen. Dafür ist sie aber stärker und ausdauernder. Die kräftig entwickelten Waden sind jedenfalls kein Erbteil der afrikanischen Rasse.

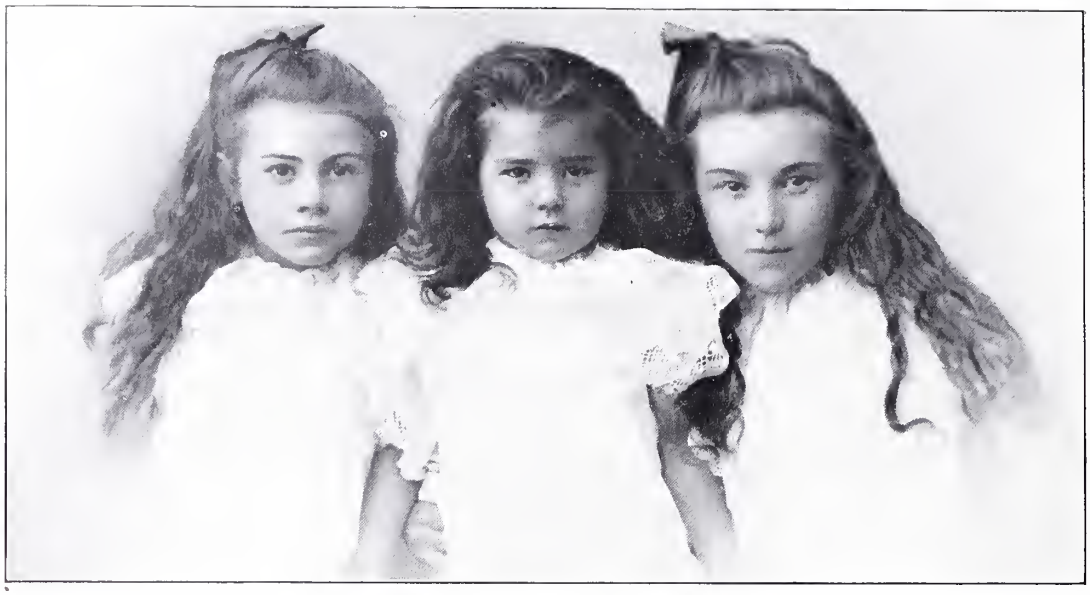


Abb. 477. Boerenkinder der Kapkolonie.
(Holländischer Typ.)

Die Sakalavinnen flechten Körbe, Matten, Tücher, Taschen usw. Sie lassen sich von ihren Männern tätowieren und haben in ihren Sitten noch manche Eigenschaften, die sie als ein mehr oder weniger barbarisches Volk kennzeichnen. Vignola führt in seinen Büchern ein recht bezeichnendes Wort der Sakalaven für Ehescheidung an: es heißt auf deutsch übersetzt — „Dank".

Die Frauen der Bastards.

Bastards nennt man in Südafrika die Mischlinge von Europäern oder Boeren mit Bantu- bzw. Hottentottenvölkern. Obschon die Ethnologie für die Vermischung von Afrikanern mit Europäern den Namen Mulatten (s. den Artikel „Die Mulattin" unter Amerika) festgelegt hat, mag hier die alte holländische Bezeichnung Bastard stehen bleiben. Wir finden die Bastards, die alle der kapholländischen Sprache mächtig sind, vornehmlich in Deutsch-Südwestafrika. Rehoboth ist ihr Hauptort.

Von den vielen guten Eigenschaften der Mulattin Amerikas, die unter Kulturvölkern aufgewachsen ist, hat sie keine oder wenige. Der Einfluß von Europäern ist auch noch zu gering gewesen, die Geringschätzung der Deutschen für diesen Volksstamm eine zu große.

Von häßlichem Äußeren, lichtbrauner Farbe, etwa wie die italienische Landbevölkerung, ist die Bastard von stattlicher und robuster Figur. Im ganzen erinnert sie mehr an ihre afrikanische Herkunft; auch die meisten ihrer Eigenschaften hat sie von der eingebornen Rasse, wie Hang zur Trägheit und zum Betteln und Unzuverlässigkeit. Kaum, daß Züge ihrer europäischen Väter, der Boeren, die wir ja auch nur als degenerierte Europäer ansehen können, an ihr zu bemerken sind. Allenfalls ist sie intelligenter als die Hottentottin.

Bayer, der viele liebliche junge Mädchen unter ihnen gesehen haben will, hält sie für weit besser als ihren Ruf.

Die christliche Bastard kleidet sich halbwegs europäisch und eignet sich eine wenn auch nur sehr primitive Bildung an.

Ihr Haar ist weniger kraus als bei den Negern, die Nase ist platt, die Wangen sind hohl. Die Stirn ist abgeplattet, die Backenknochen ragen hervor, die kleinen, dunkelbraunen oder graublauen Augen liegen tief, stehen aber gerade.

Infolge von Faulheit und Völlerei wird das Bastardweib oft fett.

Die Boerin.

Im Jahre 1652 gründete die Niederländisch-Ostindische Compagnie in der Tafelbay ihre erste Niederlassung auf afrikanischem Boden gewissermaßen als Station für den Seeweg nach Ostindien. Da es den jungen Kolonisten, die hier ein gütiges Klima und einen für Ackerbau- und Viehzuchtzwecke günstigen Boden gefunden hatten, gut ging, zogen sie bald neue Heimatsmüde an, denen im Jahre 1687 flüchtende französische Hugenotten sich anschlossen. Aus der Vermischung dieser letzteren, die zwar immer in der Minderzahl blieben, mit den holländischen Kolonisten ist das Boerenvolk (spr. Buren) entstanden, dessen Drang nach Unabhängigkeit, dessen jahrelanges Ringen nach Freiheit und dessen Geschick, besiegelt durch das so viel mächtigere Albion, die Sympathien Europas erregt hat.

Sind auch die holländischen und französischen Elemente längst ineinander verschmolzen, und ist auch von den Nachkommen der Hugenotten deren Sprache zugunsten der holländischen aufgegeben worden, so wiederholen sich doch beständig zwei durchaus verschiedene Typen, nämlich ein holländischer und ein französischer Boerentyp.

Die Boerin des holländischen Typs zeigt fast in völliger Übereinstimmung das Gepräge der holländischen Bauern des Mutterlandes. Wie bei diesen ist die Haut glanzlos und rein weiß, die Form des Gesichts zeigt eine gewisse Härte, die ganze Erscheinung ist plump und ziemlich unfein. Dementsprechend sind auch ihre Bewegungen. Vorteilhaft von ihr unterscheidet sich die Vertreterin des französischen Typs. Wird man auch in dieser eine Französin vergeblich suchen, so zeigt sie doch wenigstens den Abglanz eines physisch feiner gebildeten Menschenschlags.

Ihre leicht ölig glänzende Haut erinnert an das Bräunlich-Weiß, wie man es bei Franzosen am häufigsten findet. Der Schnitt des Profils ist unverkennbar feiner als bei ihrer holländischen Schwester, die Augen sind oft von auffallender Schönheit, und angenehm berührt eine etwas größere Lebendigkeit und Entfaltung von leichteren, nicht ungraziösen Bewegungen. In ihrem Wesen aber, in ihren eng begrenzten Lebensanschauungen gleichen sich durchaus beide Typen.

Begeben wir uns zu der Boerin weit im Innern der südafrikanischen Kolonien, wo sie im „Veld", weit ab von aller Zivilisation, unter Hottentotten und Kaffernstämmen oder gar auf dem „Treck" (Wanderung) aufwächst.

Abb. 478. Jugendliche britische Afrikanderin.

Während sich die Boeren im allgemeinen rein gehalten haben von einer Vermischung mit der schwarzen Rasse, zeigen sich hier doch, besonders im äußersten Westen der Kapkolonie, Beimischungen farbigen Blutes. Die junge Boerin entwickelt sich physisch schnell, mit 16 oder 17 Jahren gleicht sie unseren 23 bis 24jährigen Mädchen. So

wird sie auch entsprechend jung verheiratet und gebiert ihrem Gatten zahlreiche Kinder. Bei einer einzigen Frau sind achtundzwanzig Kinder gezählt worden! Ein Wagen, ein Zelt, eine Schaf- und Ziegenherde bilden die ganze Glückseligkeit des jungen Paares.

In der Jugend von proportionierter Fleischigkeit, nimmt sie im höheren Alter außerordentlich an Leibesfülle zu. Zur Freude ihres Gatten, der in solch einem wandelnden Fettklumpen sein Ideal erblickt. Sinn für Musik ist wenig entwickelt, von anderen Künsten zu schweigen. Auch von Sang und Tanz hört man wenig. Die einzigen Bücher, die die Boerin kennt, sind der Kalender und die Bibel, aus denen der Vater täglich vorliest. Eine gleich stumpfsinnige Existenz findet sich kaum zum zweiten Male bei einem Volksstamm, der sich zu den Europäern rechnet.

Abb. 479. Junge Boerendame. (Französischer Typ.)

Leutnant J. A. G. Elliot, der solche entlegene Ansiedlungen, in denen oft alle Wagen und Zelte von Blutsverwandten bewohnt werden, besucht hat, erzählt, daß der Boer freilich schnell zum Arzt schickt, wenn er sich selbst nicht wohl fühlt. Ist aber sein Weib oder ein Kind erkrankt, so denkt er nicht daran, sich Kosten zu machen. Die Liebe zu seinen Familienmitgliedern ist eben nicht sehr groß; sie sind ihm nicht viel mehr als sein Vieh. Er denkt sich, wenn sein Weib etwas Böses begangen hat, um nicht länger auf Erden zu weilen, so wäre es sündhaft, das Vorhaben des Allmächtigen zu stören. Wenig erfreulich ist auch das Bild, das uns Schweiger-Lerchenfeld von der Boerin entwirft:

„Eine Kindheit ohne Freuden, eine Jugend ohne Zauber, eine Ehe ohne Zärtlichkeit und Familienglück, das ist der Lebensweg, den das weibliche Geschlecht in den Niederlassungen am Oranje und Vaal von der Wiege bis zum Grabe zurücklegt. Als Familienmutter teilt sich ihr Tun und Treiben in zwölf Stunden im Bett liegen, elf Stunden auf dem Stuhl sitzen, wo sie mit Teetrinken, Teeschenken, Schnupfen und Nähen die Zeit verbringt." — Hier irrt sich Schweiger-Lerchenfeld. Teetrinken ist bei den Boeren — mit Ausnahme derjenigen, die in Johannisburg oder in den Hafenstädten englische Sitten angenommen haben — unbekannt. Gemeint ist schlechter, verwässerter Kaffee, der aus großen Tassen, die eher kleinen Eimern gleichen, den ganzen Tag getrunken wird.

Das Mobiliar in einem Boerenhause, hunderte von Meilen weit von der Zivilisation, hat wohl der „Ohm" (so pflegen sich die Boeren anzureden) mit seinen ältesten Söhnen plump und einfach selbst hergestellt. Das grobe Leinen und andere Stoffe mag „Tantje" (Name für die

Abb. 480. Junge Boerendame. (Französischer Typ.)

Boerenmutter) mit ihren Töchtern gewoben haben, obgleich sie heute meist vorziehen, solche Bedarfsartikel in den über das ganze „Veld" verstreuten Storehäusern einzukaufen. Natürlich huldigen die Frauen hier, was ihre Kleidung betrifft, keiner Mode, und auch der nie fehlende Sonntagsstaat ist von denkbarster Geschmacklosigkeit. Dieser wird angelegt für den Besuch der oft Meilen entfernten Kirche. Da erscheint die Boerenmutter in schwarzseidenem Kleid und mit einem mit mächtigen Straußfedern geschmückten Hut, die Kleinen in Spitzenkleidchen mit roten Schärpen oder in Matrosenanzügen.

Abschreckend wirkt auf Europäer die Unsauberkeit der Boeren, die aus einem gemeinschaftlichen Trog eingenommene Mahlzeit, wobei es nicht selten geschieht, daß sie mit ihren unsauberen Fingern in die Speise unmittelbar hineingreifen. Ältere Leute pflegen ihre Kleidung nicht abzulegen, wenn sie das Bett aufsuchen, jenes charakteristische Boerenbett, das an Breite seinesgleichen sucht. Es hat freilich oft die gesamte Familie in seine Decken einzuhüllen, alt und jung, den Ohm, das Tantje, die Söhne und Töchter.

Aber auch an sympathischen Zügen fehlt es nicht. Wlast hat die Boeren beobachtet, als sie bei Ausbruch des Krieges, Männer und Knaben, begleitet von ihren weiblichen Angehörigen, aus den entlegensten Teilen der Steppe nach Johannesburg gekommen waren, um sich von hier nach den Schlachtfeldern zu begeben.

„Als das Zeichen zum Einsteigen gegeben wurde, kam Bewegung in die stehenden oder im spärlichen Schatten der wenigen Bäume lagernden Gruppen. Ruhig und schnell wurden die Plätze eingenommen, trotzdem eine Anzahl von Frauen und Kindern den Scheidenden das Geleit gab. Kein lautes Wehklagen, kein stürmisches Abschiednehmen. Die Männer blieben würdig und ernst, die Frauen gefaßt bis zum letzten Augenblick, wo sie dem schon im Wagen sitzenden Gatten oder Sohne das Gewehr nachreichten. Entschlossenheit und Gottvertrauen blickten Männern und Weibern aus den Augen. — Dann noch ein letzter Gruß, ein letztes Kopfnicken, und der

Zug setzte sich in Bewegung. Wohl löste sich jetzt hier und dort der Schmerz in einen Strom von Tränen auf, und derbe, ehrlich gemeinte Flüche gegen die gottlosen Friedenstörer entwanden sich den Frauenlippen. Aber keine Anklagen gegen das Schicksal, kein Jammern über die ungewisse Zukunft wurden laut, obwohl die meisten der vereinsamten Weiber schweren Zeiten entgegengingen. Ohne Geld, ohne männlichen Schutz galt es für sie, den weiten Weg zu der entlegenen Farm zurückzufinden, dann aber deren Betrieb weiterzuführen, die schwarzen Arbeiter in Ordnung zu halten und mit ihnen die Ernte zu besorgen. Auch die Verteidigung des Familienbesitzes war nunmehr ihren schwachen Händen anvertraut. Das sind schwierige Aufgaben; aber wie zu der Zeit, da Weiber und Mädchen mit der Büchse die Wagenburgen gegen die Matabele verteidigen halfen, so sind sie auch heute noch ein derbes, tüchtiges Geschlecht. Selbst diejenigen, welche in den Städten oder deren Nähe wohnen, und bereits Federhüte tragen und Modezeitungen halten, bilden Schießvereine und wissen das Gewehr trefflich zu handhaben."

Auf einer ganz erheblich höher stehenden Kulturstufe steht die Boerin in den der Zivilisation erschlossenen Teilen der Kapkolonie, besonders in den Ortschaften unfern Kapstadt. Hier finden wir in großer Anzahl Familien die man bei uns etwa als „besseren Mittelstand" bezeichnen würde, Frauen von fraglosem Boerentypus, aber doch angenehm verfeinert, vielleicht um ein geringes indolenter als die britische Afrikanderin, aber wieder genügend regsam, von passabler Bildung und Interesse für moderne Kultur. Hier besucht die junge Boerin vortreffliche englische Schulen. Unter ihren besser situierten Volksgenossen im Innern des Landes ist es fast zur Mode geworden, die Kinder bis zur Erreichung eines „Grades" die normalen und auch die Hochschulen der Kapkolonie besuchen zu lassen, so daß für die Zukunft immerhin auf ein höheres Kulturniveau dieses Volkes zu rechnen ist. In dieser Hinsicht ist die Einverleibung des Transvaals und des ehemaligen Oranje-Freistaates in den Kronbesitz Großbritanniens zu einer wahren Wohltat für das Boerenvolk geworden.

Abb. 481. Eine Boerendame aus dem Innern Südafrikas. (Holländischer Typ.)

Die britische Afrikanderin

sei zum Schlusse noch erwähnt. Sie ist die auf afrikanischem Boden geborene Tochter aus Albions Stamm. Meist stand ihre Wiege in den Hafenstädten oder unfern der Küste des Ozeans, seltener im Veld. Ihre Hauptplätze sind die schmucke Kapstadt am Tafelberg oder das warme Durban, die Hauptstadt Natals. Sie gleicht durchaus der Britin des Mutterlandes, so daß wir uns über sie kurz fassen können. Ihre physische Entwicklung ist eine sehr rapide; junge Mädchen von vierzehn Jahren erscheinen meist als vollentwickelte Jungfrauen, von schlanker, aber genügend fleischiger Gestalt. Prächtig ist das volle, weiche Haar, das sie lang zu tragen lieben. Der Bildungsgrad, den sie in den zahlreichen Schulen und Hochschulen des Landes erlangen, ist beachtenswert. In moralischer Hinsicht gleichen sie ziemlich ihren britischen Schwestern in Europa. Verheiratet sind sie brave und fruchtbare Mütter. Allein in der Lebhaftigkeit des Temperaments und im Unternehmungsgeist stehen sie den Frauen Englands nach. — Zu erwähnen ist noch, daß öfters auch die Boeren Afrikanders genannt werden.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01490 3542